MADAME GUILLOTINE



REVOLUTIONSGESCHICHTEN

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

Curt Moreck / Revolutionsgeschichten

Curt Moreck

Madame Guillotine

Revolutionsgeschichten

1 9 1 9

Georg Müller Verlag München

Erstes bis viertes Tausend

Herausgegeben von Curt Moreck
Mit acht Bildbeigaben von
Wilhelm Thöny

Inhalt

Einleitung

Nicht allein um kurzweilig zu sein und weil hier Dichtung und nicht Geschichte sich kundgibt, leite ich dies Buch mit einem Gleichnis des immer ergötzlichen Anatole France ein, sondern weil es mir als eine Rechtfertigung dafür erscheint, Historisches und seine Ausstrahlungen im Prisma dichterischer Kristallisierung aufzuweisen.

Dies ist das Gleichnis:

Als der junge Fürst Zemir seinem Vater auf dem persischen Throne folgte, berief er alle Gelehrten seines Reiches, und nachdem er sie versammelt hatte, sprach er also zu ihnen:

„Der Doktor Zeb, mein Lehrer, hat mich gelehrt, daß die Menschen sich weniger Irrtümer aussetzen würden, wenn sie durch das Beispiel der Vergangenheit erleuchtet wären. Darum will ich die Annalen der Völker studieren. Ich befehle Ihnen, eine Weltgeschichte zu schreiben und nichts zu verabsäumen, um sie vollständig zu machen."

Die Gelehrten versprachen dem Wunsche des Fürsten zu willfahren, und nachdem sie sich beurlaubt hatten, gingen sie unverzüglich ans Werk. Nach Verlauf von zwanzig Jahren erschienen sie wieder vor dem Hause, gefolgt von einer Karawane von zwölf Kamelen, deren jedes fünfhundert Bände trug. Der Sekretär der Akademie warf sich vor den Stufen des Thrones nieder und sprach also:

„Herr, die Akademiker Eures Reiches beehren sich, die Weltgeschichte, die sie für Eure Majestät geschrieben haben, Euch zu Füßen zu legen. Sie umfaßt sechstausend Bände

und enthält alles, was wir über die Sitten der Völker und die Wechselfälle der Königreiche zu ermitteln vermochten. Wir nahmen die alten Chroniken auf, die sich glücklicherweise erhalten haben, und erläuterten sie durch zahlreiche Anmerkungen über die Geographie, die Chronologie und die Urkunden. Die Einleitung allein bildet die Last eines Kamels, und die Nachträge werden nur mit großer Mühe von einem andern Kamele getragen."

Der König erwiderte:

„Meine Herren, ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich gemacht haben. Doch ich bin von Regierungssorgen in Anspruch genommen. Ueberdies wurde ich während ihrer Arbeit älter. Ich bin, wie der persische Dichter sagt, zur Hälfte des Lebensweges gelangt, und vorausgesetzt auch, daß ich hochbetagt sterbe, so kann ich doch vernünftigerweise nicht hoffen, die Zeit zu finden, eine so lange Geschichte zu lesen. Sie soll in den Archiven des Königreichs niedergelegt werden. Wollen Sie mir bitte einen Auszug davon machen, welcher der Kürze des menschlichen Daseins besser Rechnung trägt."

Die persischen Akademiker arbeiteten abermals zwanzig Jahre; dann brachten sie dem König fünfzehnhundert Bände auf drei Kamelen.

„Herr," begann der lebenslängliche Sekretär mit schwächerer Stimme, „hier ist unser neues Werk. Wir glauben, nichts Wesentliches ausgelassen zu haben."

„Mag sein," erwiderte der König, „doch ich werde es nicht lesen. Ich bin alt; lange Unternehmungen ziemen meinen Jahren nicht, kürzen Sie noch mehr und zögern Sie nicht."

Sie zögerten so wenig, daß sie nach Verlauf von zehn Jahren wiederkehrten, gefolgt von einem jungen Elefanten, der fünfhundert Bände trug.

„Ich schmeichle mir, kurz und bündig gewesen zu sein," sprach der lebenslängliche Sekretär.

„Sie waren es noch nicht genug," antwortete der König. „Ich stehe am Ende meines Lebens. Kürzen Sie, kürzen Sie, wenn ich vor meinem Tode die Geschichte der Menschen noch kennen lernen soll."

Nach Verlauf von fünf Jahren erschien der Sekretär auf Lebenszeit abermals vor dem Palaste. Er ging auf Krücken und führte einen kleinen Esel am Zügel, der ein dickes Buch auf seinem Rücken trug.

„Eilen Sie," sagte ein Offizier, „der König liegt im Sterben."

In der Tat lag der König auf dem Sterbebett. Er warf dem Akademiker und seinem dicken Buche einen fast erloschenen Blick zu und seufzte:

„So werde ich denn sterben, ohne die Geschichte der Menschen zu kennen."

„Herr," entgegnete der Gelehrte, dem Tode fast ebenso nahe wie der König, „ich will sie Euch in drei Worte zusammenfassen: Sie wurden geboren, sie litten, sie starben."

Also erfuhr der König von Persien an seinem Lebensende die Weltgeschichte . . .

In diesem Sinne wollen die hier vereinigten Novellen eine Essenz der Zeitstimmung aus jenen deutlich sich abgrenzenden Epochen der großen Revolutionsbewegungen geben, eine Verdichtung der von Blut und Brand durchsättigten Atmosphäre. Vielleicht verschuldet es die Voluminösität unserer wissenschaftlich exakten Weltgeschichtswerke, daß unser Volk aus ihnen noch immer nichts gelernt hat und vielleicht das Schicksal jenes persischen Königs teilen muß. Mit Historischem will ich diese Einführung nicht belasten. Was eine Revolution in der Praxis ist, wissen die Zeitgenossen; in der Theorie ist sie — etwas anderes. Gustav Landauer hat ein kluges Buch darüber geschrieben. Es steht darin neben sachlichen Feststellungen manches treffsichere Urteil über die Revolution. „Die Re-

volution", schreibt 1793 Camille Desmoulins an seinen Vater, „scheint in den Rat derer, die die Republik regieren, keinen Verstand gebracht zu haben; ich sehe in ihr fast nur Ehrgeiz, wo früher Ehrgeiz war, und Habsucht, wo Habsucht war." Bezüglich des Erfolgs der Revolutionen ist Landauer kein ausschweifender Optimist. Er summiert den Gewinn der großen französischen Revolution darin, daß die Freiheit der Meinung nicht mehr dauernd gehemmt werden kann, und daß nichts mehr ganz feststeht, nichts mehr unantastbar heilig ist, nichts mehr zur Ruhe kommt und alles im Flusse ist. Er erklärt die Revolutionen als zusammenfassende und vorausgehende, auch immer wiederkehrende Mikrokosmen. Ueber ihr Wesen aussagend, deutet er, von den Verkündungen des ersten Theoretikers der Revolution Etienne de La Boëtie und von Bakunin ausgehend: In euch sitzt es, es ist nicht draußen; ihr selbst seid es; die Menschen sollten nicht durch Herrschaft gebunden sein, sondern als Brüder verbunden. Aber das Bewußtsein fehlt oder ist kümmerlich entwickelt, daß es heißen muß: Nicht durch Herrschaft, sondern —. Wohl ist die Negation dieser empörten Naturen erfüllt von Liebe, die Kraft ist, aber doch nur in dem Sinne, wie Bakunin es prachtvoll gesagt hat: Die Lust des Zerstörens ist eine schaffende Lust. Wohl wissen sie, daß die Menschen Brüder sind; aber sie glauben, sie seien es schon wieder, wenn die Hemmnisse und Gewalten entfernt sind. In Wahrheit sind sie es nur während der Zeit, in der sie die Hemmnisse und Gewalten bekämpfen und heben. In Wahrheit lebt der Geist nur in der Revolution; aber er kommt nicht zum Leben durch die Revolution, er lebt nach ihr schon nicht mehr. Sie werden sagen wollen: ja, wenn die Revolution einmal ganz siegreich sein wird; wenn nicht mehr das Alte, eben Bekämpfte sich wieder aufrichtet. Das ist so, wie wenn einer klagen wollte: wenn ich meine Träume festhalten und in Erinnerung und bewußtem

Schaffen starr machen und gestalten könnte, wäre ich der größte Dichter. Es liegt in der Tatsächlichkeit und so im Begriff der Revolution, daß sie wie ein Gesundfieber zwischen zwei Siechtümern ist; ginge nicht die Mattigkeit voraus und folgte nicht die Ermattung, so wäre sie gar nicht. Ganz etwas anderes, oder: noch etwas anderes dazu als Revolution ist nötig, damit ein Bleiben und ein ganzes, bleibendes Weitergehen über die Gestaltungen der Menschen kommt. Denn wir wissen jetzt, wie das Wort weiter zu sprechen ist: Nicht durch Herrschaft, sondern durch Geist; aber es ist noch nicht viel damit getan, daß wir den Geist rufen; er muß über uns kommen. Und er muß ein Gewand und eine Gestalt haben; er hört nicht auf den bloßen Namen Geist; und niemand lebt, der sagen kann, wie er heißt und was er ist. Diese Erwartung ist es, die uns ausharren läßt in unserm Uebergang und Weitergang; dieses Nichtwissen ist es, das uns der Idee folgen heißt. Denn was wären uns Ideen, wenn wir ein Leben hätten! — In unsern Jahrhunderten des Ueberganges ist die Bestimmung der Revolution, den Menschen ein Bad des Geistes zu sein. In dem Feuer, der Hingerissenheit, der Brüderlichkeit dieser aggressiven Bewegung erwacht immer wieder das Bild und das Gefühl der positiven Einung durch verbindende Eigenschaft, durch Liebe, die Kraft ist; und ohne diese vorübergehende Regeneration könnten wir nicht weiter leben und müßten versinken.

Ich habe mich bemüht, diese Einleitung nicht zur Last eines Kamels anwachsen zu lassen und ich denke, es ist mir gelungen.

München — Prinz Ludwigshöhe.

Curt Moreck.

Das Ende der Könige
Von
Kurt Martens

Der Herold des Volkes stieß in sein Horn, und weit über die Felder hin erdröhnte ein ungeschlachter Ruf, der das Ende des Kampfes verkündete.

Nun wischten die Männer ihre Spieße und Sensen ab am tauigen Gras, sammelten sich zu Scharen und zogen dem Hügel zu, wo die Führer sich hielten, die Führer Sin, Oder und Kro.

Ganz vorn, am Rande des Abhangs, stand Sin im langen graustaubigen Mantel, gestützt auf das Schwert, in der Brust den Triumph siegreicher Vergeltung.

Da lagen sie, die Prinzen und Edelinge, in ihrem Stolze zertreten von der Masse des Volkes. Keiner entkam. Um ihren jungen König waren sie alle gefallen, die Reste des Adels, alle geopfert für das allmächtige Volk.

Er, Sin, hatte sie erkannt in ihrer Schwachheit und ihrem Uebermut. Er, ein Sohn der Gepeinigten, der Empörten, hatte die Weisheit der Völker gelernt und vor dem Throne des Königs geredet. Aber der junge König hatte mit feinem Lächeln ihm gewinkt, zu schweigen, daß er wieder hinabstieg zu seinen Genossen, verspottet von den höfischen Rittern.

Da hatte der unerbittliche Groll ihn gepackt, in den die Unverstandenen sich vergraben. Im Lande war er umhergezogen, von Hütte zu Hütte, und hatte die Seelen der Sklaven mit seinen Worten erhitzt, die Faust nach den Burgen geschüttelt, wo zarte Edelknaben mit verbuhlten Damen zur Laute sangen. Mit Wille und Leidenschaft bezwang er ihre stumpfe Feigheit. Sie krochen aus ihren schmutzigen Höhlen hervor, allerlei Waffengerät in der Hand, und ließen von Sin sich führen, dem der kampflustige Oder sich zugesellte und Kro, den die Sucht nach Beute trieb. —

Immer dichter wälzten sich nun von allen Seiten die Massen der Bewaffneten heran, gleich Zügen schwarzen Raubgevögels, von denen die Landschaft düster und die Luft mit

Aasgeruch verpestet wird. Hinter ihnen, ringsum am Horizonte ragten zackige Wolkenwände, die langsam aufwärts schlichen und schon mit gierigen Fingern um den Sonnenball sich stritten. Die letzten Strahlen seiner roten Pracht zuckten über den Klee, spiegelten sich in den goldenen Panzern, liebkosten noch mit flüchtigem Gruße die blassen, schmalen Wangen der sterbenden Ritterschaft.

Die Männer des Volkes aber, dicht geschart um ihre Führer, brachen in eine wild jubelnde Siegesfreude aus, lachten und tanzten in wuchtigen Sprüngen und sangen das Lied vom Tode der Könige:

„Heia, wie liegen die Hunde geschlachtet,
Wie blinkt in den Bechern ihr hündisches Blut!“

„Seht zu, ihr Führer,“ riefen sie, „ob unsre Arbeit nicht fleißig war, ob wir auch nur einen haben entwischen lassen.“

„Eines ist noch übrig,“ rief Oder, „eine alte Burg, die noch verschlossen blieb. Ihr müßt sie nehmen, damit wir sicher sind.“

„Eine Burg?“ riefen die Männer. „Entging uns eine? Wo sollte sie liegen?“

„Die Burg des Ruhmes,“ antwortete Oder, „eine alte Königsburg. Seht ihr sie nicht, dort in dem Felsen? Mit schwarzen Quadern ist sie eingemauert in den dunkeln Basalt.“

Als sie das hörten, lähmte ein Schrecken die Männer. Sie blickten sich an, und keiner wagte es, zuerst von seinen furchtsamen Gedanken zu sprechen. Ein Flüstern entstand, hob sich zu zweifelnder Rede und Gegenrede, und endlich kam den Führern die Antwort:

„Es ist ein Fluch für den, der sie erobert.“

„Was sagt der Fluch?“

„Wir wissen es nicht; niemand weiß es.“

„Ihr törichten Kinder,“ rief Sin, „die Zeit ist vorüber,

wo wir uns durch Flüche schrecken ließen. Mit euern Waffen habt ihr sie heute erschlagen. Die Könige waren es, die den Fluch erfanden. Mit den Königen ist er nun tot."

Da trat der Führer Kro unter die Zaudernden und sprach:

„Ich kenne ein anderes Gerücht, das sichrer und fröhlicher klingt. In der Burg des Ruhmes wird der glänzende Hort bewacht, den die Könige seit Urzeiten sich sammelten. Aus Furcht und Eifersucht ließen sie den Fluch unter euch verbreiten. Nun treten wir das Erbe an. Nehmt eure Waffen, Männer, vorwärts, erobert die Burg und teilt euch in die Schätze!"

Er ordnete die Scharen und redete noch manchem gütlich zu. Dann setzten die Führer sich an die Spitze. Es folgte ihnen der Zug über das Schlachtfeld nach der Burg.

Schweigend ritt Sin. Eine große Kälte war über ihn gekommen. Die Stille der Toten lagerte sich um sein Herz, so daß ihn fröstelte. —

Wie schmückten doch diese Toten in schlanker Schönheit, mit der leichten Haltung ihres Sterbens das kahle Feld!

Zwischen den Leichen krochen und duckten sich Weiber, lüstern nach dem Schmuck der Gefallenen. Sie streiften die Ringe von den erstarrten Fingern und rissen die Spangen vom Arme, und wenn sie einen Prinzen entdeckten, so kicherten sie einander zu. Viele liefen auch frohlockend neben dem Zuge her, schwenkten kreischend ihre Kinder und priesen die Männer, daß sie sich freigemacht von der verfluchten Brut der Edelinge.

Sin trieb zur Eile und wünschte, es wäre erst alles vorüber, die Toten begraben, und das Geschrei des Sieges verstummt. Es hatte ihm als Führer des bedrängten Volkes weit besser behagt, denn an der Spitze des befreiten. —

Inzwischen hatte die Dämmerung, den schwarz geballten Nebel im Gefolge, die Sonne ganz verschlungen. Die Luft

ward grau wie die fettige Erde. Nur hie und dort, Irrwischen gleich, leuchtete das Antlitz eines Helden, weißviolett in dem geronnenen Blut. In den Höhen des Aethers begann ein junger Wind zu kreisen; eintönig flüsternde Melodien zogen über das Feld.

Vor dem nahenden Heere breitete sich plötzlich ein seltsamer Kreis auf dem Boden:

„Es sind Ritter!" schrien die Weiber, „ein Kreis von Erschlagenen. — Und einer liegt gerad in der Mitte — allein!"

„Ihr Führer, ihr Männer, kommt doch heran und seht! — Sehet, es ist der König!"

Sin blickte auf und sah den jungen König liegen in einem Kranz von Edelleuten, die sich um ihn geschart, ihn zu schützen und für ihn zu sterben. Und wieder fand er auf diesen Lippen das feine Lächeln, das ihm damals Schweigen gewinkt, die göttliche Huld und Grazie, die sich vom Thron erhoben.

„Wir haben ihn sehr gehaßt," frohlockte Oder, „nun ist er tot!"

„Diese vornehmen Toren!" sprach Kro. „Stets bäumten sie sich gegen ihn und haben nun doch ihr Leben verschenkt."

„Ihrem König haben sie es geschenkt," antwortete Sin.

„Einem Könige, dessen sie untereinander spotteten."

„Aber er blieb doch ihr König."

„Kraft und Arbeit war ihnen fremd geworden, ihr Leben nur ein ewiger Genuß. Darum mußten sie fallen. Aber sich selber zu opfern, war töricht und toll."

„Sie kannten Genüsse," sprach Sin, „die wir nicht verstehen. Und so erschien wohl auch das Sterben in Treue ihnen als ein seltenes, wunderedeles Genießen."

Da lachten Oder und Kro und trieben das Heer zum Marsche vorwärts.

Sin aber vernahm ein leises Weinen und schmeckte Tränen

in der Luft. Ueber das Feld hin zog ein Trauern, das ihm die Scham zu Herzen trieb.

Jetzt stießen die Wolken im Zenith zusammen, ballten und zerrissen sich, gejagt von dem jungen Wind; der wuchs und wuchs, lernte das Singen und Pfeifen des Sturmes, tobte zwischen den Felsen, zum Wirbel sich drehend.

Die Burg stieg auf, kaum sichtbar in ihrem schwarzen Gemäuer, das mit den Klüften des Basaltes unter dem Mantel aufsteigender Nacht sich verbarg.

Langsam, tastend bei Fackelschein, zog das Heer den schmalen Pfad hinan. Die Furcht ging um unter den Männern und schüttelte ihnen grinsend die Knochen. Mit geduckten Blicken spähte jeder, ob nichts sich ihm entgegenstelle. Aber ungehindert fanden sie das Tor.

Als Oder daran schlug mit dem Schwert, gab es einen metallenen Klang, wie von feingeschmiedetem Erz.

„Es ist verschlossen," sagte er, „wir müssen es zerschlagen."

Da traten drei der Mutigsten hervor und schwangen mit großer Gewalt ihre Keulen, so daß die Flügel berstend auseinander sprangen.

Und staunend sahen alle, daß es ein Tor von feinstem Holze war, nur verkleidet mit edlem Metall.

Der Burghof, den sie betraten, war leer. Eine weite Halle, von spitzen Bogen überspannt, mit ihren glatten Marmorfliesen eher zu Tanz und bunten Gelagen gepaßt, als zu Streit und Verteidigung. Dünn gewundene Säulen trugen das Gewölbe und waren mit Ranken gelber Lilien geschmückt, deren Duft und Farbe niemand aus dem Volke kannte. Es strichen süßeste Gerüche durch den Raum und kosten mit Akkorden von verklingendem Saitenspiel.

Die Männer des Volkes horchten und starrten in blöder Verwunderung. Sie glaubten, es wäre der Sturm, der an den Zinnen tönte. Nur in Sin regte sich ein leises Ab-

nen von flüchtender Schönheit, die seinem Empfinden sich entwand.

„Die Burg ist verlassen!“ jubelten die Männer. „Aus ist der Kampf, der Hort überliefert!“

Darauf stiegen Sin, Oder und Kro die breite Treppe hinan, die zu den Gemächern führte. Sie schritten auf Teppichen, zwischen Palmen, wie in einem Seenland. Der Mond, der durch die Wolken brach, leuchtete ihnen mit blassem Licht.

„Bleibt zurück!“ befahlen sie dem Volke, „wartet, ob wir euch rufen!“

Oben zog sich quer vor den Stufen ein Vorhang hin, von lastendem Purpur, der den Blick ins Innerste verschloß.

Sin schlug ihn da, wo er sich teilte, zurück und trat ein. Ihm folgten die beiden andern.

Vor ihnen lag in Träumen ein hoher Saal, getränkt vom fahlen Licht der Nacht, das durch die Bogenfenster flutete, und mitten zwischen mächtigen Schildern und Gewaffen, Trophäen, deren finsterer Ernst die Wände deckte, ragte aufrecht in gespreizter Wucht ein Greis von würdigster Gestalt, in der Hand das Schwert.

Unter dem zuckenden Blitz seiner Augen erbebten die Führer des Volkes. Sie glaubten ihn tot und erkannten ihn wieder, der in der Erinnerung des Volkes war wie ein Lebendiger, den alten König Adelare!

„Gib uns dein Schwert,“ rief Sin, „denn du bist in unserer Hand. Ergib dich, König Adelare!“

Aber der Alte faßte sein Schwert nur fester mit der knochigen Faust.

„Wir ehren deinen Ruhm,“ sprach Oder, „und die Macht, die in dir wohnte. Aber deinen Söhnen schwand sie; die Kraft deines Adels verfiel. Nun schreitet das Volk über euch hinweg. Ergib dich, König!“

„Dein Szepter", so höhnte Kro, „ist ein Spiel für Kinder geworden. Die Weiber lachen, wenn man Könige nennt!"

Der König Adelare sprach kein Wort. Er blickte diese fremden Männer an wie seltsames Gewürm, vor dem es sich nicht lohnt, den hohen Zorn zu zeigen. Sie waren ihm zu klein für die Vergangenheit, in der er lebte.

Und wieder war es Sin, als höre er das leise Saitenspiel wonniger Klagen. Aus jenen Räumen drang es her, die der Rücken des Königs deckte. Girrend rauschte das Lied und breitete Vergessenheit um seine Sinne, lockte, lockte und rief.

Mit raschen Schritten trat er vor.

Da plötzlich schwang der Alte über ihm das Schwert. In den erloschnen Augen war der Zorn des Priesters, der sein Heiligtum verteidigt. Fast wäre Sin vor diesem Zorn gefallen.

Doch seine Genossen schirmten ihn. Sie stürzten sich auf den König mit ihren Lanzen und kreuzten die Spitzen in seiner Brust.

So fiel der König Adelare. Aus seinem Herzen quoll das teure königliche Blut. —

Die ihn aber getötet hatten, liefen hinab zum Volk und meldeten ihren Triumph. In Haufen stürmten die Männer durch die Burg, durch alle Gemächer drang ihr lautes, hastendes Suchen, ihr Geschrei nach dem verborgenen Hort. —

Sin blieb allein zurück beim toten Adelare. Er dachte seiner Kindheit, da die Lieder von Helden ihn noch berückten, da er den Ruhm des alten Königs noch liebte ohne Grübeln und ohne Zorn. Nun kam es über ihn wie Abschiedsweh. Dahin der Groll der letzten harten Zeiten, verweht auch das Gelüst auf Rache. Tot die Könige und die Helden, erstorben gläubige Bewunderung! Da ergriff den Führer Sin eine seltsam tiefe Trauer. In seinen Arm nahm er den König Adelare und küßte diese welken Lippen voll Ehrfurcht vor der heiligen Vergangenheit. —

Noch einmal, flüchtig und hell, flammte drüben die silberne Musik.

Da, wie sie erlosch, erhob sich Sin. Sein Herz war voll Sehnsucht, so daß ihn schwindelte. Mit flehenden Händen griff er nach dem Gemäuer . . .

Hinein zu diesen letzten Tönen und sie halten . . .!

Und die Steine wichen dem Druck. Sie bröckelten und brachen zusammen wie morsches Geröll.

So öffnete sich die Wand zum breiten Tor.

Finster war es drinnen, duftig von modernden Blüten wie in einem Grabgewölbe.

In einem Kreise tränenlos weinender Frauen fand er da schimmernd von seidnen Gewändern die süßeste Erfüllung menschlicher Träume.

Das waren die Düfte der Lilien, die perlenden Töne der Saiten, die das Volk nicht vernahm. Der Zauber fremder Schönheit bannte vor ihr die Welt, daß nichts sie zu streifen wagte und selbst das blasse Licht des Mondes sich zagend und scheu vor dem Tore hielt.

Zu ihren Füßen warf Sin sich nieder:

„Du bist es," rief er, „von der ich träumte; von dir hat meine Hoffnung erzählt in der stillen Zeit."

„Ich bin Gimâli, die Königstochter, du aber, ein Königs=mörder, was willst du von mir!"

„Meine Tat will ich büßen an dir, wenn du mir folgst, mir, Sin, dem Führer. Eine Königstochter ist es, deren ich bedarf und auch das Volk. Deine Süßigkeit soll über uns kommen. Mit deinen Tränen sollst du uns rein waschen von Staub und Blut. Das Volk sollst du lehren, dich zu verstehen, und sollst unsere Königstochter bleiben."

Da senkte Gimâli ihre Blicke in die des Sin. Es brach dar=aus die ganze Sehnsucht knospender Leidenschaft. Denn er bot ihr die Freiheit und die gesunde, schrankenlose Lust.

Und doch wich sie zurück, wie er sie fassen wollte, bebend vor dem Manne des Volkes, vor seiner klaren, harten Kraft:

„Die Zeit der Könige ist vorüber," klagte sie, „und ich muß folgen, damit ich nicht vom Dunste Eures Atems sterbe. Die Luft, die Euch ernährt, die würde mich vergiften. Gib mir den Weg frei, Führer!"

Und sie erhob sich mit ihren Edelfrauen und zog die breiten Stufen hinab, mitten zwischen den lärmenden Männern hindurch, deren Augen erblindeten vor ihrer Schönheit. Gleichwie im luftigen Geisterzuge schwebte sie über das Schlachtfeld, über das Land, weit, weit hinaus in fremde Ferne.

Ihr folgten allein die Augen des Sin, der die Schönheit ziehen sah und den Fluch verstand.

An einem Pfeiler von Basalt zerschellte der Führer des Volkes sein Schwert. Seine ruhmlose Macht warf er hin vor die Füße der Männer, die vergebens schrien und tobten nach dem Horte der Könige.

Der König von Münster

Von

Wilhelm Schmidtbonn

Während vor den Mauern die Geschütze schlugen und die Angreifenden und die Verwundeten gleicherweise schrien, saß Jan Bockelson, der König von Münster, der ehemals ein Schneider gewesen war, in seinem goldenen Stuhl, roten Wein in der Hand. Um ihn, unter tönenden Schellen, tanzten seine siebzehn Frauen. Zum letztenmal — denn heute war der letzte Tag, an dem die Stadt dem Feinde standhalten konnte, der letzte Tag dieses seit vier Monaten wahnsinnig erhitzten und jäh abrollenden Lebens.

Jetzt schon so bleich im Gesicht, wie er erst morgen im Tod hätte zu sein brauchen, mit einer vom Krampf erhöhten Stimme, hieß Jan alle Frauen die Kleider abtun. Mit immer nur langsam gelösten Augen hing er an den Bewegungen der siebzehn weißen Leiber. Er ließ die Fenster mit roten Tüchern verhängen, daß alle Leiber durch eine blutige Dämmerung leuchteten. Er ließ die roten Tücher mit blauen auswechseln, daß nur noch gespenstische Schatten tanzten. Er hieß alle Frauen zusammenstehen zu einem einzigen Leib, mit verklammerten Beinen und Armen. Seine Augen brannten, als bedecke die dünne Haut nur noch rotes Feuer, aus seinem Mund fiel dampfender Speichel, der wie Säure in das Gold des Stuhles Löcher brannte.

Jan schritt in seinem grünen Kleid und seinen goldenen Schuhen zu diesem einen Leib von Leibern hin, schlug die Arme darum, soweit er langte, öffnete die Zähne, so breit er konnte, und vermochte doch nicht mehr, als seine Zähne in einen kleinen runden Fleck an einem der siebzehn Leiber hineinzudrücken. Er vermengte die Haare aller siebzehn miteinander, wühlte sein Gesicht hinein. Er bog den Kopf zurück, schlug mit den Fäusten gegen den Leib, voll Zorn, daß er die Wollust der siebzehn Leiber nicht auf einmal in sich trinken konnte, taumelte geschlagen, gebückt und klein geworden in seinen Stuhl zurück, saß da mit geschlossenen Augen, wäh-

rend die Siebzehn, ohne sich zu lösen und in der Erregung der eigenen Sinne keuchend, zu dem König hinsahen. Die zehrende Hingabe zu dem einen Manne, die gemeinsame Traurigkeit, daß sie nicht vermochten, dem Freund den letzten Wunsch der Sinne zu erfüllen, machte wenigstens aus den siebzehn Herzen ein einziges. Darum brannte das Verlangen, den Schönen, Schwarzlockigen, Glühenden, der in der Liebe von wunderbarer Beredsamkeit wurde und der morgen der Starre des Todes verfallen war, noch einmal zu besitzen, noch einmal von ihm besessen zu sein, in allen in gleichem Maße hoch. Sie drängten Leib an Leib, Arme in Arme, wollten erzwingen, ineinander zu verschmelzen.

Zugleich traf draußen die Sonne, die bisher hinter Wolken gewesen war, unvermutet auf die Fenstertücher, so daß das Blau im Saal ganz unirdisch aufflammte. Wie unter der Wirkung dieses blauen Lichtes, wuchsen da die siebzehn Leiber wirklich ineinander. Schulter griff in Schulter, Knie in Knie, als wären überall Mäuler gewachsen, Haut löste sich und wuchs auf Fremdes hinüber, das zusammenströmende Blut tönte laut hörbar. Ein ungefüger weißer Block bildete sich, formte sich hoch, tat zwei Arme aus, zwei Beine, bildete ein Gesicht. Eine neue Frau stand da, die, mit der Glut von siebzehn Lieben angefüllt, eine nicht mehr menschliche Schönheit zeigte. Die Gestalt errötete unter den geweitet starrenden Augen des Königs und stand, ihn erwartend, der vom Stuhl herunterkam, sonderbar schwebend, als trete er nicht über festen Boden. Er sah in die neuen Augen, über die Stirn, den Hals, die Hüften, die Füße hin und erkannte in jedem Teil eine Schönheit wieder, die er an einer der Siebzehn bewundert hatte. Obwohl es ein neues Wesen war, erschien ihm nichts fremd daran, machte ihm der Klang der Stimme die tausend Seligkeiten der vergangenen Monate, an denen nur immer eine der Siebzehn teilgenommen hatte, alle auf

einmal wieder lebendig. Im Uebermaß des Gefühls, das über ihn hereinschlug, fiel er in die Knie. In Furcht wollte er fliehen. Aber die neue Frau streckte die Hände nach ihm aus, die das Verlangen und die Kraft so vieler Hände in sich vereinten, und zog ihn an die Brüste, an deren allzu vollkommener Rundung seine Augen plötzlich weiß wurden und erloschen. Entsetzt aufschreiend und doch in die Fülle des seligsten Gefühls sich hineinstürzend, verbrannte er am atmenden Fleisch dieses Leibes wie an einem feurigen Ofen, daß nichts von ihm übrig blieb als ein Häuflein gelber Asche auf dem schwarzen Marmor der Erde.

Das neue Wesen aber schien an seiner eigenen Brunst zu wachsen, schritt riesenhaft durch den Saal zur Treppe, die Treppe hinunter auf den Markt. Mit ungeheuer gewordenen Händen griff es nach Männern, die es, als ob sie Holzscheite oder Bausteine wären, übereinander zur Erde warf. Aber als ob hier nicht Liebe, sondern Haß tätig sei, lagen die Männer zerschmettert und tot auf dem Pflaster. Bis ein Turm, der von einem Geschoß des Feindes einstürzte, die Riesin selber begrub.

Die Götter dürsten

Von

Anatole France

Evarist Gamelin, Maler und Schüler Davids, Bürger des Stadtbezirks Pont-Neuf (vormals Henri IV.), ging frühmorgens nach der einstigen Barnabitenkirche, in der seit drei Jahren — seit dem 21. Mai 1791 — die Generalversammlung dieses Bezirks tagte. Die Kirche ragte auf einem engen, düsteren Platze, nahe dem Gitter des Justizpalastes. Die verwitterte, von Menschenhand verstümmelte Fassade bestand aus zwei antiken Pfeilergeschossen, die mit halb zerstörten Gesimsen und mit Pechpfannen geschmückt waren. Die Wahrzeichen des Glaubens waren roh abgemeißelt, und über dem Portal stand in schwarzen Buchstaben der Wahlspruch der Republik: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder Tod." Evarist Gamelin trat ein. Unter den Wölbungen des Kirchenschiffs, die einst vom Chorgesang der Bruderschaft St. Pauli widerhallten, saßen jetzt die Patrioten in roter Mütze, um die Stadtverwaltung zu wählen und über die Geschäfte des Bezirks zu beraten. Die Heiligenfiguren waren aus ihren Nischen entfernt und durch Büsten von Brutus, Jean Jacques Rousseau und Le Peltier ersetzt worden. Auf dem seines Schmuckes beraubten Altar stand eine Tafel mit der Verkündung der Menschenrechte.

Zweimal wöchentlich, von fünf Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts, fanden hier die öffentlichen Versammlungen statt. Die Kanzel, an der die Nationalfahne prangte, diente als Rednertribüne. Gegenüber, auf der linken Altarseite, war ein Brettergerüst aufgeschlagen; es war für die Frauen und Kinder bestimmt, die diesen Versammlungen in großer Zahl beiwohnten. An einem Schreibtisch zu Füßen der Kanzel saß an jenem Morgen in roter Mütze und Karmagnole der Bürger Dupont der Aeltere, Tischler von der Place de Thionville und Mitglied vom Ueberwachungsausschuß. Auf dem Schreibtische stand eine Flasche mit Gläsern und Schreibzeug; daneben lag ein Schriftstück, der Text einer Peti-

tion, zwanzig unwürdige Mitglieder des Konvents zu ächten.

Evarist Gamelin griff zur Feder und unterschrieb.

„Ich wußte es wohl," sprach der Tischler und Beamte, „du würdest deine Unterschrift leisten, Bürger Gamelin. Du bist lauter. Aber die Leute vom Bezirk sind lau und ohne Bürgertugend. Ich gab dem Ueberwachungsausschuß den Rat, jedem, der die Petition nicht unterschreibt, die Bescheinigung des Bürgerrechts zu verweigern."

„Ich bin bereit," erwiderte Gamelin, „die Aechtung der föderalistischen Verräter mit meinem Blute zu unterschreiben. Sie wollten Marats Tod: nieder mit ihnen!"

„Die Lauheit", fuhr Dupont der Aeltere fort, „ist unser Verderben. In einem Bezirk von neunhundert stimmberechtigten Bürgern kommen keine fünfzig zur Versammlung. Gestern waren wir achtundzwanzig."

„Wohlan!" rief Gamelin, „so muß man sie bei Strafe zum Herkommen zwingen."

„Oh! Oh!" stieß der Tischler stirnrunzelnd hervor. „Wenn sie alle kommen, sind die Patrioten in der Minderzahl ... Bürger Gamelin, trinkst du ein Glas Wein auf das Wohl der braven Sansculotten?" ...

An der Kirchenwand auf der Kanzelseite las man die Worte: „Zivilausschuß", „Ueberwachungsausschuß", „Wohltätigkeitsausschuß". Ein schwarzer Handweiser daneben zeigte nach dem Kreuzgang. Wenige Schritte weiter, über der Tür der früheren Sakristei, stand die Inschrift: „Militärausschuß". Gamelin trat ein und fand den Sekretär des Ausschusses schreibend an einem großen Tische, der mit Büchern, Papieren, Eisenbarren, Patronen und Salpeterproben bepackt war.

„Gruß, Bürger Trubert, wie geht's?"

„Mir? ... Ausgezeichnet!"

Das war die stehende Antwort des Sekretärs vom Mili-

tärausschuß, Fortuné Trubert, auf alle Fragen nach seinem Befinden, weniger um die Wahrheit zu sagen, als um jede Unterhaltung über den Gegenstand abzuschneiden. Obwohl erst achtundzwanzig Jahre alt, hatte er eine welke Haut, spärliches Haar, rote Flecken auf den Backen und einen krummen Rücken. Er war Optiker am Quai des Orfèvres gewesen. Sein Geschäft war sehr alt; er hatte es aber im Jahre 91 an einen alten Gesellen verkauft, um sich ganz seinen Amtsgeschäften zu widmen. Seine reizende Mutter, die mit zwanzig Jahren gestorben war und deren zarte Anmut einigen alten Leuten im Stadtviertel noch in rührender Erinnerung stand, hatte ihm ihre schönen leidenschaftlichen Augen, ihre Blässe und ihre Schüchternheit vererbt. Vom Vater Optiker und Hoflieferant, der mit dreißig Jahren der gleichen Krankheit erlegen war, hatte er klaren Geist und Fleiß überkommen.

„Und du, Bürger," fragte er im Weiterschreiben, „wie geht's dir?"

„Gut. Was Neues?"

„Nichts, nichts. Du siehst ja, hier herrscht größte Ruhe."

„Und die Kriegslage?"

„Stets die gleiche."

Die Kriegslage war verzweifelt. Das schönste Heer der Republik in Mainz eingeschlossen, Valenciennes belagert, Fontenay von den Leuten der Vendée genommen, Lyon in Aufruhr, die Cevennen in heller Empörung, die spanische Grenze offen, zwei Drittel aller Departements in Feindes Hand oder im Aufstand, von den österreichischen Kanonen bedroht, ohne Geld und Brot.

Fortuné Trubert schrieb ruhig weiter. Auf Befehl der Stadtverwaltung sollten die Bezirke zwölftausend Mann für die Vendée ausheben. Er war damit beschäftigt, die Anordnungen für die Aushebung und Bewaffnung des Kontingents vom Pont-Neuf (vormals Henri IV.) aufzusetzen. Alle Ge-

wehre sollten auf Anforderung ausgeliefert, die Nationalgarde des Bezirks mit Jagdflinten und Piken ausgerüstet werden.

„Ich bringe dir", sagte Gamelin, „die Liste der Glocken, die zum Gießhaus im Luxembourg sollen, um zu Kanonen eingeschmolzen zu werden."

Obwohl Evarist Gamelin keinen Heller besaß, war er als aktives Mitglied der Sektion eingeschrieben. Das Gesetz verlieh dieses Vorrecht zwar nur solchen Bürgern, die Geld genug besaßen, um einen Beitrag im Werte von drei Arbeitstagen zu leisten; zudem war eine Frist von zehn Tagen bis zur Wählbarkeit und Wahlberechtigung vorgeschrieben. Doch der Bezirk Pont-Neuf, der für Gleichheit schwärmte und eifersüchtig über seine Selbständigkeit wachte, sah jeden Bürger für wahlberechtigt und wählbar an, der seine Uniform als Nationalgardist selbst bezahlt hatte. Dies war der Fall bei Gamelin, der aktives Mitglied seines Bezirkes und Mitglied des Militärausschusses war.

Fortuné Trubert legte seine Feder hin und sagte:

„Bürger Evarist, geh doch zum Konvent und bitte um Instruktionen, damit wir die Kellerwände abkratzen, die Erde und die Bausteine auslaugen und Salpeter gewinnen können. Mit Kanonen allein ist nichts getan, wir brauchen auch Schießpulver."

Ein kleiner Buckliger, die Feder hinterm Ohr, trat mit Schriftstücken in die vormalige Sakristei. Es war der Bürger Beauvisage vom Ueberwachungsausschuß.

„Bürger," sagte er, „der optische Telegraph bringt uns schlimme Kunde; Custine hat Landau geräumt."

„Custine ist ein Verräter," rief Gamelin aus.

„Er wird guillotiniert werden," sagte Beauvisage.

„Der Konvent", erklärte Trubert mit seiner etwas atemlosen Stimme, doch in gewohnter Ruhe, „hat den öffentlichen

Wohlfahrtsausschuß nicht mir nichts dir nichts eingerichtet. Custines Verhalten wird von ihm untersucht werden. An Stelle dieses Unfähigen oder Verräters wird ein zum Sieg entschlossener General hingeschickt werden, und ça ira!“

Er blätterte in den Papieren und blickte mit seinen müden Augen darüber hin.

„Sollen unsere Soldaten ohne Zagen und Wanken ihre Pflicht tun, so müssen sie wissen, daß für ihre Angehörigen daheim gesorgt wird. Bist du auch der Meinung, Bürger Gamelin, so wirst du und werde ich bei der nächsten Versammlung beantragen, daß der Wohltätigkeitsausschuß sich mit dem Militärausschuß zur Unterstützung armer Familien zusammentut, die einen Verwandten im Heere haben.“

Und lächelnd summte er vor sich hin:

„Ça ira, ça ira!“ . . .

Der schlichte Schreiber eines Bezirksausschusses, der Tag für Tag zwölf bis vierzehn Stunden an seinem rohen Holztisch arbeitete, um das bedrohte Vaterland zu retten, hatte keinen Blick für das Mißverständnis zwischen seiner Riesenaufgabe und der Unzulänglichkeit seiner Mittel. Dazu fühlte er sich in seinem Streben zu einig mit allen Patrioten und sein Ich verschmolz zu sehr mit der ganzen Nation, mit dem Sturm und Drang eines großen Volkes. Er war einer jener geduldigen Schwärmer, die nach jeder Niederlage auf den unmöglichen und doch gewissen Sieg bauten. Denn siegen mußten sie. Diese Habenichtse, die das Königtum vernichtet, die alte Ordnung umgestürzt hatten, Leute wie Trubert, ein kleiner Optiker, oder Gamelin, ein Winkelmaler, erwarteten von ihren Feinden keine Gnade. Sie hatten nur die Wahl zwischen Sieg und Tod. Daher ihre Begeisterung und heitere Ruhe.

*

Zehn Uhr morgens. Kein Lüftchen regte sich. Es war im Juli und heißer denn je. In der engen Rue Jérusalem standen gegen hundert Bürger des Bezirks einer hinter dem anderen vor einem Bäckerladen, beaufsichtigt von vier Nationalgardisten, die mit Gewehr bei Fuß ihre Pfeife rauchten.

Der Konvent hatte einen Höchstpreis bestimmt, und sofort waren Korn und Mehl verschwunden. Wie das Volk Israel in der Wüste, so standen die Pariser vor Tagesanbruch auf, wenn sie etwas essen wollten. Dicht gedrängt, standen alle Männer, Weiber und Kinder in der versengenden Glut, die auf den Abfällen der Gossen brütete und die Ausdünstungen von Schweiß und Schmutz widerlich erhöhte. Sie schupsten sich, riefen sich an und betrachteten sich mit allen Gefühlen, die Menschen füreinander hegen: Abneigung, Ekel, Eigennutz, Begierde und Gleichgültigkeit. Durch eine trübe Erfahrung hatte man gelernt, daß das Brot nicht für alle Erdenkinder ausreicht, und so suchten die Letzten sich vorzudrängen; die Zurückgedrängten schimpften und pochten vergebens auf ihr mißachtetes Recht. Die Weiber arbeiteten wütend mit Hüften und Ellbogen, um ihren Platz zu behaupten oder einen besseren zu kriegen. Wurde das Gedränge zu arg, so erschollen Rufe: „Nicht drängen!“ Ein jeder protestierte dann und behauptete, er würde gedrängt.

Um diese täglichen Auftritte abzustellen, waren die Kommissare des Bezirks auf den Einfall gekommen, vor der Tür des Bäckerladens eine Leine zu spannen, die jeden in Reih und Glied zwang. Aber die Hände, die sich an der Leine drängten, gerieten in Streit. Wer sie einmal verließ, erhaschte sie nicht wieder. Unzufriedene oder Spaßvögel schnitten sie durch, und so mußte man die Sache ganz aufgeben.

In dieser langen Reihe erstickte man, wollte sterben, riß Witze und Zoten und fluchte auf die Aristokraten und Föderalisten, die Urheber alles Unglücks. Kam ein Hund vorbei,

so nannten die Spaßvögel ihn Pitt. Bisweilen klatschte die saftige Ohrfeige einer Bürgerin auf die Backe eines Unverschämten, während eine junge Dienstmagd, an die ihr Nachbar sich drängte, mit halbgeschlossenen Augen und offenem Munde wohlig seufzte. Bei jedem Wort, jeder Gebärde, die zu Schlüpfrigkeiten Anlaß gab, stimmte ein Schwarm junger liederlicher Burschen das „Ça ira“ an, trotzdem ein alter Jakobiner entrüstet dagegen protestierte, daß ein Lied des republikanischen Glaubens an eine gerechte und glückliche Zukunft durch schmutzige Zoten entweiht würde.

Ein Plakatankleber erschien mit seiner Leiter und schlug gegenüber vom Bäckerladen eine Preisbestimmung der Kommune für Schlächterwaren an. Passanten blieben stehen und lasen den noch klebrigen Zettel. Eine Kohlverkäuferin kam mit ihrer Kiepe auf dem Rücken vorbei und sagte mit ihrer groben, brüchigen Stimme:

„Das schöne Ochsenfleisch ist futsch! Wir müssen die Kaldaunen schlucken.“

Plötzlich stieg eine Wolke glühenden Gestanks aus einem Wasserablauf empor, so daß mehreren übel wurde. Eine Frau fiel in Ohnmacht und wurde von einigen Gardisten nach der nächsten Pumpe getragen. Man hielt sich die Nase zu; dumpfes Murren erscholl; Worte flogen hin und her, voller Angst und Schrecken. Man fragte sich, ob da unten irgendein Aas läge, ob jemand aus Bosheit Gift gestreut hätte, oder ob einer von den Septembermorden, ein Pfaff oder Junker, in einem Keller verfaulte.

„Hat man denn welche hineingeschmissen?“

„Ueberall hin!“

„Das muß einer vom Châtelet sein. Am zweiten sah ich einen Haufen von zweihundert auf dem Pont de Change.“

Die Pariser fürchteten die Rache dieser Ermordeten, deren Leichen sie vergifteten.

Evarist Gamelin trat als Letzter in die Reihe. Er wollte es seiner alten Mutter ersparen, so lange zu stehen. Sein Hausgenosse Brotteaux begleitete ihn still lächelnd, seinen Lukrez in der weit offenen Tasche seines flohbraunen Rocks. Der gute Alte rühmte diese Szene als ein groteskes Gemälde, des Pinsels eines modernen Teniers würdig.

„Diese Lastträger und Klatschweiber", sagte er, „sind amüsanter als die Griechen und Römer, für die unsre Maler heute schwärmen. Ich für mein Teil mochte die flämische Schule stets gern."

Aus Klugheit und gutem Geschmack verschwieg er, daß er selbst eine Galerie holländischer Bilder besessen hatte, die nur vom Kabinett Choiseuls an Zahl und Güte übertroffen wurde.

„Nur die Antike ist schön", erwiderte der Maler, „und alles, was sich nach ihr richtet. Doch ich will Ihnen zugeben, daß die Grotesken von Teniers, Steen und Ostade noch immer mehr taugen, als die Klexereien von Watteau, Boucher oder Van Loo. Sie haben die Menschheit verhäßlicht, aber doch nicht erniedrigt, wie Baudouin oder Fragonard."

Ein Ausrufer kam vorüber:

„Veröffentlichung des Revolutionstribunals! ... Die Liste der Verurteilten!"

„Ein Revolutionstribunal reicht gar nicht aus," bemerkte Gamelin. „In jeder Stadt, was sag' ich, in jeder Gemeinde, in jedem Kreise sollte eins sein. Alle Familienväter, alle Bürger müßten Richter werden. Wird die Nation von den Kanonen des Feindes, von den Dolchen der Verräter bedroht, so ist Nachsicht ein Verbrechen! Wie! Lyon, Marseille, Bordeaux in Aufruhr, Korsika in Empörung, die Vendée in Flammen, Mainz und Valenciennes in den Klauen der Koalition, Verrat in den Städten und Feldlagern, Verräter auf den Bänken des Konvents, Verräter mit der Karte in der Hand im

Kriegsrat unserer Generäle! . . . Die Guillotine muß das Vaterland retten!"

„Ich habe eigentlich nichts gegen die Guillotine," erwiderte der alte Brotteaux. „Die Natur, meine einzige Herrin und Lehrmeisterin, sagt nichts davon, daß das Menschenleben irgendwelchen Wert hätte. Sie lehrt im Gegenteil auf alle mögliche Weise, daß es wertlos ist. Der einzige Zweck der Lebewesen scheint der zu sein, daß sie die Nahrung der anderen bilden, die ein gleiches Schicksal erwartet. Totschlag ist Naturrecht, folglich ist die Todesstrafe rechtmäßig, vorausgesetzt, daß sie nicht aus Tugend oder Gerechtigkeit, sondern aus Notwendigkeit oder Vorteil verhängt wird. Trotzdem muß ich verderbte Instinkte haben, denn es ekelt mich, Blut fließen zu sehen, und all meine Philosophie war noch nicht imstande, mich von dieser Entartung zu heilen."

„Die Republikaner", entgegnete Evarist, „sind menschlich und zartfühlend. Nur Despoten behaupten, die Todesstrafe sei ein notwendiges Hilfsmittel der Autorität. Das souveräne Volk wird sie eines Tages abschaffen. Robespierre hat sie bekämpft, und mit ihm alle Patrioten; das Gesetz, das sie aufhebt, kann nicht früh genug erscheinen. Nur so lange muß sie in Anwendung bleiben, bis der letzte Feind der Republik unter dem Schwert des Gesetzes gefallen ist."

Gamelin und Brotteaux waren jetzt nicht mehr die Letzten. Nachzügler hatten sich angeschlossen, darunter Frauen aus dem Bezirk, insbesondere eine schöne, stattliche Trikoteuse in Kopftuch und Holzschuhen, die einen Säbel am Wehrgehenk trug, eine hübsche Blondine mit wirrem Haar und zerknülltem Brusttuch und eine junge, blasse, hagere Mutter, die ihr kränkliches Kind stillte.

Das Kind, das keine Milch mehr fand, fing an zu schreien, aber sein schwaches Geschrei erstickte in Schluchzen. Es war erbarmungswürdig klein, bleich und schwammig; seine Au-

gen brannten, und die Mutter blickte es mit schmerzlicher Sorge an.

„Es ist noch sehr klein,“ sagte Gamelin, sich zu dem armen Säugling umdrehend, der in seinem Rücken greinte, denn die Letzten in der Reihe drängten so heftig nach, daß man schier erstickte.

„Sechs Monate alt, das arme Liebchen! . . . Sein Vater ist im Felde bei dem Heer, das die Oesterreicher nach Condé zurücktrieb. Er heißt Michel Dumonteil und ist von Beruf Tuchmachergehilfe. Auf einer Bühne vor dem Ratshause wurde er als Rekrut angeworben. Der Aermste wollte sein Vaterland verteidigen und die Welt sehen. Er schreibt, ich sollte Geduld haben. Aber wie soll ich Paul ernähren (so heißt der Junge), wo ich mich selbst nicht ernähren kann?“

„Ha!“ stieß die Blondine hervor, „das dauert noch eine Stunde, und heute abend gibt es wieder die gleichen Faxen vor der Kolonialwarenhandlung. Für drei Eier und ein Achtel Butter kommt man fast um!“

„Butter,“ seufzte die Bürgerin Dumonteil, „die hab' ich seit drei Monaten nicht mehr gesehen!“

Und die Frauen fielen im Chor ein und klagten über die teuren Lebensmittel, fluchten auf die Emigranten und wünschten die Kommissäre aufs Schafott, die liederlichen Weibern Pularden und Vierpfundbrote zusteckten — als Preis ihrer Schande. Man verbreitete aufregende Gerüchte über Schlachtvieh, das in der Seine ersäuft, Mehlsäcke, die in die Kloaken geschüttet, Brote, die in die Latrine geworfen sein sollten . . . Das taten die Royalisten, Brissotisten, Rolandisten und andere Hungerstifter, die das Volk von Paris zugrunde richten wollten.

Plötzlich kreischte die junge Blondine mit dem zerknitterten Brusttuch laut auf, als ob ihre Röcke brannten. Sie schüttelte

sie heftig, drehte die Taschen nach außen und behauptete, man hätte ihr die Börse gestohlen.

✱

Evarist Gamelin hatte die zweite Sitzung im Revolutionstribunal. Vor ihrer Eröffnung sprach er mit seinen Mitgeschworenen über die am Morgen eingelaufenen Nachrichten. Einige waren unsicher oder falsch; was jedoch übrig blieb, war furchtbar. Die Heere der Koalition waren im Besitz aller Straßen und rückten gemeinsam vor; die Vendée war siegreich, Lyon in Aufruhr, Toulon in der Hand der Engländer, die dort 14000 Mann ausschifften.

Diese Ereignisse, die die ganze Welt in Spannung hielten, waren für die Beamten gleichsam ihre eigne Angelegenheit. Sie wußten, daß der Untergang des Vaterlandes auch der ihre war, und so machten sie die Rettung des Vaterlandes zu ihrer persönlichen Sache. Das nationale Interesse, mit dem eigenen verschmolzen, diktierte ihre Gefühle, ihre Leidenschaften, ihr ganzes Benehmen.

Gamelin empfing auf seiner Bank einen Brief des Bürgers Trubert, des Sekretärs vom Verteidigungsausschuß; er enthielt seine Ernennung zum Kommissar für Pulver und Salpeter.

> „Du wirst alle Keller des Bezirks auskratzen lassen, um die nötigen Substanzen zur Herstellung des Pulvers zu gewinnen. Der Feind steht morgen vielleicht vor Paris. Der Boden des Vaterlandes muß uns den Blitz liefern, den wir seinen Bedrückern entgegenschleudern. Beiliegend sende ich dir eine Instruktion über die Behandlung des Salpeters. Gruß und Brüderlichkeit."

In diesem Moment wurde der Angeklagte vorgeführt. Es war einer der letzten besiegten Generäle, die der Konvent vor Gericht zog, und der unbekannteste von allen. Bei seinem Anblick schauderte Gamelin zusammen; er glaubte den General

wiederzusehen, dessen Verurteilung er vor drei Wochen im Zuschauerraum beigewohnt hatte. Es war derselbe Mann, dickköpfig und dumm; es war der gleiche Prozeß. Er antwortete brutal und verschlagen und verdarb sich dadurch seine besten Entgegnungen. Bei seinen Ausflüchten und Spitzfindigkeiten, bei der Art, wie er alle Schuld auf seine Untergebenen wälzte, vergaß man, daß er die achtbare Aufgabe erfüllte, seine Ehre und sein Leben zu verfechten. In dieser Sache war alles unklar und strittig; die Stellung und Stärke der beiden Heere, die Munition, die erlassenen und empfangenen Befehle, die Truppenbewegungen; nichts war bekannt. Niemand verstand etwas von diesen konfusen, sinnlosen und zwecklosen Operationen, die zu einer Niederlage geführt hatten, weder der Verteidiger, noch der Angeklagte selbst, weder der öffentliche Ankläger, noch die Geschworenen und Richter. Und sonderbar: keiner gestand den anderen oder sich selbst ein, daß er nichts davon verstand. Die Richter gefielen sich im Entwerfen von Schlachtplänen, in Diskussionen über Taktik und Strategie; der Angeklagte verriet seine natürliche Anlage für Winkelzüge.

Der Streit nahm kein Ende. Derweilen sah Gamelin im Geist auf den rauhen Wegen des Nordens die Protzkästen im Straßenschmutz festgefahren, die Kanonen in den Wegegleisen umgestürzt; er sah auf allen Straßen die geschlagenen Kolonnen aufgelöst zurückfluten, während die feindliche Kavallerie überall aus den verlassenen Defiléen hervorbrach. Und er hörte aus diesen verratenen Heeresmassen ein ungeheures Geschrei aufsteigen, das den General anklagte. Beim Schluß der Verhandlung war es im Saale dunkel geworden, und Marats Büste schimmerte undeutlich wie ein Gespenst über dem Haupte des Präsidenten. Die Sprüche der Geschworenen gingen auseinander. Mit zugeschnürter Kehle und dumpfer Stimme, aber in entschlossenem Tone erklärte Ga-

melin den Angeklagten des Verrats an der Republik für schuldig, und das Beifallsmurmeln der Zuschauer umschmeichelte seine junge Tugend. Das Urteil wurde bei Kerzenschein verlesen, der bleich auf den hohlen Schläfen des Angeklagten zitterte, auf denen man Schweißperlen sah. Nach Verlassen des Saales, auf den Treppenstufen, die mit kokardentragenden Klatschweibern besetzt waren, hörte Gamelin seinen Namen aussprechen, der den ständigen Besuchern der Sitzungen schon geläufig wurde, und ein paar Trikoteusen drängten sich an ihn heran, erhoben drohend die Fäuste und forderten das Haupt der Oesterreicherin.

Am nächsten Tage hatte Gamelin ein armes Weib, die Witwe Meyrion, eine Brotausträgerin, zu richten. Sie zog mit einem kleinen Handwagen durch die Straßen und trug an ihrem Gürtel ein Holzbrettchen, in das sie die Zahl der abgelieferten Brote einkerbte. Damit verdiente sie sich acht Sous täglich. Der Vertreter der Anklage zeigte einen seltsamen Grimm auf diese Unglückliche, die anscheinend mehrmals gerufen hatte: „Es lebe der König." Auch hatte sie in den Häusern, in die sie täglich das Brot brachte, antirepublikanische Reden gehalten und sich an einer Verschwörung beteiligt, die das Entkommen der Witwe Capet zum Ziele hatte. Vom Richter verhört, gab sie die ihr zur Last gelegten Handlungen zu und trug aus Einfalt oder Fanatismus eine maßlose royalistische Gesinnung zur Schau, durch die sie sich selbst vernichtete.

Das Revolutionstribunal verhalf der Gleichheit zum Siege, indem es gegen Lastträger und Mägde ebenso streng verfuhr, wie gegen Aristokraten und Finanzleute. Gamelin faßte es nicht, daß es unter einer Volksherrschaft anders sein könnte. Er hätte es für eine Verachtung des Volkes, ja für eine ihm angetane Schmach gehalten, wenn man es straflos ausgehen ließ. Das hätte ja ausgesehen, als wäre es der Strafe unwür-

dig. Die Guillotine als Vorrecht der Aristokraten wäre ihm als ungerechtes Privileg erschienen. Gamelin begann, sich von der Strafe eine religiös-mystische Vorstellung zu bilden, ihr Tugenden und besondere Verdienste zuzuschreiben. Er meinte, man schulde den Verbrechern ihre Strafe und täte ihnen unrecht, wenn man sie ihnen vorenthielte.

Er erklärte die Witwe Meyrion für schuldig und der Todesstrafe würdig und bedauerte nur, daß die Fanatiker, die sie ins Verderben gestürzt hatten, und die schuldiger waren als sie, ihr Geschick nicht teilen konnten.

Fast allabendlich ging Gamelin zu den Jakobinern, die sich in der Rue Honoré in der alten Kapelle der Dominikaner, im Volksmunde Jakobiner genannt, vereinigten. Auf dem Hofe, auf dem ein Freiheitsbaum stand, eine Pappel, deren bewegte Blätter immerfort rauschten, erhob sich die Kapelle, ein schmuckloses, düsteres Bauwerk mit schwerem Ziegeldach und kahler Giebelfront, die von einer Fensterrose und einer rundbogigen Tür durchbrochen war. Ueber dieser wehte die Nationalfahne, mit der Freiheitsmütze geschmückt. Die Jakobiner hatten sich, gleich den Cordeliers und Feuillants, die Wohnstätte und den Namen der vertriebenen Mönche zugelegt. Gamelin, der bisher stets zu den Sitzungen der Cordeliers gegangen war, fand bei den Jakobinern die Holzschuhe, die Karmagnolen und das Geschrei der Anhänger Dantons nicht wieder. In Robespierres Klub herrschte bürgerliche Gesetztheit und administrative Klugheit. Seit Ermordung des Volksfreundes folgte Evarist den Lehren Robespierres, dessen Denkart bei den Jakobinern vorherrschte und von dort sich durch tausend Zweigvereine über ganz Frankreich verbreitete. Während der Verlesung des Protokolls schweiften seine Blicke über die kahlen düsteren Mauern, die einst die geistigen Söhne der großen Ketzerinquisitoren beherbergt hatten und

die nun die eifrigen Inquisitoren der Verbrechen gegen das Vaterland umschlossen.

Hier tagte die höchste Staatsgewalt ohne jeden Pomp, nur durch das gesprochene Wort ausgeübt. Sie beherrschte die Hauptstadt, ganz Frankreich, sie diktierte dem Konvent ihren Willen. Diese Begründer der neuen Ordnung hielten das Gesetz so in Ehren, daß sie im Jahre 1791 Royalisten geblieben waren und es noch nach der Flucht des Königs bleiben wollten, weil sie sich streng nach der Konstitution richteten. Sie waren Freunde der bestehenden Ordnung, selbst nach den Morden auf dem Marsfelde, und revoltierten nie gegen die Revolution. Dem Volksbewußtsein fernstehend, nährten sie in ihren düsteren und starken Seelen eine glühende Vaterlandsliebe, die vierzehn Heere aus dem Boden gestampft und die Guillotine errichtet hatte. Evarist bewunderte ihre Wachsamkeit, ihren mißtrauischen Geist, ihr dogmatisches Denken, ihre Ordnungsliebe, ihre Herrschkunst und ihre Regierungsweisheit.

Die Stimmen der im Saale anwesenden Menge klangen wie ein einmütiges, gleichmäßiges Rauschen, gleich den Blättern des Freiheitsbaumes im Hofe.

An jenem Tage, dem elften Vendémiaire, bestieg ein junger Mann mit zurücktretender Stirn, durchdringendem Blick, spitzer Nase, scharfem Kinn, pockennarbigem Gesicht und kalter Miene langsam die Tribüne. Er trug gepudertes Haar und einen blauen Rock mit enger Taille. Sein abgezirkeltes Wesen, sein gemessenes Benehmen veranlaßte manche zu der spöttischen Bemerkung, er sähe aus wie ein Tanzlehrer. Andere begrüßten ihn als den „französischen Orpheus". Mit klarer Stimme hielt Robespierre einen beredten Vortrag über die Feinde der Republik. Mit furchtbaren, metaphysischen Beweisgründen schmetterte er Brissot und dessen Anhänger nieder. Er sprach lange, wortreich und harmonisch. In den

himmlischen Sphären der Philosophie schwebend, schleuderte er seine Blitze auf die am Boden kriechenden Verräter.

Evarist hörte zu und begriff ihn. Bisher hatte er die Girondisten im Verdacht, die Wiederkehr der Monarchie oder den Sieg der Orleanisten zu begünstigen und die Heldenstadt, die Frankreich befreit hatte und die dereinst die ganze Welt befreien würde, ins Verderben zu stürzen. Jetzt, wo er der Stimme des Weisen lauschte, erkannte er höhere und reinere Wahrheiten, bildete er sich eine revolutionäre Metaphysik, die seinen Geist über die plumpen Zufälle, über die Irrtümer der Sinne, in das Reich der absoluten Gewißheit hinaushob. An sich sind die Dinge ja durcheinandergemischt und voller Verwirrung; die Tatsachen sind so verwickelt, daß man sich darin verirrt. Robespierre vereinfachte sie, brachte Gut und Böse auf klare und einfache Formeln. Hier Föderalismus, dort Unteilbarkeit. In der Einheit und Unteilbarkeit lag das Heil, im Föderalismus das Verderben. Gamelin schwelgte in der tiefen Freude eines Gläubigen, der das rettende und das verdammende Wort kennt. Fortan sollte das Revolutionstribunal, wie vormals die geistlichen Gerichte, das absolute Verbrechen, das Verbrechen an sich kennen. Und da Evarist religiös war, so erfüllten ihn diese Offenbarungen mit düsterer Begeisterung; sein Herz geriet in Entzücken und Freude bei dem Gedanken, daß er fortan ein Symbol besäße, um Unschuld und Verbrechen zu unterscheiden. Die Schätze des Glaubens werden allem gerecht!

Der weise Robespierre erleuchtete ihn auch über die ruchlosen Absichten derer, die das Eigentum gleichmachen und Grund und Boden aufteilen, Reichtum und Armut aufheben und die glückliche Mittelmäßigkeit für alle einführen wollten. Von ihren Grundsätzen bestochen, hatte er anfangs ihr Vorhaben gebilligt; es schien ihm den Grundsätzen eines wahren Republikaners zu entsprechen. Aber Robespierre enthüllte ihm

durch seine Reden bei den Jakobinern die Anschläge jener Leute, deren Absichten so lauter schienen, und bewies, daß sie es auf den Sturz der Republik angelegt hätten, daß sie die Besitzenden nur deshalb beängstigten, um der rechtmäßigen Staatsgewalt mächtige und gefährliche Feinde zu schaffen. Sobald das Eigentum bedroht war, mußte sich die ganze Bevölkerung, die an ihrem Besitz um so mehr hing, als sie wenig besaß, jählings gegen die Republik kehren. Die Privatinteressen gefährden, hieß soviel wie konspirieren. Alle die also, die unter dem Deckmantel der Volksbeglückung und der Herrschaft der Gerechtigkeit, die Gleichheit und Gütergemeinschaft als erstrebenswertes Ziel für alle Bürger hinstellten, waren Verräter und Verbrecher von gefährlicherer Art, als die Föderalisten.

Doch die größte Offenbarung, die Robespierres Weisheit ihm brachte, waren die Verbrechen und Ruchlosigkeiten des Atheismus. Gamelin war nie ein Gottesleugner gewesen. Er war Deist und glaubte an eine Vorsehung, die über den Menschen waltet. Doch er gestand sich, daß er von dem höchsten Wesen nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, die mit der Gewissensfreiheit eng verknüpft war; und so hatte er wohl begriffen, wie redliche Geister nach dem Vorbilde von Holbach, Lalande, Helvetius und dem Bürger Dupuis das Dasein Gottes leugnen und eine Moral aufstellen konnten, welche die Quellen der Gerechtigkeit und die Regeln eines tugendhaften Lebens in der Menschenbrust suchte. Ja, er hatte Mitgefühl mit den Atheisten gehabt, wenn er sie verhöhnt oder verfolgt sah. Robespierre öffnete ihm auch hierüber die Augen. Durch seine tugendhafte Beredsamkeit offenbarte ihm dieser große Mann das wahre Wesen des Atheismus, dessen Absichten und Wirkungen; er bewies ihm, daß diese Irrlehre, die in den Salons und Boudoirs der Aristokraten entstanden war, die verruchteste Erfindung sei, welche die Feinde des

Volkes erfinden konnten, um es zu entsittlichen und zu knechten, daß es verbrecherisch sei, den tröstlichen Glauben an eine belohnende Vorsehung aus den Herzen der Unglücklichen zu reißen und sie ohne Zügel und Leitstern ihren Leidenschaften auszuliefern, die den Menschen zum schnöden Sklaven erniedrigen, kurz, daß das monarchische Epikuräertum eines Helvetius zur Unsittlichkeit, Grausamkeit und zu allen Verbrechen führte. Und seit die Lehren dieses großen Bürgers ihn erleuchtet hatten, verabscheute er die Atheisten, besonders wenn sie ein offenes und heiteres Herz besaßen, wie der alte Brotteaux.

An den folgenden Tagen hatte Gamelin Schlag auf Schlag eine Menge Menschen zu richten, einen früheren Aristokraten, der überführt war, Getreide vernichtet zu haben, um das Volk auszuhungern, drei Emigranten, die zurückgekehrt waren, um in Frankreich den Bürgerkrieg schüren zu helfen, zwei Dirnen vom Palais-Egalité und vierzehn Verschwörer aus der Bretagne, Frauen, Greise, Jünglinge, Herren und Knechte. Das Verbrechen war offenbar, das Gesetz unbeugsam. Unter den Schuldigen befand sich ein reizendes zwanzigjähriges Mädchen im Glanze der Jugend, auf dem der Schatten ihres nahen Todes lag. Ein blaues Band schlang sich um ihr goldblondes Haar; ein Brusttuch von feinem Leinen umgab ihren weißen, geschmeidigen Hals.

Evarists Spruch lautete beständig auf Tod, und alle Angeklagten, mit Ausnahme eines alten Gärtners, wurden aufs Schafott geschickt . . .

In der nächsten Woche mähten Evarist und seine Sektion fünfunddreißig Männer und achtzehn Frauen nieder.

Die Richter vom Revolutionstribunal machten keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen; sie folgten darin einem Grundsatz, der so alt ist, wie die Justiz. Hatte der Prä-

sident Montané, durch den Mut und die Schönheit der Charlotte Corday gerührt, sie durch einen Eingriff in das Verfahren zu retten gesucht und darüber Amt und Würde verloren, so wurden die Frauen jetzt größtenteils ohne Gnade verhört, wie es ja bei allen Gerichtshöfen Brauch ist. Die Geschworenen fürchteten die weiblichen Listen, die gewohnte Verstellung der Frauen, ihre Verführungskünste. Den Männern an Mut gleich, forderten sie das Gericht heraus, sie wie Männer zu behandeln. Die meisten Richter waren wenig sinnlich oder sie waren es nur zu bestimmten Stunden, sie ließen sich durch nichts verwirren. Verurteilung oder Freispruch erfolgten nach ihrem Gewissen, ihren Vorurteilen, ihrer lauen oder wilden Liebe zur Republik. Die meisten dieser weiblichen Opfer waren sorgfältig frisiert und so gewählt gekleidet, als es ihre unglückliche Lage zuließ. Die wenigsten waren jung und noch wenigere hübsch. In Kerker und Sorgen waren sie verblüht; das grelle Licht des Saales verriet ihre Ermüdung, ihre Angst, es fiel auf ihre müden Lider, ihre fahlen Gesichter, ihre bleichen, verkniffenen Lippen. Trotzdem saß auf dem schicksalsvollen Stuhl nicht selten ein junges, noch in seiner Blässe schönes Weib, während ein düsterer Schatten wie ein Schleier der Wollust seine Blicke umflorte. Mancher Geschworene mochte bei diesem Anblick gerührt oder gereizt werden; mancher mochte in seiner verderbten Phantasie die Heimlichkeiten dieses Wesens antasten, das er sich lebend und zugleich tot vorstellte und das er in wollüstigen und blutigen Vorstellungen begehrlich dem Henker auslieferte. Doch still davon; wer die Menschen kennt, wird nicht daran zweifeln. Evarist Gamelin, ein kalter und gelehrter Künstler, sah nur die Antike als schön an, und die Schönheit flößte ihm weniger Verwirrung als Hochachtung ein. Sein klassischer Geschmack war so streng, daß er selten ein Weib schön fand; die Reize eines hübschen Gesichtes ließen ihn ebenso kalt wie die Farben eines Frago-

nard und die reizenden Formen eines Boucher. Begierde kannte er nur in der tiefsten Liebe.

Wie die Mehrzahl seiner Amtsgenossen hielt er die Frauen für gefährlicher als die Männer. Er haßte die früheren Prinzessinnen; er sah sie in seinen wilden Träumen mit Elisabeth und der Oesterreicherin Kugeln fabrizieren, um die Patrioten zu ermorden. Er haßte sogar die Geliebten der Finanzleute, Philosophen und Literaten, die den Freuden der Sinne wie des Geistes gefrönt hatten, in einer Zeit, da das Leben noch schön war. Er haßte sie, ohne sich seinen Haß einzugestehen, und wenn er über eine von ihnen zu urteilen hatte, so verurteilte er sie aus Haß, wähnte aber, sie aus Gerechtigkeit und zum Heile des Vaterlandes in den Tod zu schicken. Und seine Rechtschaffenheit, seine männliche Keuschheit, seine kalte Tugend, seine Hingabe an das öffentliche Wohl, kurz seine Tugenden legten manch reizenden Kopf unter das Henkerbeil.

Doch welch seltsames Wunder! Noch vor kurzem mußte man die Schuldigen suchen, sie in ihren Schlupfwinkeln aufstöbern und ihnen das Geständnis ihres Verbrechens entlocken. Jetzt war's keine Jagd mehr mit einer Meute von Spürhunden, nicht mehr die Verfolgung eines scheuen Wildes: die Opfer drängten sich von allen Seiten herbei. Adlige, Jungfrauen, Soldaten und Dirnen liefen Sturm auf den Gerichtshof, entrissen den Richtern ihre säumigen Urteile, verlangten den Tod wie ein Recht, auf das sie ungeduldig pochten. Nicht genug mit den Zahllosen, mit denen der Eifer der Angeber die Gefängnisse angefüllt hatte, die der öffentliche Ankläger und seine Gehilfen mit Aufbietung aller Kräfte vor Gericht zerrten, man mußte auch noch für die Hinrichtung derer sorgen, die nicht warten wollten. Ja viele, noch stolzer und ungestümer, neideten den Richtern und Henkern ihren Tod und entleibten sich selbst! Der Wut zu töten entsprach die Wut zu sterben. In der Conciergerie saß ein schöner, junger, tapferer

Soldat; er ließ im Gefängnis eine anbetungswürdige Geliebte zurück, die ihn bat: „Lebe an meiner Statt!“ Er wollte weder für sie, noch für sich, noch für den Ruhm leben und steckte sich mit der Anklageschrift seine Pfeife an. Obwohl Republikaner und von Freiheitsdurst erfüllt, ward er Royalist, um zu sterben. Das Gericht gab sich Mühe, ihn freizusprechen; der Angeklagte war stärker: er zwang Richter und Geschworene, ihn zu verurteilen.

Evarists Geist, von Natur unruhig und grüblerisch, erfüllte sich bei den Lehren der Jakobiner und beim Anblick des Lebens mit Argwohn und Besorgnis. Wenn er nachts durch die schlecht erleuchteten Straßen zu Elodie ging, glaubte er durch jedes Kellerloch die Platten für die falschen Assignate zu sehen. Im Hintergrund der leeren Bäcker- und Drogenläden dachte er sich Speicher von aufgekauften Lebensmitteln. Durch die lichtstrahlenden Fenster der Restaurants glaubte er die Reden der Börsenspekulanten zu hören, die bei der Flasche Beaune oder Chablis den Untergang des Vaterlandes betrieben. In verrufenen Gassen sah er die Dirnen bereit, die Nationalkokarde unter dem Beifall der jungen Lebemänner mit Füßen zu treten: überall sah er Verräter und Verschwörer. Und er dachte: „Republik! Gegen so viele offene und versteckte Feinde hast du nur ein Mittel. Heilige Guillotine, rette das Vaterland!“...

Elodie erwartete ihn in ihrem weißen Schlafstübchen über dem „Amor als Maler“. Zum Zeichen, daß er hinaufkommen könnte, stellte sie ihre kleine grüne Gießkanne auf den Balkon ihres Fensters neben den Nelkentopf. Jetzt flößte er ihr Entsetzen ein und erschien ihr wie ein Ungeheuer. Sie fürchtete sich vor ihm und betete ihn an. Die ganze Nacht hindurch lagen sie eng aneinandergeschmiegt, der blutdürstige Liebhaber und das sinnliche Mädchen, und vereinten sich in wilden, stummen Küssen.

Die überfüllten Gefängnisse mußten leer werden. Man mußte richten, richten, ohne Rast und Ruhe. An den mit Rutenbündeln und roten Mützen geschmückten Wänden saßen die Richter, wie dereinst unter den Lilien, mit der Feierlichkeit und der furchtbaren Ruhe ihrer königlichen Vorgänger. Der öffentliche Ankläger und seine Vertreter, von Arbeit erschöpft, von Schlaflosigkeit und Branntwein erhitzt, kämpften ihre Müdigkeit nur mit Gewalt nieder, und ihr schlechtes Befinden machte sie grimmig. Die Geschworenen, verschieden von Herkunft wie von Charakter, die einen gebildet, die anderen unwissend, feig oder edelmütig, sanft oder heftig, ehrlich oder heuchlerisch, fühlten angesichts der Gefahr, in der das Vaterland und die Republik schwebte, alle die gleiche Besorgnis oder täuschten sie vor; sie brannten alle in der gleichen Glut, waren alle grausam aus Tugend oder aus Angst, bildeten alle nur ein einziges Wesen mit einem dumpfen, gereizten Kopfe, eine einzige Seele, ein mystisches Untier, das infolge seiner natürlichen Anlage zahllosen Tod gebar. In ihrer Erregung bald wohlwollend, bald grausam und von plötzlichen Anfällen von Mitleid gepackt, sprachen sie unter Tränen einen Angeklagten frei, den sie eine Stunde zuvor mit hämischen Worten verurteilt hätten. Je weiter sie in ihrer Aufgabe kamen, desto ungestümer folgten sie den Eingebungen ihres Herzens.

Sie urteilten im Fieber und in der Schläfrigkeit ihrer Ueberbürdung, unter den Antrieben ihrer Umgebung und den Geboten des Herrschers, unter den Drohungen der Sansculotten und Trikoteusen, die sich auf den Tribünen und im Zuschauerraum drängten, auf Grund rasender Zeugenaussagen und wutschnaubender Anklagereden, in stickiger Luft, die ihr Gehirn lähmte, von der ihnen die Ohren summten und die Schläfen pochten und die ihre Augen mit einem blutigen Schleier umflorte. Im Publikum liefen unbestimmte

Gerüchte über Geschworene um, die sich von den Angeklagten hätten bestechen lassen. Aber diese Gerüchte beantwortete die gesamte Jury mit entrüsteten Protesten und erbarmungslosen Verurteilungen. Kurz, sie waren Menschen, nicht besser, noch schlimmer als andere. Die Unschuld ist ja zumeist ein Glück und keine Tugend; und wer mit ihnen hätte tauschen wollen, der hätte ebenso gehandelt wie sie und diese furchtbare Aufgabe mit mittelmäßiger Seele erfüllt.

Endlich nahm auch Marie Antoinette, die längst Erwartete, im schwarzen Kleid auf dem Schicksalsstuhle Platz. Der allgemeine Haß war so groß, daß nur die Gewißheit über den Ausgang ihres Prozesses die Wahrung der Formen ermöglichte. Auf die furchtbaren Fragen antwortete die Angeklagte bald in ihrem angeborenen Konversationston, bald auch in gewohntem Hochmut, und einmal, als die Infamie eines ihrer Ankläger sie aufbrachte, mit mütterlicher Würde. Den Zeugen wurden nur Schmähungen und Verleumdungen erlaubt; die Verteidigung war erstarrt. Der Gerichtshof zwang sich zur Wahrung der Formen und wartete, bis alles zu Ende war, um den Kopf der Oesterreicherin ganz Europa vor die Füße zu werfen.

Drei Tage nach Antoinettes Hinrichtung wurde Gamelin zu dem Bürger Fortuné Trubert gerufen. Er lag ein paar Schritte von dem Militärbureau, wo er seine Lebenskraft erschöpft hatte, auf einem Gurtbett in der Zelle irgendeines vertriebenen Barnabiten und rang mit dem Tode. Sein fahler Kopf war tief in das Kissen gedrückt. Seine Augen, die schon nichts mehr sahen, wandten sich mit verglasten Blicken nach Evarist; seine fleischlose Hand ergriff die des Freundes und drückte sie mit unverhoffter Kraft. Er hatte in zwei Tagen dreimal Blut gespien. Er versuchte zu sprechen; seine Stimme war anfangs verschleiert und schwach wie ein Murmeln, dann schwoll sie an und dröhnte.

„Wattignies! Wattignies! ... Jourdan hat den Feind aus seinem Lager gejagt ... Maubeuge ist entsetzt ... Wir haben Valenciennes wieder ... Ça ira ... ça ira," lächelte er.

Es waren keine Fieberträume, sondern die klare Erkenntnis der Wirklichkeit, die sein Hirn erleuchtete, auf das schon die ewigen Schatten herabsanken. Der feindliche Vormarsch war gehemmt, die verängstigten Generäle merkten, daß sie nichts Besseres tun konnten, als siegen. Was die freiwillige Anwerbung nicht erreicht hatte, ein starkes diszipliniertes Heer, das vermochte die allgemeine Aushebung. Noch einige Anstrengungen, und die Republik war gerettet.

Nach einer halben Stunde tiefster Ohnmacht belebte sich Truberts hohles Totengesicht wieder; er erhob die Hände und wies auf das einzige Möbel, das in der Zelle stand, seinen kleinen Schreibtisch aus Nußbaumholz.

Und mit seiner schwachen, keuchenden Stimme, die ein klarer Geist beseelte, sprach er:

„Mein Freund, wie Eudamidas vermache ich dir meine Schulden; dreihundert Franken. Die Rechnung findest du ... in dem roten Hefte ... Leb wohl, Gamelin. Schlafe nicht. Wache über die Verteidigung der Republik. Ça ira ..."

Die Nacht sank auf die Zelle herab. Gamelin hörte den schweren Atem des Sterbenden, hörte seine Finger über das Bettuch scharren.

Gegen Mitternacht brachte er unzusammenhängende Worte hervor:

„Kratzt die Wände ab ... Mehr Salpeter ... Laßt die Gewehre ausliefern ... Wie's mir geht? ausgezeichnet ... Nehmt die Glocken herunter ..."

Um fünf Uhr morgens tat er den letzten Atemzug.

Auf Anordnung des Bezirks ward seine Leiche im Schiff der früheren Barnabitenkirche vor dem Altar des Vaterlandes aufgebahrt. Der Tote lag auf einem Feldbett, mit einer

Trikolore bedeckt und die Stirn mit dem Eichenkranze geschmückt.

Zwölf Greise in römischer Toga, eine Palme in der Hand, und zwölf blumentragende Jungfrauen in langen Schleiern bildeten die Totenwacht. Zu Füßen der Bahre hielten zwei Kinder umgekehrte Fackeln. Evarist erkannte das eine, es war das Töchterchen seines Portiers. In ihrem kindlichen Ernst und ihrer lieblichen Schönheit gemahnte ihn die kleine Josephine an die Liebes- und Todesgenien, welche die Römer auf ihren Sarkophagen anbrachten.

Der Leichenzug ging nach dem früheren Kirchhof Saint-André-des-Arts, beim Klange der Marseillaise und des Ça ira.

Als Evarist den Abschiedskuß auf Fortuné Truberts Stirn drückte, mußte er weinen. Er weinte über sich selbst und beneidete den, der nun ausruhte und sein Tagewerk vollbracht hatte.

Nach Hause zurückgekehrt, erhielt er die Nachricht, daß er zum Mitglied des Stadtrates ernannt sei. Seit vier Monaten Kandidat für diesen Posten, war er nach mehreren Wahlgängen ohne Gegenkandidaten mit etwa dreißig Stimmen gewählt worden.

Kein Mensch wollte mehr wählen. Die Bezirksversammlungen blieben leer; Reiche wie Arme entzogen sich den öffentlichen Aemtern. Die größten Ereignisse erweckten weder Begeisterung noch Neugier; man las keine Zeitungen mehr. Evarist zweifelte, ob von den siebenhunderttausend Einwohnern der Hauptstadt auch nur drei- bis viertausend noch republikanische Gesinnung besaßen.

An jenem Tage erschienen die einundzwanzig Konventsmitglieder vor Gericht. Schuldig oder unschuldig an den Mißgeschicken und Verbrechen der Republik, eitel, unvorsichtig, ehrgeizig und leichtsinnig, maßvoll und gewalttätig zugleich, schwach in ihrer Strenge wie in ihrer Milde, rasch bereit zur

Kriegserklärung, aber langsam im Kriegführen, und nach dem Vorbild, das sie selbst gegeben, vor Gericht gezerrt, bildeten sie trotz allem die leuchtende Jugend der Revolution; sie waren ihr Reiz und ihr Ruhm gewesen. Der Richter, der sie nun mit kluger Parteilichkeit verhörte, der bleiche Ankläger, der dort an seinem Tischchen ihren Tod und ihre Schande bereitete, die Geschworenen, die ihnen alsbald die Verteidigung abschneiden sollten, das Tribünenpublikum, das sie mit Schimpfworten und Hohngelächter empfing — sie alle, Richter, Geschworene, Volk, hatten noch vor kurzem ihre Talente und Tugenden gerühmt. Aber sie wußten es nicht mehr.

Evarist hatte früher in Vergniaud seinen Abgott, in Brissot sein Orakel gesehen. Er entsann sich dessen nicht mehr, und wenn in seinem Gedächtnis noch eine Spur seiner früheren Bewunderung haftete, so bewies ihm das nur, daß diese Ungeheuer auch die besten Bürger verführt hatten.

Als Gamelin von der Sitzung heimkehrte, hörte er im Hause gellendes Geschrei. Es war die kleine Josephine, die von ihrer Mutter Schläge bekam, weil sie auf dem Platze mit den Gassenbuben gespielt und sich dabei ihr schönes weißes Kleid beschmutzt hatte, das ihr zur Leichenfeier des Bürgers Trubert angezogen war.

Plötzlich erhebt sich ein Berg im Tuileriengarten. Der Himmel ist wolkenlos. Maximilian Robespierre schreitet vor seinen Kollegen daher, in blauem Rock und gelben Kniehosen, in der Hand einen Strauß von Aehren, Kornblumen und Mohn. Er besteigt den Berg und verkündet der gerührten Republik den Gott Rousseaus. O Reinheit! O Sanftmut! O Glaube! O antike Schlichtheit! O Tränen der Frömmigkeit! O fruchtbarer Tau! O Güte! O Brüderlichkeit!

Umsonst erhebt der Atheismus noch sein scheußliches Haupt. Maximilian ergreift seine Fackel; die Flammen verzehren das

Ungeheuer und die Weisheit erscheint, mit der einen Hand gen Himmel weisend, in der anderen einen Sternenkranz haltend.

Auf der Tribüne, die vor dem Tuilerienpalast aufgeschlagen ist, steht Evarist Gamelin inmitten der gerührten Menge, vergießt holde Tränen und dankt Gott. Eine Aera der Glückseligkeit sieht er heraufkommen.

„Endlich", seufzt er, „werden wir glücklich und unschuldig sein, wofern die Frevler es zulassen . . ."

Ach, die Frevler ließen es nicht zu! Noch immer muß hingerichtet werden, müssen Ströme unreinen Blutes fließen. Drei Tage nach dem Feste des neuen Bundes und der Aussöhnung zwischen Himmel und Erde erläßt der Konvent das furchtbare Prairial-Gesetz, das in entsetzlicher Biederkeit mit allen überlieferten Gesetzesformen bricht und alles, was seit den Tagen der gerechten Römer zum Schutz der verdächtigten Unschuld ersonnen ward, abschafft. Keine Voruntersuchungen, keine Verhöre, keine Zeugen, keine Verteidiger mehr: die Vaterlandsliebe ersetzt alles. Der Angeklagte bewahrt sein Verbrechen oder seine Unschuld im Busen und zieht stumm an dem patriotischen Richter vorüber. Kann man in dieser kurzen Zeit seinen oft schwierigen, verwickelten, dunklen Fall erkennen? Wie soll man jetzt richten? Wie im Handumdrehen den Ehrenmann vom Verbrecher, den Patrioten vom Vaterlandsfeind unterscheiden? . . . .

Nach einem Augenblick des Stutzens begriff Gamelin seine neuen Pflichten und fand sich in seine neuen Funktionen. In der Abkürzung des Verfahrens erkannte er das Wahrzeichen jener heilsamen, schrecklichen Justiz, deren Diener keine Richter in hermelinverbrämten Roben waren, die auf ihren gotischen Wagen das Für und Wider in Muße abwogen, sondern Sansculotten, die in patriotischer Erleuchtung urteilten und alles blitzschnell erkannten. Wo Vorsicht und gesetzlicher Schutz ins Verderben führten, da mußten die Regungen eines red-

lichen Herzens alles retten. Man mußte der Stimme der Natur folgen, dieser guten Mutter, die niemals irrt; man mußte mit dem Herzen urteilen. Und Gamelin rief Rousseaus Schatten an:

„Tugendhafter Mann, erfülle mich mit Menschenliebe und mit der Glut, die Menschen zu bessern!"

Seine meisten Kollegen teilten sein Empfinden. Sie waren fast alle einfache Leute, und bei der Vereinfachung des Verfahrens fühlten sie sich wohl. Die abgekürzte Gerechtigkeit befriedigte sie. In diesem hastigen Verfahren verwirrte sie nichts mehr. Sie forschten nur nach der Gesinnung der Angeklagten und faßten es nicht, daß man ohne Bosheit anders denken konnte, als sie. Da sie die Wahrheit, die Weisheit, die höchste Güte zu besitzen wähnten, so schrieben sie ihren Gegnern den Irrtum und die Schlechtigkeit zu. Sie fühlten sich stark: sie sahen Gott!

Sie sahen Gott, diese Richter vom Revolutionstribunal. Das höchste Wesen, das Maximilian Robespierre wiedererkannt hatte, überschüttete sie mit Licht. Sie liebten und glaubten.

Der Lehnstuhl des Angeklagten war durch eine große Tribüne ersetzt worden, auf der fünfzig Menschen Platz hatten: man prozessierte nur noch mit ganzen Abteilungen. Die Anklage vereinigte zu ein und derselben Sache Leute, die sich vor Gericht oft zum ersten Male sahen, und beschuldigte sie als Komplizen. Mit der furchtbaren Leichtigkeit, die das Prairial-Gesetz erlaubte, verurteilte das Gericht die angeblichen Verschwörungen in den Gefängnissen, die auf die Aechtungen der Dantonisten und der Stadtverwaltung folgten und die durch die Kunststücke rabulistischen Denkens mit ihnen verknüpft wurden. In der Tat hatte man, um die beiden Grundtypen eines mit dem Gelde des Auslands angezettelten Komplotts gegen die Republik zu veranschaulichen, um in der

unzeitigen Mäßigung und in der berechneten Uebertreibung noch das dantonistische und hébertistische Verbrechen zu erkennen, zwei Köpfe dieser entgegengesetzten Richtungen preisgegeben, zwei Frauenköpfe, den der Witwe Camilles, der liebenswürdigen Lucile, und den der Witwe des Hébertisten Momoro, jener Eintagsgöttin und fröhlichen Klatschschwester. Aus Symmetrie hatte man sie in dasselbe Gefängnis geworfen, wo sie zusammen auf derselben Steinbank geweint hatten; aus Symmetrie hatten beide zugleich das Schafott bestiegen. Ein allzu sinnreiches Symbol, das sicher in der Seele irgendeines Staatsanwaltes entstanden war, dessen Ehre man aber Robespierre zuschrieb. Alle glücklichen oder unglücklichen Ereignisse in der Republik, Gesetze und Sitten, der Lauf der Jahreszeiten, Ernte und Krankheiten, alles wurde diesem Volksvertreter angerechnet. Eine wohlverdiente Ungerechtigkeit; denn dieser kleine, geleckte, schmächtige Mann mit dem Gesicht einer abgehäuteten Katze hatte Macht über das Volk . . .

An jenem Tage schickte das Tribunal einen Schub der großen Gefängnisverschwörung aufs Schafott, gegen dreißig Verschwörer aus dem Luxembourg-Gefängnis, lauter sehr demütige, aber ausgesprochen royalistische oder föderalistische Gefangene. Die Anklage stützte sich auf das Zeugnis eines einzigen Angebers. Die Geschworenen hatten keine Ahnung von der Sache; sie kannten nicht mal die Namen der Verschwörer. Als Gamelin seine Blicke über die Bänke der Angeklagten schweifen ließ, erkannte er unter ihnen Fortuné Chassagne, Julies Liebhaber. Er war infolge der langen Kerkerhaft abgemagert und bleich. Das grelle Licht, das in den Saal fiel, machte seine Züge hart, obwohl noch etwas Anmut und Stolz darauf lagen. Seine Blicke begegneten denen Gamelins und erfüllten sich mit Verachtung.

Von stiller Wut gepackt, stand Gamelin auf, bat ums Wort

und sagte, die Augen auf die Büste des älteren Brutus heftend, die über dem Gerichtstische thronte:

„Bürgerpräsident! Zwischen mir und einem der Angeklagten bestehen vielleicht Beziehungen, die, wenn sie bekannt würden, als verwandtschaftliche gelten könnten. Trotzdem verweigere ich mein Urteil nicht. Auch die beiden Brutusse verweigerten ihre Richterpflicht nicht, als die Wohlfahrt der Republik und die Sache der Freiheit es erheischte, einen Sohn zu verurteilen oder einen Adoptivvater zu strafen."

Damit setzte er sich.

„Ein netter Lump!" brummte Chassagne zwischen den Zähnen.

Das Publikum blieb kalt, sei es, weil es der erhabenen Charaktere müde war, sei es, weil Gamelin die natürlichen Gefühle zu leicht bezwang.

„Bürger Gamelin," sagte der Präsident, „nach dem Wortlaut des Gesetzes soll jede Urteilsverweigerung innerhalb vierundzwanzig Stunden vor Eröffnung des Verfahrens schriftlich eingereicht werden. Ueberdies bedarf es bei dir keiner Verweigerung; ein patriotischer Geschworener steht über den Leidenschaften."

Jeder Angeklagte wurde drei bis vier Minuten lang verhört. Die Anklage lautete für alle auf Tod. Die Geschworenen votierten das Urteil mit einem Wort, einem Kopfnicken oder durch Beifall. Als die Reihe an Gamelin kam, sagte er: „Alle Angeklagten sind überführt; das Gesetz ist unverbrüchlich."

Als er die Treppe des Justizpalastes hinabschritt, vertrat ein junger Mann in flaschengrünem Carrick, der siebzehn bis achtzehn Jahre alt sein mochte, ihm plötzlich den Weg. Er trug einen runden, zurückgeschobenen Hut, dessen Krämpe seinen schönen bleichen Kopf mit einem schwarzen Nimbus umrahmte. Mit furchtbarer Stimme, voller Zorn und Verzweiflung, schrie er dem Geschworenen ins Gesicht:

„Verbrecher! Ungeheuer! Mörder! Schlage mich, Feigling! Ich bin ein Weib! Laß mich festnehmen, guillotinieren, Kain! Ich bin deine Schwester!“

Und sie spie ihm ins Gesicht.

Der Schwarm der Trikoteusen und Sansculotten war in seiner revolutionären Wachsamkeit erlahmt, sein patriotischer Eifer war abgeflaut; und so entstand um Gamelin und seinen Angreifer nur eine unbestimmte, wirre Bewegung. Julie brach sich Bahn durch die Rotte und verschwand in der Dämmerung.

Während die Henkerkarren, von Gendarmen umringt, nach dem Platze „des umgestürzten Thrones“ rollten und Brotteaux und seine Mitgeschworenen zum Tode führten, saß Evarist in Gedanken versunken auf einer Bank im Tuileriengarten und wartete auf Elodie. Die Sonne ging zu Rüste und bohrte ihre glühenden Strahlen in das dichte Laub der Kastanienbäume. Am Gitter des Gartens ritt die Figur des Ruhmes auf geflügeltem Roß und blies in ihre ewige Trompete. Die Zeitungsverkäufer riefen den großen Sieg bei Fleurus aus.

„Ja,“ dachte Gamelin, „der Sieg ist unser. Wir haben ihm Wert gegeben.“

Er sah die Schatten der verurteilten schlechten Generäle in dem blutigen Staube des Revolutionsplatzes wirbeln, wo sie geendet waren. Und er lächelte stolz, in dem Gedanken, daß ohne die Strenge, an der er seinen Anteil gehabt, die österreichischen Pferde jetzt die Rinde dieser Bäume abnagten.

„Heilsamer Schrecken!“ so rief es in ihm. „O heiliger Schrecken! Vergangenes Jahr um diese Zeit waren unsere Verteidiger heldenmütige Besiegte in Lumpen; der Boden des Vaterlandes war vom Feind überschwemmt, zwei Drittel aller Departements in Aufruhr. Jetzt sind unsere Heere gut gekleidet, gut geschult, von fähigen Generälen geführt und

ergreifen die Offensive, um die Freiheit über die Welt zu verbreiten. In ganz Frankreich herrscht Friede . . . Heilsamer Schrecken! O heiliger Schrecken! Vergangenes Jahr um diese Zeit war die Republik in Parteien zerspalten; die Hydra des Föderalismus drohte sie zu verschlingen. Jetzt herrscht die jakobinische Einheit in Kraft und Weisheit . . ."

Trotzdem war er finster. Eine tiefe Falte durchfurchte seine Stirn und ein bitterer Zug lag um seinen Mund. Er sagte sich: „Wir dachten: Siegen oder sterben. Wir irrten. Wir hätten sagen sollen: Siegen und sterben."

Er blickte um sich. Kinder schütteten Sandhaufen auf. Frauen saßen auf Holzstühlen unter den Bäumen und stickten oder nähten. Passanten in Rock und Kniehosen, merkwürdig elegant, strebten, an ihre Geschäfte oder ihr Vergnügen denkend, nach Hause. Gamelin fühlte sich unter ihnen allein. Es war weder ihr Landsmann noch ihr Zeitgenosse. Was war nur geschehen? Wie war auf die Begeisterung der schönen Jahre nur die Gleichgültigkeit, die Ermüdung, ja vielleicht der Ekel getreten? Diese Leute wollten offensichtlich vom Revolutionstribunal nicht mehr reden hören und wandten sich von der Guillotine ab. Auf dem Revolutionsplatze zu lästig geworden, hatte man sie ans Ende vom Faubourg Antoine versetzt. Und selbst dort murrte das Volk, wenn die Henkerkarren vorbeikamen; ja, einige Stimmen sollten gerufen haben: „Genug!"

Genug, wo es noch Verräter und Verschwörer gab! Genug, wo die Ausschüsse erneuert, der Konvent gereinigt werden mußte! Genug, wo Verbrecher die Volksvertretung entehrten! Genug, wo man selbst im Revolutionstribunal den Sturz des Gerechten betrieb! Denn schrecklich zu denken und doch nur zu wahr! — selbst Fouquier schmiedete Ränke, und nur um Robespierre zu verderben, hatte man ihm pomphaft siebenundfünfzig Opfer geschlachtet, die im roten Hemde der

Vatermörder zur Richtstatt geschleppt worden waren! Welchem frevelhaften Mitleid gab Frankreich sich hin? Man mußte es also wider Willen retten und wenn es nach Gnade schrie, sich die Ohren verstopfen und strafen. Ach! Das Schicksal hatte es so bestimmt: das Vaterland verfluchte seine Retter! Möge es uns verfluchen und gerettet werden! ...

„Es genügt nicht, obskure Opfer zu schlachten, Aristokraten, Finanzleute, Publizisten, Dichter, einen Lavoisier, einen Roucher, einen André Chénier. Man muß auch die allmächtigen Frevler strafen, die mit ihren bluttriefenden, goldgefüllten Händen den Sturz der Bergpartei betreiben, die Fouché, Tallien, Rovère, Carrier und Bourdon. Man muß den Staat von all seinen Feinden befreien. Hätte Hébert gesiegt, so wäre der Konvent gestürzt worden und die Republik rollte in den Abgrund. Hätten Desmoulins und Danton gesiegt, so verlor der Konvent jede Tugend und lieferte die Republik den Aristokraten, den Wucherern und Generälen aus. Wenn die Tallien und Fouché siegen, diese bluttriefenden, von Raub geschwellten Ungeheuer, so geht Frankreich in Schande und Verbrechen unter ... Du schläfst, Robespierre, indes wutschnaubende, angsttrunkene Frevler dir den Tod bereiten und die Freiheit zu Grabe tragen wollen. Couthon, Saint-Just, was zaudert ihr, die Verschwörer zu brandmarken?

„Wie? Der alte Staat, das königliche Ungeheuer sicherte sich die Macht, indem es alljährlich viermalhunderttausend Menschen einkerkerte, fünfzehntausend aufknüpfte und dreitausend räderte, und die Republik sollte zaudern, noch ein paar hundert Köpfe ihrer Sicherheit und ihrer Macht zu opfern? Waten wir im Blut und retten wir das Vaterland ...“

Wie er so dachte, eilte Elodie bleich und aufgelöst auf ihn zu.

„Evarist, was hast du mir zu sagen? Warum kommst du nicht in den ‚Amor als Maler‘, in das weiße Zimmer? Warum hast du mich hierher bestellt?“

„Um dir ewig Lebewohl zu sagen.“

Sie murmelte, er sei von Sinnen, sie verstände ihn nicht ... Er unterbrach sie mit unmerklicher Handbewegung.

„Elodie, ich kann deine Liebe nicht annehmen.“

„Schweig still, Evarist, schweig still!“

Sie bat ihn, weiter zu gehen. Hier beobachtete und belauschte man sie. Er folgte ihr zwanzig Schritte, dann fuhr er sehr ruhig fort:

„Ich habe meinem Vaterlande mein Leben und meine Ehre geopfert. Ich werde verfemt sterben und vermache dir, Unglückliche, nichts als ein verfluchtes Andenken ... Uns lieben? Kann man mich noch lieben? ... Kann ich selbst lieben?“

Sie sagte ihm, er wäre wahnsinnig; sie liebte ihn und würde ihn stets lieben. Sie war leidenschaftlich, aufrichtig; doch auch sie fühlte es und besser als er, daß er recht hatte. Und sie wehrte sich gegen den Augenschein.

„Ich werfe mir nichts vor,“ fuhr er fort. „Was ich tat, würde ich auch ein zweites Mal tun. Ich nahm den Fluch auf mich für das Vaterland. Ich bin verflucht. Ich habe die Schranken der Menschheit überschritten, ich werde nie mehr zu ihr zurückkehren. Nein! Die große Aufgabe ist noch nicht vollendet. Ach, Güte, Vergebung! ... Vergeben denn die Verräter? Ueben denn die Verschwörer Güte? Die Zahl der Vaterlandsverräter nimmt unablässig zu. Sie wachsen aus dem Boden heraus, sie strömen von allen Grenzen herbei; Jünglinge, die besser im Felde gefallen wären, Greise, Kinder und Frauen mit der Maske der Unschuld, der Reinheit und Anmut. Und wenn man sie geopfert hat, finden sich immer mehr ... Du siehst wohl, ich muß der Liebe Valet sagen, jeder Freude, allen Reizen des Lebens, ja dem Leben selbst.“

Er schwieg. Elodie war zum friedlichen Genuß geschaffen und es grauste ihr von Tag zu Tag mehr, in den Umarmungen dieses düsteren Liebhabers blutige Bilder mit den Ein-

drücken der Wollust zu vermischen. Sie gab keine Antwort. Evarist trank dieses Schweigen des jungen Mädchens wie einen bitteren Kelch.

„Du siehst, Elodie," fuhr er fort, „wir werden fortgerissen ... Unser eigenes Werk verschlingt uns. Unsre Tage und Stunden sind Jahre. Bald hab' ich ein Jahrhundert gelebt. Sieh diese Stirn! Ist sie die Stirn eines Liebenden? Lieben ..."

„Evarist, du bist mein, ich behalte dich; ich gebe dir deine Freiheit nicht wieder."

Ihre Worte klangen, als brächte sie ein Opfer. Er merkte es und sie selbst auch.

„Elodie, kannst du eines Tages bezeugen, daß ich meiner Pflicht treu blieb, daß meine Seele rein und mein Herz lauter war, daß ich keine andere Leidenschaft hatte, als das öffentliche Wohl, daß ich von Natur zartfühlend und zärtlich war? Kannst du sagen: ‚Er lebte seiner Pflicht?' Doch nein, du wirst es nicht sagen. Und ich bitte dich nicht, es zu tun. Mein Andenken soll erlöschen. Mein Ruhm liegt in meinem Herzen; um mich her ist Schande. Wenn du mich je liebtest, so wahre über meinen Namen ewiges Schweigen."

Ein Kind von acht bis neun Jahren, das seinen Reifen schlug, geriet in diesem Augenblick zwischen seine Beine. Er hob es plötzlich empor und schloß es in seine Arme:

„Kind, du wirst aufwachsen in Freiheit und Glück, und das dankst du dem verruchten Gamelin. Ich bin ein Ungeheuer, damit du glücklich wirst. Ich bin grausam, damit du gut sein kannst, ich bin erbarmungslos, damit sich morgen alle Franzosen unter Freudentränen umarmen."

Er drückte es an seine Brust.

„Kleiner, wenn du ein Mann sein wirst, dann schuldest du mir dein Glück, deine Unschuld; und wenn du je meinen Namen hörst, wirst du ihn verfluchen."

Damit setzte er das Kind zu Boden, und dieses floh entsetzt zu den Röcken seiner Mutter, die herbeigeeilt war, um es zu befreien. Es war eine junge Mutter von aristokratischer Schönheit, in weißem, feinem Leinenkleid, die ihren Knaben mit hochmütiger Miene davonführte.

Gamelin warf einen verstörten Blick auf Elodie:

„Ich habe dies Kind umarmt. Vielleicht lasse ich seine Mutter guillotinieren."

Und er verließ sie mit großen Schritten und verschwand zwischen den Baumreihen.

Einen Augenblick blieb Elodie regungslos stehen und starrte zu Boden. Doch plötzlich stürzte sie ihrem Geliebten nach, ereilte ihn wütend, mit fliegenden Haaren, wie eine Mänade, packte ihn, als wollte sie ihn zerreißen, und mit einer von Blut und Tränen erstickten Stimme schrie sie ihn an:

„Wohlan, Geliebter, schicke mich auch zur Guillotine! Laß mir auch den Kopf abschlagen!"

Und bei dem Gedanken des Messers, das ihr den Nacken durchschnitt, schmolz ihr ganzer Leib in Grausen und Wollust hin.

Du schläfst, Robespierre! Die Stunde verstreicht, die kostbare Zeit verrinnt . . .

Endlich, am 8. Themidor, im Konvent, steht der Unbestechliche auf und redet. Sonne des 31. Mai, wirst du noch einmal aufgehen? Gamelin hofft und wartet. Robespierre wird also die Gesetzgeber, die schuldiger sind als die Föderalisten, gefährlicher als Danton, von den Bänken entfernen, die sie entehrten . . . Nein! noch nicht. „Ich kann mich nicht entschließen," sagte er, „den Schleier ganz zu zerreißen, der dieses große Geheimnis der Ungerechtigkeit verhüllt." Und die Wetterwolke zerstreut sich, ohne einen der Verschworenen mit dem Blitze zu treffen. Aber alle erschreckt sie. Man zählte

an sechzig, die seit acht Tagen nicht mehr in ihrem Bette zu schlafen wagten. Marat nannte die Verräter bei Namen, wies mit dem Finger auf sie. Der Unbestechliche zaudert, und sofort wird er zum Angeklagten . . .

Am Abend herrscht drückendes Gedränge im Saale der Jakobiner, in den Gängen, im Hofe. Alle sind zugegen, die lärmenden Freunde wie die stummen Feinde. Robespierre verliest ihnen die Rede, die der Konvent in furchtbarem Schweigen anhörte und der die Jakobiner bewegt Beifall zollen.

„Das ist mein Testament," sagte er. „Ich werde den Schierlingsbecher gefaßt trinken."

„Ich trinke ihn mit dir!" ruft David.

„Alle, alle!" rufen die Jakobiner und trennen sich, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben.

Während der Tod des Gerechten sich vorbereitete, schlief Evarist wie die Jünger auf dem Oelberge. Am nächsten Morgen ging er zum Tribunal, von dem nur zwei Abteilungen tagten. Die seine verurteilte einundzwanzig Mitschuldige der Verschwörung Lazares. Inzwischen trafen die Nachrichten ein: „Der Konvent hat nach sechsstündiger Sitzung beschlossen, die Anklage gegen Maximilian Robespierre, Couthon und Saint-Just zu erheben, desgleichen gegen Augustin Robespierre und Lebas, die das gleiche Schicksal der Angeklagten zu teilen wünschten. Die fünf Geächteten sind in Haft."

Man erfährt, daß der Präsident der andren Abteilung, die im Nebensaale zu Gericht sitzt, der Bürger Dumas, auf seinem Präsidentenstuhle verhaftet ist, daß aber die Sitzung fortdauert. Man hört den Generalmarsch schlagen und Sturm läuten.

Evarist erhält auf seiner Bank den Befehl des Stadtrates, sich ins Rathaus zur Sitzung des Gemeinderates zu begeben. Bei Trommelwirbel und Glockenklang fällt er seinen Spruch

mit seinen Kollegen. Dann eilt er nach Hause, um seine Schärpe umzulegen und seine Mutter zu umarmen. Die Place de Thionville ist menschenleer. Der Bezirk wagt weder für noch gegen den Konvent zu stimmen. Man drückt sich an den Wänden entlang, schleicht sich hinaus, geht nach Hause. Auf das Sturmläuten und den Generalmarsch antwortet das Klappen der Fensterläden und Türen, die sich schließen. Der Bürger Dupont der Aeltere verkriecht sich in seinen Laden, der Portier Remacle verschanzt sich in seiner Loge. Die kleine Josephine hält Mouton ängstlich umarmt. Die Bürgerin Gamelin stöhnt über die teuren Lebensmittel, die an allem Elend schuld seien. Am Fuße der Treppe begegnet Evarist der atemlosen Elodie; ihre schwarzen Locken kleben an ihrem feuchten Halse.

„Ich suchte dich im Gericht. Du warst gerade fort. Wohin gehst du?“

„Ins Rathaus.“

„Geh nicht hin. Du gehst ins Verderben. Hanriot ist verhaftet. Die Bezirke machen nicht mit. Die Sektion der Piken, Robespierres Bezirk, bleibt ruhig. Ich weiß es, mein Vater gehört zu ihr. Wenn du ins Rathaus gehst, so läufst du unnütz in dein Verderben.“

„Soll ich feig sein?“

„Es ist im Gegenteil mutig, dem Konvent treu zu sein und dem Gesetz zu gehorchen.“

„Das Gesetz ist tot, wenn die Frevler triumphieren.“

„Evarist, hör' auf deine Elodie, hör' auf deine Schwester. Komm und setze dich zu ihr, damit sie deine erregte Seele beruhigt.“

Er blickte sie an: noch nie war sie ihm so begehrenswert erschienen. Noch nie hatte ihre Stimme in seinen Ohren so wonnig und überredend geklungen.

„Zwei Schritte, mein Freund, nur zwei Schritte!“

Sie zog ihn nach dem Uferdamm, auf dem der Sockel der gestürzten Statue sich erhob. Ringsum standen Bänke, mit Spaziergängern und Spaziergängerinnen besetzt. Eine Posamentenverkäuferin bot ihre Spitzen feil. Der Wasserverkäufer trug seinen Behälter auf dem Rücken und klingelte mit seiner Schelle. Kleine Mädchen spielten Federball. Am Flußufer saßen regungslose Angler, ihre Rute in der Hand. Der Himmel war bedeckt, ein Gewitter im Anzuge. Gamelin beugte sich über die Brüstung und blickte auf die Insel herab, die spitz wie ein Schiffskiel auslief. Er hörte die Baumwipfel im Winde rauschen und fühlte in seiner Seele ein unendliches Verlangen nach Stille und Einsamkeit.

Und wie ein köstliches Echo seiner Gedanken seufzte Elodies Stimme:

„Erinnerst du dich noch, wie du beim Anblick der Felder Friedensrichter in einem Dorfe sein wolltest? Da liegt das Glück."

Doch durch das Rauschen der Bäume und die Stimme der Geliebten hörte er das Sturmläuten, den Generalmarsch, den fernen Hufschall und das Rasseln der Kanonen über das Pflaster. Zwei Schritte von ihm sagte ein junger Mann, der mit einer eleganten Bürgerin plauderte:

„Wissen Sie schon das Neueste? ... Die Oper ist in der Rue de la Loi untergebracht ..."

Man wußte schon alles. Man flüsterte Robespierres Namen, doch nur zitternd, man fürchtete ihn noch. Und die Frauen verbargen ein Lächeln bei der Kunde von seinem Sturze.

Evarist ergriff Elodies Hand und stieß sie fast unmittelbar zurück.

„Lebe wohl! Ich ließ dich mein furchtbares Geschick teilen; ich habe dein Leben für ewig zerstört. Lebe wohl! Suche mich zu vergessen!"

„Vor allem", riet sie, „kehre heute nacht nicht nach Hause zurück. Komm in den ‚Amor als Maler'. Klingle nicht; wirf einen Stein an meinen Fensterladen. Ich öffne dir selber die Haustür, ich verstecke dich auf dem Boden."

„Du wirst mich als Sieger wiedersehen, oder nie mehr. Lebe wohl!"

Als er sich dem Rathause näherte, hörte er das Getöse der großen Tage zu dem lastenden Himmel aufsteigen. Auf dem Grèveplatz ein Gewirr von Waffen, ein Leuchten von Schärpen und Uniformen, Hanriots Kanonen in Stellung. Er steigt die Ehrentreppe hinan und trägt sich im großen Ratssaale in die Präsenzliste ein. Der Gemeinderat erklärt sich mit vierhunderteinundneunzig Mitgliedern einstimmig für die Geächteten.

Der Maire läßt sich die Tafel der Menschenrechte bringen und verliest den Artikel, in dem es heißt: „Wenn die Regierung die Volksrechte verletzt, so ist die Auflehnung für das Volk die heiligste und unerläßlichste Pflicht". Und der oberste Stadtbeamte von Paris erklärt, daß die Gemeinde dem Staatsstreiche des Konvents den Aufstand des Volkes entgegensetzt.

Die Mitglieder des Gemeinderats schwören, auf ihrem Posten zu sterben. Zwei städtische Beamte werden auf den Grèveplatz geschickt, um das Volk aufzufordern, sich mit seinen Beamten zur Rettung des Vaterlandes und der Freiheit zu vereinen.

Alles sucht sich, tauscht Nachrichten aus, gibt Ratschläge. Unter den städtischen Beamten sind wenige Handwerker. Der jetzt vereinte Gemeinderat ist von den Jakobinern gesäubert worden: Richter und Geschworene vom Revolutionstribunal, Künstler wie Beauvallet und Gamelin, Rentner und Professoren, reiche Bürger, Großkaufleute, gepuderte Köpfe, Bäuche mit Uhrgehängen. Nur wenige Holzschuhe, lange Hosen, Karmagnolen und rote Mützen. Diese Bürger sind zahlreich und

entschlossen. Aber recht bedacht, ist es fast alles, was Paris an wahren Republikanern besitzt. Aufrecht stehen sie im Rathause, wie auf dem Felsen der Freiheit, umbrandet von einem Meere von Gleichgültigkeit.

Immerhin treffen günstige Nachrichten ein. Alle Gefängnisse, in denen die Geächteten eingekerkert wurden, öffnen ihre Tore und geben ihre Beute frei. Augustin Robespierre kommt als Erster ins Rathaus und wird mit Beifall empfangen. Um acht Uhr trifft die Nachricht ein, daß Maximilian nach langem Widerstreben auch kommen will. Man erwartet ihn; er erscheint. Ungeheurer Beifall braust zu den Wölbungen des alten Rathauses empor. Er erscheint, von zwanzig Armen getragen; der schmächtige, geleckte Mann in blauem Rock und gelben Kniehosen — das ist er. Er übernimmt den Vorsitz, er spricht.

Bei seiner Ankunft ordnet der Gemeinderat an, daß die Fassade des Rathauses sofort illuminiert wird. In ihm ist der Sitz der Republik. Er redet, redet mit dünner Stimme mit Eleganz. Er spricht rein und wortreich. Die Anwesenden, die ihren Kopf auf sein Leben gesetzt haben, merken zu ihrem Entsetzen, daß er ein Mann der Worte ist, ein Mann der Ausschüsse, der Tribünen, unfähig zu raschem Entschluß und zu revolutionärer Tat.

Man zieht ihn ins Beratungszimmer. Jetzt sind sie alle beisammen, die berühmten Geächteten: Lebas, Saint-Just, Couthon. Robespierre redet. Es ist halb ein Uhr nachts. Er redet noch immer. Inzwischen drückt Gamelin im großen Ratssaale die Stirn gegen die Scheiben und schaut mit bangem Blick hinaus. Er sieht die Lampions in der dichten finstern Nacht schweben. Hanriots Kanonen stehen vor dem Rathause aufgefahren. Um halb ein Uhr tauchen Fackeln an der Ecke der Rue de la Vannerie auf. Sie umringen einen Delegierten des Konvents mit den Abzeichen seiner Würde. Er



entfaltet ein Papier und verliest im roten Lichtschein ein Dekret des Konvents, das die Mitglieder des aufständigen Gemeinderats und die Bürger, die seinem Befehle gehorchen, ächtet.

Aechtung! Tod ohne Urteil! Der bloße Gedanke läßt die Entschlossensten erbleichen. Gamelin fühlt, wie seine Stirn eiskalt wird. Er sieht die Menge den Grèveplatz mit großen Schritten räumen. Und als er sich umdreht, sieht er, daß der Saal, in dem die Stadträte sich noch eben erdrückten, fast leer ist. Doch sie sind umsonst entflohen. Sie hatten sich eingezeichnet!

Zwei Uhr morgens. Der Unbestechliche berät im Nebensaal mit dem Gemeinderat und den geächteten Volksvertretern.

Gamelin bohrt seine Blicke verzweifelt in den finsteren Platz. Beim Schein der Laternen sieht er die Holzlichte am Schaufenster des Krämers wie Kegel zusammenschlagen; die Laternen baumeln und flackern: ein Sturm hat sich aufgetan. Im nächsten Moment stürzt ein Platzregen nieder. Der Platz leert sich völlig, und die, welche das furchtbare Dekret nicht vertrieben hatte, nehmen vor einem Regengusse Reißaus. Hanriots Kanonen sind verlassen. Bei Blitzesschein sieht er aus der Rue Antoinette und vom Seinequai gleichzeitig die Truppen des Konvents anrücken, und die Eingänge zum Rathause stehen offen . . .

Endlich hat Maximilian beschlossen, über das Dekret des Konvents an die Sektion der Piken zu appellieren. Der Gemeinderat läßt Säbel, Pistolen, Piken herbeischaffen . . . Doch ein Getöse von Waffen, von marschierenden Truppen und zertrümmerten Scheiben erfüllt das Haus. Wie eine Lawine stürzen die Truppen des Konvents durch das Beratungszimmer und ergießen sich in den großen Ratssaal. Ein Schuß kracht: Gamelin sieht Robespierre mit zerschmettertem Kinnbacken stürzen. Er selbst ergreift sein Messer, das Sechsdreier-

messer, mit dem er eines Tages, als Hungersnot herrschte, einer darbenden Mutter sein halbes Brot abgeschnitten, das Messer, das Elodie eines schönen Abends im Gasthofe zu Orangis als Pfand auf ihrem Schoße gehalten hatte. Er klappte es auf und will es sich ins Herz stoßen. Die Klinge prallt gegen eine Rippe, schnappt zu und zerschneidet ihm zwei Finger. Gamelin bricht blutüberströmt zusammen. Er kann sich nicht rühren, leidet jedoch an grausamem Frost. In dem furchtbaren Handgemenge, das über ihn hinstampft, hört er deutlich die Stimme des jungen Dragoners Henri schreien:

„Der Tyrann ist nicht mehr; sein Gefolge ist zerschmettert. Die Revolution nimmt ihren majestätischen, furchtbaren Fortgang.“

Gamelin wird ohnmächtig.

Um sieben Uhr morgens kam ein Arzt, vom Konvent geschickt, und verband ihn. Der Konvent war sehr fürsorglich für Robespierres Mitschuldige: keiner sollte der Guillotine entgehen. Auf einer Tragbahre wurde der Maler, Geschworene und geächtete Stadtrat in die Conciergerie geschafft.

Am 10. fuhr Evarist, auf einer Gefängnispritsche liegend, aus seinem Fieberschlafe mit unsäglichem Entsetzen auf. Paris strahlte im Sonnenschein in seiner Anmut und Größe. Hoffnung kehrte in die Herzen der Gefangenen zurück; die Kaufleute öffneten fröhlich ihre Läden, die Bürgersleute fühlten sich reicher, die jungen Leute glücklicher, die Frauen schöner — alles dank Robespierres Sturz. Nur ein Rudel von Jakobinern, ein paar Priester, die den Eid geleistet, und einige alte Weiber erbebten darob, daß die Macht nun in die Hände der Bestochenen und Böswilligen käme. Eine Abordnung vom Revolutionstribunal, bestehend aus dem Staatsanwalt und zwei Richtern, begab sich in den Konvent und beglückwünschte ihn, daß er den Verschwörungen ein Ende bereitet hätte. Die

Versammlung beschloß, die Guillotine von neuem auf dem Revolutionsplatze aufzustellen. Die Reichen, die Elegants, die hübschen Frauen sollten, ohne sich zu bemühen, Robespierres Hinrichtung beiwohnen können, die noch am selben Tage stattfand. Der Diktator und seine Mitschuldigen waren geächtet; es genügte also, daß zwei städtische Beamte ihre Identität feststellten, damit das Gericht sie sofort dem Scharfrichter überlieferte. Doch eine Schwierigkeit ergab sich: diese Feststellung konnte nicht in vorschriftsmäßiger Form stattfinden, da der ganze Gemeinderat geächtet war. Der Konvent ermächtigte das Gericht, sie durch gewöhnliche Zeugen vornehmen zu lassen.

Die Triumvirn wurden mit ihren Hauptschuldigen zum Tode geschleppt, unter Wut- und Jubelgeschrei, unter Flüchen, Gelächter und Freudentänzen . . . .

Am Tage darauf wurde Evarist aus seinem Kerker geholt und vor Gericht gestellt. Er war etwas zu Kräften gekommen und konnte fast auf seinen Beinen stehen. Man setzte ihn auf die Tribüne, die er so oft voll Angeklagter gesehen hatte und auf der nach und nach so viele berühmte und unbekannte Opfer erschienen waren. Jetzt ächzte sie unter der Last von fünfundsechzig Individuen, meist Mitgliedern des Gemeinderats und etlichen Geschworenen, die gleich ihm geächtet waren. Er erblickte seine Bank wieder, die Rückenlehne, gegen die er sich sonst gelehnt hatte, den Platz, von dem aus er so viele Unglückliche in Schrecken versetzt hatte. Dort war er den Blicken von Jacques Maubel, Fortuné, Chassagne, Maurice Brotteaux und den flehentlichen Augen der Bürgerin Rochemaure begegnet, der er seine Ernennung zum Geschworenen verdankte und der er seinen Dank durch ihr Todesurteil abgestattet hatte. Auf der Tribüne thronten die Richter in drei Mahagoni-Lehnstühlen, die mit rotem Utrechter Samt bezogen waren; darüber erblickte er die Büsten von Chalier und

Marat und die des Brutus, bei der er einst geschworen hatte. Nichts war verändert: weder die Aexte und Rutenbündel, die roten Papiermützen, die Schmähhrufe, die die Trikoteusen von den Tribünen herab auf die Todgeweihten schleuderten, noch die Seele des dickköpfigen, arbeitsamen Fouquier, der eifrig in seinen mörderischen Papieren blätterte und als vollendeter Beamter seine gestrigen Freunde aufs Schafott schickte.

Die Bürger Remacle, Portier und Schneider, sowie Dupont der Aeltere, Tischler an der Place de Thionville und Mitglied vom Ueberwachungsausschuß des Bezirks Pont-Neuf, rekognoszierten Evarist Gamelin, Kunstmaler, früheren Geschworenen am Revolutionstribunal und früheres Mitglied des Pariser Gemeinderats. Für diese Leistung erhielten sie vom Bezirk ein Assignat von hundert Sous auf Bezirkskosten. Doch da sie Nachbarn und Freunde des Geächteten waren, so machte sein Blick sie verlegen. Zudem war es heiß, sie waren durstig und gingen rasch ein Glas Wein trinken.

Nur mit Mühe bestieg Gamelin den Henkerkarren. Er hatte viel Blut verloren und seine Wunde schmerzte ihn heftig. Der Kutscher schlug auf seinen Klepper ein und langsam setzte der Zug sich in Bewegung, von Hohngelächter begleitet.

Frauen, die Gamelin erkannten, riefen ihm zu:

„Nur zu! Blutsauger! Mörder für achtzehn Franken pro Tag! . . . Er lacht nicht mehr. Seht, wie bleich er ist, der Feigling!“

Es waren dieselben Weiber, die früher die Aristokraten und die Verschwörer, die Gemäßigten und die Heißsporne verhöhnt hatten, die von Gamelin und seinen Kollegen in den Tod geschickt wurden.

Der Karren kam auf den Quai des Morfondus, fuhr langsam über den Pont-Neuf und erreichte die Rue de la Monnaie. Es ging nach dem Revolutionsplatze, zu Robespierres Schafott. Der Gaul lahmte, der Kutscher schlug ihm

in einem fort seine Peitsche um die Ohren. Der fröhliche Schwarm der Zuschauer versperrte der Bedeckung fortwährend den Weg. Das Publikum jubelte den Gendarmen zu, die ihre Pferde zurückhielten. An der Ecke der Rue Honoré verdoppelten sich die Schmähungen. Junge Leute, die im Zwischenstock in den Moderestaurants zu Tische saßen, traten mit der Serviette in der Hand an die Fenster und riefen:

„Kannibalen! Menschenfresser! Blutsauger!“

Der Karren geriet in einen Schmutzhaufen, den man an diesen beiden unruhigen Tagen nicht fortgeschafft hatte. Die goldne Jugend brach in Jubelgeschrei aus:

„Der Karren steckt im Dreck! ... In den Kot mit den Jakobinern!“

Gamelin war in Gedanken versunken und eine Erkenntnis ging ihm auf.

„Ich sterbe gerecht,“ dachte er. „Es ist recht und billig, daß diese Schmähungen, die der Republik gelten, auf uns fallen; wir hätten sie davor schirmen sollen. Wir waren schwach. Wir haben uns der Nachsicht schuldig gemacht. Wir haben die Republik verraten. Unser Schicksal ist verdient. Selbst Robespierre, der Reine, der Heilige, sündigte durch Milde und Sanftmut. Seine Sünden sind durch sein Martyrium gesühnt. Wie er, verriet auch ich die Republik; sie geht unter: es ist gerecht, daß ich mit ihr sterbe. Ich schonte das Blut anderer, möge das meine fließen! Möge ich untergehen; ich hab' es verdient!“ ....

Während er so dachte, erblickte er das Schild des „Amor als Maler“, und ein Strom von Süße und Bitterkeit quoll wild in seinem Herzen auf.

Der Laden war geschlossen, die Jalousien der drei Fenster im Zwischenstock ganz heruntergelassen. Als der Karren vor dem linken Fenster, dem des weißen Stübchens, vorbeikam, hob eine Frauenhand, die am Finger ein silbernes Ringchen

trug, den unteren Rand der Jalousie auf und warf ihm eine rote Nelke zu, die Gamelin mit seinen gefesselten Händen nicht auffangen konnte, die er aber anbetete als Symbol und Abbild der roten duftenden Lippen, die seinen Mund so oft erfrischt hatten. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und ganz versunken in den Zauber dieses Abschieds sah er auf dem Revolutionsplatze das blutige Fallbeil aufragen.

Eine königliche Revolution
Von
August Strindberg

Im Speisesaal des Schlosses Hufvudstad bei Stockholm stand der Tisch für ein Trinkgelage gedeckt; eine ostindische Bowle mit grünen Gläsern; Gipspfeifen und Tabakspakete. Aber mitten auf den Tisch war ein Blumentopf gestellt mit einem pyramidenförmig geschnittenen und mit Bändern geschmückten Lorbeerbaum. Drei rote Mützen von ungewöhnlicher Form waren auf Gläser gepflanzt; blutrot waren sie und glichen in der Form den Blüten der Akelei oder näherten sich der Hirtenkappe, mit welcher der griechische Paris abgebildet wird, also etwa der phrygischen Mütze.

In einem schwarzen Ledersofa saß Graf Adolf Ludwig Ribbing, Hauptmann bei der Leibgarde, vierundzwanzig Jahre alt, Sohn des Reichsrats, Gouverneur des Herzogs Friedrich Adolf.

Im Saal auf und ab ging der sechsundzwanzigjährige Klaus Friedrich Horn, der Sohn von Friedrich Horn, dem früheren Freunde Königs Gustav III., der gebeten hatte, sich zur Erinnerung an die gelungene Revolution von 1772 Gustavsfreund nennen zu dürfen, die Erlaubnis aber nicht bekam. Der junge Horn, der Schwärmer, der Dichter, hatte vor einigen Jahren Abschied genommen, als Major der Festungsartillerie, und saß jetzt als Majoratsherr auf Hufvudstad.

Die beiden jungen Männer erwarteten jemand, denn sie hatten die guten Dinge auf dem Tisch noch nicht angerührt. Um sich für die Sitzung in Stimmung zu bringen, sprach Horn beim Aufundabgehen, vielleicht auch um einer steigenden Unruhe entgegen zu wirken.

„Ja," begann er eine neue Auseinandersetzung, „unser Dichter Thorild ist in England, scheint aber seinen frohen Glauben an die Rettung des Menschengeschlechts verloren zu haben."

„Warum ist er nicht nach Paris gegangen? Das ist der rechte Ort jetzt!"

„Paris, ja, wie weit sind sie dort gekommen?“

„So viel weiß ich: Die Maigesetze wurden im vorigen Jahr aufgehoben, die Notabelnversammlung konnte nichts ausrichten, und jetzt sind die Stände zusammengerufen; Necker hat am Neujahrstag sein Résultat du Conseil abgegeben und dadurch die ganze Fäulnis bloßgelegt.“

„So? Thorild war wohl ein Seher, der geahnt hat, was kommen wird. Erinnerst du dich: ‚Die Weltherrschaft muß durch eine unsichtbare Regierung geschehen, und das ist der Beruf der Genies; deren sichtbares Heer sind die Helden. Das Ziel ihrer gemeinsamen Tätigkeit ist, die Menschheit gegen ihre Unterdrücker zu waffnen, die Erde zu befreien oder, kurz und gut, Toren zu stürzen und Schelme zu schlagen, die nicht nach gewöhnlichem Menschenrecht gerichtet werden können, die frech und offenbar die menschliche Seligkeit verhindern; alle Kriecher und Schmeichler, alle feigen Väter der Knechtschaft, Könige und Minister, für die Gesetzbrechen nichts bedeutet; Priester, die kriechend und jasagend Gott, Volk und Eid verraten; Gelehrte und Talente, die auf einen Wink Würde und Ehre, Natur und Wahrheit opfern.‘ Erinnerst du dich?“

„Ob ich mich erinnere? — Anckarström verzieht . . .“

„Ja, aber er kommt sicher. Kannst du mir sagen, warum Anckarström den König so unmenschlich haßt?“

„Kaum! Er war ja einmal Page, und es ist möglich, daß sich der Haß daher datiert . . . aber einen hassenswürdigen Menschen hassen, ist kein Fehler für mich; so viele lieben den Elenden aus Interesse . . .“

„Elender? Nein! Aber die Treulosigkeit, Unredlichkeit, Charakterlosigkeit in Person! Weißt du, als er seinen finnischen Krieg nötig hatte, verlas er im Rat einen Brief vom russischen Gesandten, ließ aber die versöhnenden Ausdrücke der Freundschaft fort . . . Solche Dinge machen ihn verhaßt . . . Und

doch war dieser Mann groß bei der Revolution von 1772. Er rettete Schweden aus der tiefsten Erniedrigung. Russische, englische und französische Gesandten bestimmten die Ausschußwahlen; der Schwede war buchstäblich ein für den Meistbietenden angeworbener Soldat."

„Soll man gut von einem Feind sprechen?"

„Ja, das soll man lernen und daraus sehen, wie tief er gesunken ist . . . Vergiß nicht, daß er die Marter und die außerordentlichen Gerichte abschaffte, die Haussuchungen verbot, Druckfreiheit und Gewerbefreiheit gab . . ."

„Nein, aber der Augenblick ist schlecht gewählt . . . Warte, bis er tot ist! . . . Hör mal, hast du die Tür geschlossen?"

„Nein, alle Türen stehen mit Absicht offen; meine Frau ist auf Besuch bei Verwandten, und meinen neugierigen Bedienten habe ich in die Stadt geschickt . . ."

„Wo ist Anckarström? Sein exotischer aber schöner Kopf hat nicht einen nordischen Zug . . ."

„Sein Stammvater hieß Depken und weigerte sich den Adel anzunehmen; dann kommt ein Franzose mit Namen Futtje, einem wahrscheinlich verstümmelten Namen; und im ersten Zweig des Stammbaumes findet man eine schottische Frau Honong . . . Dazwischen ein solcher Wirrwarr von Stiefkindern, Adoptivkindern, daß man nicht weiß, ob er wirklich von Adel ist. Doch wer fragt danach, ob der Henker Ahnen hat . . ."

„Ist er nur Henker? Ist er nicht wie wir von den Geistern der Zeit ergriffen, welche die Luft wie Gewitter reinigen? Hat er nicht wie wir für Rousseau und Thorild geschwärmt?"

Anckarström stand an der Tür des Saals und zog die Filzsohlen aus, welche die Verschworenen benutzten, um an den Schritten Unbefugte von Eingeweihten unterscheiden zu können. Er war ein siebenundzwanzigjähriger Mann mit einem schönen Kopf, der dem des Hadrian nicht unähnlich war.

Selber reich, vornehm verheiratet, Vater mehrerer Kinder, ein geordnetes Familienleben führend, machte er den Eindruck eines soliden Mannes.

Nachdem sich die Freunde durch Handschlag begrüßt, setzten sie sich stumm an den Tisch und bedeckten sich mit den seltsamen Mützen, die sie den Dogen von Venedig ähnlich machten.

„Willst du ein Schreibzeug haben, Jakob?" begann Horn.

„Nein, danke, wir schreiben nichts!"

„Willst du also sprechen, Jakob?"

„Ich will sprechen, bitte euch aber, auf Besuch gefaßt zu sein, damit ihr eure Gesichter im Zaum haltet, und der Eintretende sie nicht schleunigst abliest. Wie ihr wißt, legten über hundert Offiziere ihre Degen dem König zu Füßen und weigerten sich, gegen Rußland zu kämpfen, weil der Krieg wahnwitzig und ungerecht sei. Der König floh, als man ihn fesseln wollte, und zwar nach Haus. Dann brach der dänische Krieg aus, wurde aber in Göteborg durch die Intervention von England und Preußen erstickt. Dank der finnischen Verräterei gegen Schweden hat der König seine Popularität wieder gewonnen. Das Volk begrüßte die heimkehrenden Offiziere am Hafen mit Schimpfworten; und als Karl de Geer sie in Schutz nahm, wandte sich das Volk vom Herrenhaus ab und dem König zu. Damit ist der Staatsstreich sicher, und man erwartet ihn jeden Tag."

„Er muß verhindert werden!" rief Horn.

„Warte einen Augenblick! Der Zweck des russischen Krieges war, die Schulden des Königs mit der Schuld des Reiches zu verquicken; da das aber nicht gelang, sondern die Reichsschuld um zwanzig Millionen stieg, versuchte er's mit abenteuerlicher Politik. Er bemüht sich um ein Subsidienbündnis mit der einen Macht nach der andern, sogar mit Spanien, um zu Geld zu kommen; er hat Angelhaken nach der polnischen Krone ausgelegt; er behauptet durch seine dänische Königin

ein Erbrecht auf die dänische Krone zu haben; er hat Pläne mit Norwegen. Das ist eine Art Caligula; und wird er Alleinherrscher, dann ist Schweden verloren."

„Wie ist denn unsere Stellung?" fragte Ribbing.

„Die Unzufriedenheit ist so verbreitet, von oben bis unten, daß wir nur dem aufgeklärten Willen Ausdruck geben, wenn wir die Exekution in die Hand nehmen. Denkt euch, er wagte es nicht, seinen eigenen Bruder Friedrich Adolf nach Finnland zu senden, weil er sich nicht auf ihn verlassen konnte. Herzog Karl erhielt Schreiben von den Finnen, die ihm den Großfürsten anboten; und ein Gerücht lief, der Herzog sei in eigner Sache von Finnland mit der Flotte nach Karlskrona abgesegelt . . ."

„Aber die Verschwörung . . ?"

„Es gibt zwei Verschwörungen. Die große allgemeine, die den König absetzen und Herzog Karl als Thronfolger haben will, und die kleine, die . . ."

„Bei welcher ist denn Pechlin?"

„Das weiß man nie. Er wünscht wohl, daß das Beil fällt, will aber, daß es hinter seinem Rücken geschieht. Doch habe ich dafür gesorgt, daß er kompromittiert wird; dann ist sein Rückzug unmöglich. Was die Chancen des Königs angeht, so hat er große Aussichten auf ein Gelingen. Da aber alles, was der Mann tut, pervers ist, so hat er diesmal zwei Priester zu Handlangern: Wallqvist und Nordin. Er glaubt nicht mehr an Religion als Voltaire, aber er benutzt sie. Als er in Mora war und als Bauer verkleidet Gustav Wasa mimte, nahm er zuerst das Abendmahl — das Schwein! Da habt ihr aber die Priester! Der Bürgerschaft will er Privilegien geben, wie den Bauern. Die kleinen Leute führt er an der Nase herum, indem er die Strafe für Kindesmord mildert — da habt ihr die Mägde! Schließlich hat er die alte Görtzsche Sache entdeckt. Der schwedische Staat hat seit dem Tode

Karls XII. mit den Görtzschen Erben prozessiert, um eine vermeintliche Forderung herauszubekommen. Jetzt aber hat die Untersuchungskommission gefunden, daß der schwedische Staat den Görtzschen Erben siebzigtausend Reichstaler schuldet. Was sagt ihr dazu? Der König benutzt natürlich die Konjunktur und läßt bezahlen. Damit hat er den Geräderten rehabilitiert und die Holsteiner gewonnen. Daß Karl XII. dabei etwas abkriegt, freut nur die Russenfreunde, die im Augenblick Legion sind . . . Ihr seht also, daß dieses Mannes Garn durchgeschnitten werden muß, weil es nicht geordnet werden kann."

„Wie soll seine Revolution denn vor sich gehen?" fiel Ribbing ein, der Sachlichkeiten liebte.

„Durch Verhaftungen natürlich. Dein Vater, Klaus Horn, ist auf der Proskriptionsliste rot angestrichen . . ."

„Mein Vater, Gustavs Freund, der ihm bei der Revolution von 72 half! Man hat keine Freude mehr am Leben, wenn man sieht, wie alles heruntergezogen und schlecht gemacht wird!"

„Das darf aber keinen Einfluß auf deinen Entschluß haben, Klaus! Weder Freundschaft noch Feindschaft darf den Richter bestechen."

„Was soll geschehen?" unterbrach Ribbing.

„Was tat Brutus, als Cäsar die Freiheit mordete?"

„Und das willst du tun?"

„Ja, das will ich! Aber du bist Hauptmann der Garde, Ribbing, und mußt mir helfen!"

„Mehr als gern! Hast du einen Plan?"

„Viele, und sie ändern sich nach seinen Winkelzügen. Er schläft aus Furcht nicht zwei Nächte mehr im selben Zimmer. Zurzeit wohnt er auf Schloß Drottningholm, wo General Armfelt mit dem Bauernregiment in Quartier liegt. Dorthin fährt der König nächtlich auf Umwegen . . . Still, Pechlin

ist da! ... Ich höre ihn schnaufen ... Er kennt nicht die Treppen, denn er ist noch nie hier gewesen ... Jetzt zieht er den Pelz aus ... den Fuchspelz ... oft legt er den nicht ab ... Still!"

General Pechlin stand in der Tür.

„Störe ich?" fragte der jetzt neunundsechzigjährige General, der schon seinen vierten Regenten erlebte.

„Nein, wie könnt Ihr das denken?" antwortete Anckarström. „Ihr seid erwartet und willkommen. Setzt Euch, Herr General."

Der Alte setzte sich und musterte die Gesellschaft und die Requisiten.

„Horn und Ribbing! Hm! Der junge Horn stammt ja aus der Familie Nacht-und-Tag! Hieß davon nicht einer Mons Bengtsson, der Engelbrecht ermordete? Gewiß! Und der junge Ribbing stammt von den Folkungern und den Stures, also von den Wasas, da Gustav I. ein Sture war."

„Ja," antwortete Ribbing, „das hat seine Richtigkeit, aber mein Stammvater, Peter Ribbing, war Richter auf dem Blutbad von Linköping, als Horns Stammvater zum Tode verurteilt, aber auf dem Schafott begnadigt wurde ..."

„Da Ihr gerade von einem Blutbad sprecht," unterbrach ihn Anckarström; „ich erinnere mich an einige Ribbings, die in Jönköping enthauptet wurden, zur selben Zeit, als das Stockholmer Blutbad stattfand."

Das Gespräch, das sich eigentlich ausgesponnen, um das zu verbergen, von dem man sprechen mußte, aber nicht recht wollte, war von dem blutigen Stoff, an den alle dachten, nicht los gekommen; gegen seinen Willen hatte man gesagt, was man verheimlichen wollte. Man fühlte sich auf einmal verraten, und eine peinliche Pause entstand, die Anckarström glaubte beenden zu müssen.

„Wißt Ihr, General, daß Göran Persson hier auf Hufvudstad gewohnt hat?"

„Nein, das wußte ich nicht!"

„Ja, der Ränkeschmied hat hier gehaust, und er soll noch heute spuken . . ."

„Spuken?"

Pechlin griff den Spuk auf, um das unangenehme Wort Ränkeschmied zu streichen, das sein ständiges Beiwort war und das Anckarström in den Augen des Alten gelesen haben mußte. Da aber der Spuk nichts mehr abwarf, griff der Alte nach einem Stoff, der näher lag, um die peinlichen Hintergedanken abzuleiten.

„Was sind das für Rauchmützen, welche die Herren aufgesetzt haben?"

„Das ist die letzte Pariser Mode," antwortete Anckarström.

„Und dieser Strauch? Ist das ein Maibaum so früh im Jahr?"

„Nein, das ist ein sogenannter Freiheitsbaum . . ."

„Hm, hm! . . . Wie ist es mit der Freiheit im alten Schweden?"

„Die einen nehmen sich die Freiheit, zu tyrannisieren; die andern aber . . . Nein, General, wir wollen keine Komödie spielen! Wir haben von dem Komödianten auf dem Thron genug . . ."

Pechlin liebte reine Sprache nicht; die nannte er brutal; darum verschloß er sich und tat, als habe er nichts gehört. Anckarström aber ließ ihn nicht los, sondern zwang ihn an den Abgrund.

„Seid Ihr darauf gefaßt, morgen verhaftet zu werden?" fragte er herausfordernd.

„Ich werde ja immer verhaftet, sobald eine Unruhe ausbricht!" antwortete der General ausweichend.

Anckarström wurde ungeduldig und beschloß, die Pulvertonne in Brand zu stecken, um Leben in den Alten zu bringen.

„Wenn aber der König stirbt, so kommt Ihr mit bloßer Haft nicht weg!"

„Stirbt? Woran sollte er sterben?"

„An einem Schuß oder an einem Stich, vermute ich."

„Was sagt Ihr? Handelt es sich um ... Nein, dann mache ich nicht mit! Ich bin kein ..."

„Das ist zu spät bedacht, General!"

„Was in Jesu Namen sagt Ihr! Wenn's wahr ist, so zeige ich Euch an!"

„Das ist bereits getan," antwortete Anckarström. „Ich habe bereits unser aller Namen angegeben, außer einigen wenigen."

„Und meinen auch?"

„Euern zuerst! Uebrigens, bei Euerm Alter müßt Ihr wissen, daß es keine Geheimnisse gibt. Wir besitzen ja die Listen des Königs, sowohl von denen, die verhaftet werden sollen, wie von denen, die verhaften sollen. Da aber alles und alle voll Falschheit sind, so glaubt kein Mensch an unsere Verschwörung. Man ahnt wohl, daß es Mißvergnügte gibt, und man weiß, daß eine Regimentsveränderung geplant wird, aber an unsere Absichten glaubt niemand ..."

„Aber das ist ja eine Komödie!"

„Wir spielen Komödie mit dem größten Komödianten, der auf einem Thron gesessen ..."

„Wenn er nur nicht mit Euch Tragödie spielt! Wißt Ihr, daß er mich auf dem Weg hierher beinahe überfuhr; es war am Sabbatsberg. Und er grüßte: ‚Guten Tag, alter Freund, wohin willst du?' ‚Ich will nach Hufvudstad,' antwortete ich. ‚Grüß die Verschworenen!' rief er mir nach. — Wenn er herkommt! Er liebt dramatische Szenen, und ist wenigstens nicht bange ..."

„Doch, das ist er, aber er verbirgt seine Furcht hinter einer angenommenen Freimütigkeit. Und er verläßt sich auf seine Fähigkeit, die Menschen zu bezaubern; deshalb glaube ich, er kommt hierher, um uns zu bekehren ..."

„Dann möchte ich aber vorher gehen!"

„Das dürft Ihr nicht!"

„Sind denn die Türen geschlossen?"

„Nein, aber wir haben zwei dressierte Bluthunde, die auf Befehl Euch wie einen geschossenen Hasen beim Kragen nehmen und apportieren . . ."

„Daß ich mich von diesen jungen Leuten anführen ließ; daß ich ein solcher Tor war . . ."

„Trinkt ein Glas, raucht eine Pfeife und seid Philosoph, Herr General! Hört, was Thorild singt:

Freiheit! hallten die nordischen Berge.
Und Freiheit war ihres Himmels Laut;
Helden lachten, trotzend dem Schicksal,
Wenn's Mädchen im Talgrunde sang.
Schicksal trübte sich; türmende Wolken
Gleich wölbte der Himmel in schwarzer Nacht.
Trau! Trau! Trau! brüllten die Lügen
Aus Wolken. Das Zitternde fiel."

„Bravo!" war vom Korridor zu hören . . .

„Das ist der König!" flüsterte Pechlin.

Alle erhoben sich.

In der Tür stand die kleine, elastische Person, die weniger durch Verstand und Staatsklugheit als durch persönliche Liebenswürdigkeit und gewinnendes Benehmen das Schicksal Schwedens nun bald achtzehn Jahre gelenkt hatte. Friedrich des Großen Schwestersohn, Gustav III., Schüler Voltaires und Rousseaus, der das Vaterland tatsächlich von ausländischem Subsidienjoch befreit, ein Dichter, der das Leben als ein Theaterstück behandelte, selber in allen Rollen auftretend, unter Ränken und Intrigen erzogen, früh an Verstellung gewöhnt, ohne andere Richtschnur für seine Handlungen als einen angebornen guten Willen und viel Humanität; ein Mann, der nicht boshaft war, der Feinden verzeihen und Un-

recht vergessen konnte; ein aufgeklärter Despot, der im Grunde allein die ganze Opposition bildete; ein Paradoxer, dessen beste Taten Schelmenstreichen glichen und dessen schlimmste Streiche wie die Früchte des guten Herzens aussahen; vor allem aber ein Komödiant und ein Deklamator.

Die Szene, die er jetzt sah, gefiel ihm; sein Entree war gut vorbereitet; er hatte selber das Stichwort gebracht und war nun in der Rolle. Ein banaler Gruß hätte den Akt zerstört; darum sprang er mit beiden Füßen in den Stoff hinein; es handelte sich da um den Dichter Thorild, den er einmal bewundert, nachgeahmt, gefördert hatte.

Die Verse fortsetzend, deklamierte er:

„Auf stand Engelbrecht, schlug auf den Felsen
Sein Schwert, und ein Feuerfunken flog;
Steckte tausend Morgenrots Flammen
Zum Tag unserer Freiheit in Brand!

Die Verse sind nicht fehlerfrei, aber das tut nichts! Und mehr habe ich nicht behalten!"

Als niemand zu antworten wagte, übernahm er selber die Leitung und beschloß, die anwesenden Personen mit seiner Zauberrute zu berühren: ließ sich am Tisch nieder, nahm ein Glas und begann die magische Sitzung.

Pechlin aber, der die königliche Magie kannte, machte sich hart und bewaffnete sich mit seiner Zunge, die sowohl scharf wie giftig sein konnte.

Anckarström wurde verschlossen und nahm eine resignierte Miene an, die bedeuten mochte: Schwatz du nur, ich komme doch!

„Hier sitzt also mein alter Freund Pechlin," begann der König, „und er konspiriert wie gewöhnlich, aber ungewöhnlich genug mit der Jugend. Nun, worüber konspiriert ihr? Wißt ihr nicht, daß ich der erste Verschwörer im Reich bin; daß ich

euch die Freiheit gegeben habe, vor allem die Druckfreiheit?"

„Die Druckfreiheit unter der Zensur des Buchdruckers," unterbrach ihn Pechlin. „Und Halldin, der gegen den Branntwein schrieb, hätte beinahe seinen Kopf verloren. Es ist lange her, als Majestät von der Druckfreiheit schrieben, sie sei ein Segen, da sie den Regenten über die Gesinnung des Volkes unterrichte! Und diese Worte: ‚Wäre der Druckfreiheit schon im vorigen Jahrhundert erlaubt worden, den Regenten über sein wirkliches Wohl aufzuklären, hätte vielleicht König Karl XI. nicht auf Kosten der Sicherheit solche Gesetze erlassen, welche die Königsmacht verhaßt gemacht haben . . .'"

Der König konnte auf Pechlin nicht böse werden, weil dieser eine so nette Art hatte und zu den Menschen gehörte, denen man, warum weiß man nicht, nicht böse werden kann. Er wäre es auch jetzt nicht geworden, wenn er nicht ein kurzes unterdrücktes Lachen, in das einer von der Gesellschaft ausbrach, gehört hätte; diesen hatte er nicht bemerkt, weil er so saß, daß der König ihn nicht sehen konnte.

Es war Anckarström, der jetzt erst sichtbar wurde.

Die Miene, die der König machte, war ganz unbeschreiblich; sein Gesicht verwandelte sich und verlor alle Beherrschung; die Muskeln sprangen übereinander, die Augen krochen in den Kopf hinein, als suchten sie einen Winkel, sich zu verbergen; der Kehlkopf, der über der Halsbinde zu sehen war, sprang buchstäblich auf und nieder. Und der ganze Mann sah aus, als wolle er sich selber ausbrechen.

Die Ursache dieses Hasses zwischen den beiden ist nie ermittelt worden. Die einen wollen ihn einer angeborenen Antipathie zuschreiben: „Sie waren geborene Feinde." Andere wollen ihn von Anckarströms Pagenzeit datieren; damals soll dieser Zeuge von etwas geworden sein, was Gustav III. um jeden Preis verbergen wollte. Ein Memoirenschreiber hat angedeutet, Anckarström sei in die wunde Ehegeschichte des

Königs verwickelt gewesen und habe der Königin-Witwe als Zeuge gedient.

Genug, diese beiden konnten nicht im selben Zimmer sein, und der König fühlte, daß er hinaus müsse, um nicht zu ersticken. Aber einen guten Abgang zu gewinnen, der nicht wie eine schimpfliche Flucht aussah, das war die Schwierigkeit.

Pechlin, der Erfahrung und Geistesgegenwart besaß, wußte, wie gefährlich es ist, einen Menschen zum Aeußersten zu bringen, fand die goldene Brücke ...

„Majestät kennen die letzten Nachrichten aus Paris?"

„Nein," antwortete der König, nur um eine neue Frage herbeizuführen und ein neues Gespräch in Gang zu bringen.

Anckarström, der helfen wollte, erhob sich, um den Kachelofen durchzurühren.

„Der dritte Stand darf die doppelte Anzahl zur Nationalversammlung entsenden!"

„Bravo!" rief der König. „Das ist der Hauptpunkt! Dann ist der Adel vernichtet, und den Weg müssen wir gehen! Das ist ganz mein Regime! Die Bürgerschaft, der Kern der Nation, muß heran, und das alte Morsche muß fallen! Thorild und ich, wir haben es geahnt, und Sie werden sehen, meine Herren (jetzt wurde der Abgang vorbereitet), Sie werden sehen, meine Herren, wie die schwedische Freiheit (er zog einen Handschuh an, um den Aufbruch einzuleiten) von dem Tag datiert, an dem das Herrenhaus sein Veto gegen den dritten Stand, und natürlich auch den vierten, verliert! (Er griff nach seinem Glas, um ein Wohl auszubringen.) Wenn ich Sie aus Scherz die Verschworenen genannt habe, so zähle ich Sie zu meinen Verschworenen: wir konspirieren gegen die bevorrechtigten Stände, gegen die Bedrücker des Landes, gegen die kleinen Tyrannen. Und wenn ich, vom Geist der Zeit belebt, meinem treuen Volk dessen Freiheiten und Rechte wiederschenke, so bin ich den rechten Weg gegangen, und zwar an der Spitze;

bin ein Mann der Revolution, ich wie Sie, wie der edle französische dritte Stand. Darum, meine Freunde, entzünde ich dieses Trankopfer auf dem heiligen Feuer dieses Hauses, in dem ein Staatsmann von Genie, ich meine den verkannten Göran Persson, als Ratgeber seines aufgeklärten Monarchen gelebt und gelitten hat. Göran Persson kämpfte gegen Adel, an der Seite seines volksfreundlichen Herrn. Darum habe ich auch, wie Sie wissen, meine Herren, aus der Hand des finstern Königs Johann das Szepter brechen und es dem Bauernkönig Erich geben lassen!" (Jetzt goß er den Inhalt des Glases aufs Feuer, daß die Flammen zischten; damit hatte er Veranlassung erhalten, sich vom Stuhl zu erheben und den andern Handschuh anzuziehen.) „Und jetzt, meine Herren, meine Freunde," (er zog sich rückwärts nach der Tür zurück, in der Art des Balletts auf der Oper) „lade ich Sie zur morgigen Sitzung in den Reichssaal. Dort empfange ich die vier Stände, und dort werden wir, wenn die Freiheit in Gefahr ist, uns gegenseitig gegen die Tyrannen beistehen; wir alle, die wir hier versammelt sind," (dabei machte der Zauberer eine Volte mit dem Kartenspiel und zauberte die ernste Bedeutung der ganzen Situation mit einer französischen Abgangsphrase fort, die Lächeln und Applaus hervorrufen mußte) „sofern sich nicht General Pechlin wie gewöhnlich durch vorsichtiges Benehmen verhaften läßt!"

Er kratzte mit dem Fuß, verabschiedete die Gesellschaft mit einer Handbewegung, die Applaus verlangte; und er war glücklich aus dem Zimmer heraus, als wirklich der Applaus abgebrannt wurde, am meisten für das ausgezeichnete Spiel und den großartigen zynischen Humor.

Um sich an seinem Triumph zu weiden, trat der König wieder in die Türöffnung und verbeugte sich nach Schauspielerart mit der Hand auf dem Herzen, aber mit einem satanischen Lächeln in den Augen, das ganz deutlich sagte: „Ihr

Gänse beißt mich Fuchs nicht! Ihr wollt Komödie mit mir spielen!"

Damit verschwand er.

„Ein Teufelskerl!" brach der General los, der mit offnem Munde dagesessen hatte. „Ein Teufelskerl! Kann der den Leuten das Gesicht verkehren! Wir Revolutionäre! Thorild und ich! Und Göran Persson obendrein! Was sagt ihr dazu?"

„Laßt ihn schwatzen," antwortete Anckarström. „Mich verhext er nicht! Aber der Apfel ist noch nicht reif."

Einige Stunden später befand sich der König auf Schloß Drottningholm, im Zimmer vor der großen Schlafstube.

Die Tür zum Schlafzimmer stand offen und man sah den großen, vergoldeten Alkoven, der wie das Proszenium zu einem Theater mit Draperien und Vorhängen gebaut war. Links vom Bett war eine Loge, in der Trabanten den königlichen Schlaf bewachten; der war etwas unruhig geworden nach dem letzten russischen Krieg, als die eigenen Offiziere den Monarchen hatten verhaften wollen. Das Schlafzimmer, das jetzt ein Schrecken für ihn geworden war, hatte er zum Arbeitszimmer und Salon umgeschaffen, in der Absicht, die Leere zu füllen, die ein am Tag unbenutzter Raum hat. Jetzt wurde der bevölkert von den Eindrücken des Tages; es saßen Erinnerungen an Klänge an den Wänden, und wo eine menschliche Stimme gesprochen, war die Luft lebendig und gesellig. Und ein Zimmer, in dem man die heilige Arbeit geübt, ist vom Weihwasser erfüllter Pflichten gereinigt. Bloß in dem Eingeschlossenen, Unbeweglichen entstehen diese Verdichtungen, die sich zu Gespenstern materialisieren. Der klare Instinkt des im Dunkeln bangen Menschen hatte ihn zu diesem Mittel gegen Unruhe und Schlaflosigkeit geführt.

Jetzt besprach der König mit seinem Günstling Armfelt die große Tat des morgenden Tags, den Staatsstreich.

Armfelt war kein Staatsmann, er war nur ein schöner Offizier, allzu schön, um Mann zu sein. Aber er verehrte seinen Monarchen; jetzt lag er mit seinem Regiment auf Drottningholm, um des Königs Person zu schützen. Verzogen und zudringlich, hatte er's sich im Sofa bequem gemacht und spielte den geduldigen, zuhörenden Freund, der sich zu einem Vertrauen hergibt, das er nicht beantworten kann.

„Was meinst du zu dieser Verschwörung?" fragte der König, der eben die Feder hinlegte.

„Das ist nichts," antwortete Armfelt, der das Thema Verschwörung satt hatte. „Die ganze Jugend heute spielt ja mit der Revolution, aber das hat nichts zu bedeuten."

„Meinst du?"

„Ja, sie deklamieren in ihren Klubs; wenn du aber zuschlägst, wird es still. Du kennst den Schweden! Anno 72 war es etwas gefährlicher, denn damals gingst du mit dem Adel gegen die Volksversammlung; diesmal gehst du mit Pöbel gegen den Adel, und da ist der Erfolg selbstverständlich."

„Allerdings! Aber trotzdem ich für die unteren Stände fühle, bin ich als König doch Edelmann; und daß sich die Meinen von mir zurückziehen, ist nicht erbaulich! Die Oper steht leer, zu meinen Empfängen kommt niemand; die Königin und andere vom Hofe bleiben unsichtbar; auf meine Brüder kann ich mich nicht verlassen. Es ist schauerlich zu leben!"

„Ja, manchmal ist es das, aber das pflegt vorüberzugehen! Hast du etwas gesehen, das nicht vorübergeht?"

„Du hast recht! Als ich vor meinen eigenen Leuten übers Meer floh, da war ich nicht fröhlich ... ich glaubte, es sei zu Ende mit Leben und Freude ... Als ich aber nach Hause kam, zog man mich im Schlitten zum Schloß hinauf ..."

„Reine Eigenliebe! Das hatte ich inszeniert! Als aber der Hauptschuldige hingerichtet werden sollte, weigerten sich die Offiziere, den Soldaten den Befehl zur Exekution zu geben ..."

„Davon habe ich nichts gehört!"

„Nein, man wollte dich schonen, aber du mußt doch über die Stimmung Bescheid wissen."

Der teilnehmende Freund konnte sich nicht versagen, sich für seine Mühe dann und wann durch einen kleinen Uebergriff zu entschädigen; und wer schlechte Nachrichten in der Tasche hat, kann Trumpf spielen.

Der König hatte das unangenehme Gefühl, der Unterliegende zu sein, und mußte wieder in die Höhe kommen.

„Die drei Stände habe ich! Olof Olsson, Graf Fersens Pächter — ist das nicht köstlich? — habe ich zum Sprecher des Bauernstandes gemacht . . ."

„Aber Olof Olsson ist krank; er hat zuviel Diners mitgemacht . . ."

„Ist er krank? Du weißt immer mehr als ich! . . . Der Sprecher des Bürgerstandes ist Freimaurer; du kannst mir glauben, wir haben ihn eingemauert! Und Schlächter Nordström, Rittmeister der Bürgerkavallerie, hahaha, der springt für Geld nicht ab. Er läßt sich von den Gardeoffizieren grüßen, weil die Bürgerschaft jetzt Rang erhalten hat . . ."

„Ja, du hast gut vorgespannt!"

„Aber eins fehlt: nervus rerum gerendarum!"

„Das ist Geld! Schick sofort nach Appelqvist!"

„Hierher soll er kommen? Nein, dann gehen wir lieber zu ihm hinauf . . ."

„Sofort! Gehen wir!"

Der König und Armfelt zogen sich an und gingen in den Park hinaus, um auf Um- und Hinterwegen die Scheidewasserfabrik aufzusuchen.

Es gab wirklich auf Drottningholm eine Salpetersäurefabrik, die jedoch als Schild für eine weniger saubere Hantierung oder zwei diente. Von seinem großen Oheim Fritz

von Preußen hatte Gustav gelernt, Krieg mit falscher Münze zu führen. So hatte er zum russischen Krieg vom Mechanikus Kapitän Appelqvist auf der Scheidewasserfabrik sowohl russisches Papiergeld, sogenannte Langröcke, wie auch Goldstücke, die nicht aus Gold waren, anfertigen lassen. Das war Sitte der Zeit, und mit der Philosophie der Aufklärung konnte man ja alles Unverantwortliche verantworten. Die Seele des Unternehmens war der vorurteilsfreie Adolf Friedrich Munck, der den ehrlichen August Nordenskiöld, den Alchemisten und Swedenborgianer, unter seinen Schutz genommen und ausgebeutet hatte. Nordenskiöld hatte auf der Scheidewasserfabrik in Goldmachen gearbeitet, festen Glaubens, und unter seiner Führung fabrizierten die andern ihr entschieden falsches Gold. Als der edle Schwärmer aber entdeckte, wozu sein guter Name benutzt wurde, floh er.

Als sich jetzt der König und Armfelt, mißtrauisch wie alle Geheimniskrämer, in die Fabrik schlichen und die Türen, damit der Rauch abziehe, offen fanden, blieben sie stehen, um zu lauschen, denn sie hörten Stimmen im Laboratorium.

Kapitän Appelqvist saß mitten in der Rauchwolke und sprach zu seinem Gehilfen Bergklint:

„Daß man niemals dahinter kommt, ob die Alchemisten Gold gemacht haben oder nicht, deutet an, die Vorsehung läßt es nicht zu, daß dies Geheimnis sich verbreitet, denn es wäre für die Menschheit verderblich. Der edle Nordenskiöld glaubte blind, und er hatte bei seinem Goldmachen die Absicht, das schnöde Metall wertlos zu machen und damit alle zum Arbeiten zu zwingen ... Jetzt sollt Ihr meine Begründung hören, Bergklint! Der heilige Thomas von Aquino machte Gold aus Kupfer, Silber und Antimon. Nun wißt Ihr, zu einem gelben Metall, Bronze oder Messing, ist Kupfer und ein weißes Metall nötig. Es ist also Kupfer, welches das weiße gilbt. Ihr wißt aber auch, daß man aus bloßem Kupfer

und Zink kein Messing erhält; es muß auch Kohlenpulver dabei sein. Diese Kohle scheint etwas mitzuteilen, was wir nicht wissen! Als Thomas Silber und Kupfer zusammen schmolz, machte er ein edles Silber-Messing, das von Antimon fixiert wurde. Geber, der Araber des achten Jahrhunderts, nahm Kupfer und Zink und fixierte beides mit Arsenik. Der Schwede Paykull arbeitete mit Quecksilber, Eisen und Antimon. Urban Hjärne, der nicht leichtgläubig war, erhielt den Auftrag, Paykulls Methode zu prüfen. Der scharfsinnige und gelehrte Mann wurde überzeugt, daß Paykull Gold gemacht habe; seine Aeußerung liegt in Handschrift auf der königlichen Bibliothek. Swedenborg schmilzt Kupfer und Antimon, schüttelt es mit Quecksilber und destilliert es später. Was haben wir gemacht? Wir haben sechzehn Teile Kupfer, ein Teil Zink und sieben Teile Platina genommen; und damit haben wir eine Art Gold, das die gewöhnliche Probe mit kaltem Scheidewasser übersteht. Warum erscheint das Kupfer nicht in seinem blauen Schmuck, wenn das Scheidewasser kommt? Weil das edle Platina das unedle Kupfer verwandelt und es von seiner grünen Erde, von der bereits Plato spricht, befreit hat. Wißt Ihr, Bergklint, ich beginne zu glauben, wir sind nicht Falschmünzer, sondern wir haben wirklich Gold gemacht."

„Meister," antwortete Bergklint, „das ist meine Meinung gewesen; manchmal aber glaube ich es nicht. Es gibt allerdings viele Arten Gold, und das Königswasser ist keine Probe; denn wenn ich in Schwefeläther das Goldsalz löse, das aus echtem Gold in aqua regia entstanden ist, so erhalte ich ein Gold, das nicht vom Königswasser angegriffen wird. Es ist also Gold, aber es ist kein Gold ..."

Im Flur waren Füße zu hören, die den Schnee abtraten. Der König drängte Armfelt in eine offene Kohlenkammer hinein, denn sie wollten sich nicht gern sehen lassen.

Gleich darauf stürzte ein Herr durch den Korridor und unmittelbar ins Laboratorium hinein. Der Rauch reizte ihn zuerst zum Husten, aber auch zur Wut, denn er schlug mit seinem Stock auf Tische und Bänke, während er zu Wort zu kommen suchte.

„Wer war das?“ flüsterte der König.

„Das war Munck!“ antwortete Armfelt.

Und nun gab's im Laboratorium einen Auftritt, als seien die Retorten explodiert und das Dach eingestürzt. Der wegen seiner Roheit bekannte Graf Munck heulte:

„Hilf mir, Mensch, in Jesu Namen! Rette mich vorm Satan! Worum es sich handelt? Der verfluchte Aron Isaak hat mich in Finnland angegeben, daß ich 47000 Reichstaler in schlechter Münze unter die Leute gebracht habe ...“

„Was soll ich dabei machen?“ fragte Appelqvist.

„Du sollst sagen, du habest das falsche Geld von Sheldon bekommen!“

„Nein, Herr Graf, Sheldon ist ein Ehrenmann ...“

„Das ist mir einerlei! Du mußt die Sache auf dich nehmen! Dann kannst du nachher fliehen!“

„Lügen und fliehen? Nein, das tue ich nicht!“

Eine neue Explosion folgte, bei der der Stock die erste Geige spielte. Und Rufe, Hallos, Sprünge begleiteten.

„Ich töte dich!“ war das einzige deutliche Wort, das die Lauschenden hören konnten.

Da aber ertönte ein neuer Laut: ein Schnauben und Sausen, wie wenn man einen Krahn öffnet. Der Raum füllte sich mit weißen Dämpfen. Munck schrie:

„Ich ersticke, Giftmischer!“

Dann lief er in den Korridor hinaus und verschwand.

Bergklint hatte die Glaspfropfen aus den Destillationsapparaten gezogen, und das fressende Scheidewasser hatte

den Feind in die Flucht gejagt, während Meister und Adept sich in die Zugkapelle gerettet hatten.

„Armfelt," flüsterte der König, „diese Geschichte ist gefährlich! Damit wir nicht hineingemischt werden, ziehen wir uns in guter Ordnung zurück."

Sie gingen denselben Weg hinaus, den sie gekommen waren. Bald waren sie draußen im Park. Der König blieb stehen und sprach gleichsam zu den Sternen:

„Also morgen! Und ohne Geld!" sagte er. „Wenn wir Gold gemacht hätten, ohne es zu wissen!"

Die Großkirche von Stockholm stand offen am Alltag, denn die große Deputation der drei nichtadeligen Stände sollte sich hier versammeln, um zum König aufs Schloß hinauf zu ziehen.

Das alte Haus vom Jarl Birger stand da mit seinen Erinnerungen, eine illustrierte schwedische Geschichte im Auszug. Magnus Erikssons siebenarmiger Leuchter von den Folkungern; Sankt Georg und der Drache der Stures; Meister Olofs Grabstein; die Gedenktafel über die Wahrzeichen, die Gustav Wasa warnten; Olofs des Heiligen Hut und Sporen aus der Kirche von Drontheim; Adler Salvius' Altarschrank; Ehrenstrahls Jüngstes Gericht. Und alle die unsichtbaren Erinnerungen. Magnus, der Folkunger, wurde hier gekrönt; Christian der Tyrann ebenfalls, Königin Christine, Karl XII. und andere. Und die Grabsteine, eine ganze Bibliothek von Steinschriften . . .

Unter Sankt Georg mit dem Drachen gingen Horn und Ribbing in halblautem Gespräch auf und ab, während sie darauf warteten, daß sich die Deputation versammele.

„Freund Ribbing," sagte der gefühlvolle und rechtschaffene Horn, „ich habe den König im Ritterhaus sprechen hören und kann nicht leugnen . . ."

„Kannst? Mußt!“

„Nein, Recht muß Recht bleiben, wenn auch die Welt einstürzt! Bedenke doch: er ersetzt die Ratskammer durch den höchsten Gerichtshof, bei dem der König nur zwei Stimmen hat, während die Nichtadeligen Stimme und Sitz bekommen. Das ist demokratisch. Alle Nichtadeligen erhalten das Recht, freien Grund und Boden zu erwerben! Das ist Revolution! Verdienst, nicht Geburt soll bei der Beförderung gelten. Das sind Anckarströms Lehren!“

„Aber der Adel besteht auch aus Menschen!“

„Der Adel besteht aus Menschen, aber die andern sind auch Menschen. — Und wie hat er nicht die ewigen Beschuldigungen wegen Verschwendung zurückgewiesen! Er hat ja zum Teil die Schulden Karls XII. geerbt! Der Zerstörer Schwedens lebt ja noch als Quälgeist seines Volkes! ... Nein, Ribbing, ich kann nicht mehr mitmachen!“

„Abwarten!“

Jetzt hatten sich Menschen in der Kirche versammelt; unter ihnen war General Pechlin zu sehen, obwohl er sich unsichtbar zu machen suchte. Als er in die Nähe von Horn und Ribbing kam, tat er so, als betrachte er eine Grabschrift, und sprach dabei, den beiden Freunden immer den Rücken kehrend:

„Anckarström ist nach Gottland geflohen! oder gereist. Einige sagen, aus Furcht vor Verhaftung; andere meinen, ihm seien Skrupel gekommen, nachdem er den König im Ritterhaus habe sprechen hören. Das bewiese, daß er selber nicht reif ist, wenn er sich von leerem Geschwätz anführen läßt. Man höre nur: ‚Ein gleich freies Volk muß gleiches Recht auf Grund und Boden im gemeinsamen Vaterland haben ... aber (da kommt ein aber!) dem Adel bleibt das alleinige Recht auf Freigüter usw.‘ Oder: ‚Nur Verdienst und Fähigkeit gelten bei der Beförderung, doch (da kommt ein doch!) werden dem Adel die höchsten Reichsämter vorbehalten!‘ —

Dann werden die Privilegien des Adels von 1723 bestätigt ... doch nur soweit sie dieser Sicherheitsakte nicht widersprechen! Das ist ja Schwindel! — Nein, ich hätte Anckarström mehr zugetraut! Lebt wohl, Jünglinge! Um elf beginnen die Verhaftungen!"

Damit war er verschwunden!

Horn stand betrübt da, als habe er allen Glauben und alle Haltung verloren.

„Pechlin ist ein Dämon," sagte er ...

„Nein, er ist ein einfacher Ränkeschmied, der arbeitet, um zu zerstören; aber der König ist ein Teufel der Unredlichkeit, der nie den geraden Weg gehen kann, aus purer Neigung, den krummen zu gehen."

„Und Anckarström!"

„Anckarström ist wohl in die Wüste hinaus gegangen, um sich auf seinen Beruf zu bereiten; aber er kommt wieder! So gewiß ich lebe ... Geduld, Horn!"

Jetzt versammelten sich die Deputationen der drei unadeligen Stände, um ins Schloß hinauf zu gehen. Die beiden Freunde zogen sich in den Chor zurück, um die bekannten Gesichter zu betrachten, als sich ein Mitverschworener zu ihnen hindurchdrängte.

„Pechlin ist verhaftet!" flüsterte er. „Auch Fersen und de Geer und andere ... Ich habe die Regierungsform in der Tasche, unsere Regierungsform ... Jetzt gehe ich nach Haus und verbrenne sie! Folgt mir! Unsere Sache ist verloren!"

„Vorläufig ja," antwortete Ribbing. „Aber bewahr die Regierungsform; Herzog Karl wird sie einmal benutzen!"

Der König stand in einem Fenster des Schlosses, zum Ausfahren gekleidet, und betrachtete seine Hauptstadt, die dort sonnig und lächelnd in dem schönen Maimorgen lag.

Armfelt trat unangemeldet ein, weil er gerufen war.

„Was willst du von mir?" fragte er; da erblickte er auf dem Tisch einen großen Kranz von Palmen mit gelben und blauen Bändern.

„Du sollst mich in die Ritterholmskirche begleiten und einen Kranz aufs Grab meines Freundes Olof Olsson legen! Das war ein artiger Mann, unser guter Sprecher vom Bauernstand; er starb zur rechten Zeit, daß ich sein Begräbnis zu meinen Gunsten benutzen konnte."

„Das Begräbnis war ja köstlich," antwortete Armfelt etwas verstimmt. „Graf Fersen ist verhaftet und sein Pächter wird im Fersenschen Grabchor begraben! Das wirkte auf die Bauern, ist aber auch schon wieder vorbei . . ."

Der König, der zum Fenster hinaus gesehen hatte, unterbrach ihn.

„Was ist das für eine Volksversammlung auf der Brücke?"

Armfelt näherte sich dem Fenster.

„Das sind Fersen und de Geer, die aus dem Gefängnis kommen!"

„Aber das Volk ruft ja Hurra!"

„Ja, so ist das Volk! Und darum bitte ich dich, nicht mehr mit Olof Olssons Leiche zu spielen. Ich bitte dich!"

„Bist du bange? Ist meine neue Revolution nicht gelungen, und zwar ohne Blutvergießen . . ."

„Hierzulande haben nur Könige Revolutionen ausgeführt: der große Gustav, der harte Karl der Elfte und . . ."

„Ich! Es ist königstreues Volk, das gehorchen will . . ."

„Verlaß dich nicht darauf! Und reize deine natürlichen Freunde nicht . . ."

„Bist du nicht Demokrat?"

„Nein, ich bin Edelmann, und das bist du auch. Keiner glaubt an deinen Demokratismus! Sie sind erwacht, wie in Paris . . ."

„Was ist in Paris geschehen?"

„Weißt du das nicht?“

„Nein!“

„Die Stände sind zusammengetreten; der König ist nach Versailles geflohen ... die Revolution hat begonnen!“

„In des Himmels Namen, was sagst du!“

„Ja, siehst du: Ludwig spielte auch den Liberalen ...“

„Nein, sieh, sieh, sie tragen Fersen und de Geer im Triumph ...“

„Nimm dir die Warnung zu Herzen, Gustav der Dritte, sonst sehen wir niemals Gustav den Vierten auf dem Thron.“

Der König wurde schmal im Gesicht.

„Was sagst du! Du auch! Das ist das drittemal, daß ich diese Worte höre, die mir gestern nacht Mamsell Lenormand sagte...“

„Du bist zu der Wahrsagerin gegangen!“

„Ich kam als Neugieriger zu ihr und ging als Zweifler; jetzt aber glaube ich ... Armfelt, schaff den Kranz fort, und sag, daß man ausspannt! Es beginnt Ernst zu werden!“

„Endlich! Laß mich dich zu dieser Entdeckung beglückwünschen! Es ist immer Ernst gewesen, du aber hast es als Spiel genommen ... als eine Komödie, während es eine Tragödie ist ...“

„Mein Freund, wenn du wie ich zwischen Ränken, Intrigen und Maskenspiel herangewachsen wärst; wenn du wie ich die Kehrseiten der Menschen gesehen; wenn du erfahren, was ich erfahren, könntest du das Leben nicht mehr ernst nehmen. Wenn ich mich einmal von einem edlen Gefühl hinreißen ließ, so stand immer einer grinsend dabei! Wenn ich die Qual der leidenden Menschheit litt, daß mein Herz weinte, dann lachte der Haufen! Alles, was ich heilig und ernst nahm, wurde vom Schicksal in Spott und Hohn gewandt! Wenn ich wohl wollte, tat ich übel! So nahm ich denn das zynische Leben zynisch. Glaube mir, es verdient nichts Besseres! Swedenborg hat



wohl recht: Das Leben ist eine Hölle und die Menschen sind Teufel; denn unsere Aufgabe scheint zu sein, einander zu quälen, die Liebsten und Nächsten zu quälen ...“

„Ist dir nichts heilig?“

„Nein, ich habe nichts Heiliges gesehen, das sich nicht unheilig gezeigt hätte, nichts! Und wenn man vom Weinen müde geworden ist, lacht man! Das ist immer noch besser, als ausgelacht zu werden, wenn man Tränen im Auge hat.“

„Armer Gustav!“

„Oui, monseigneur! Verbrenn den Kranz, dann gehen wir hinunter und frühstücken! ... Es wird lustig sein, zu sehen, wie mein Vetter Ludwig mit dem souveränen Volk Komödie spielt. Haha!“

„Nimm dich in acht!“

„Ach was!“

Er drehte sich um auf seine gewöhnliche Art; eine Gebärde, die bedeuten konnte, daß er allem den Rücken kehre, oder daß er mit einer Pirouette weiter tanze, über Dornen und Steine.

Gerichtstage
Von
August Strindberg

In dem nördlichen Turm der Kirche Notre Dame de Paris hatte der Turmwächter sein Zimmer. Es war aber zu einer Buchbinderwerkstätte eingerichtet, denn das Amt war am Tage nicht besonders drückend, und die Stunden der Nacht vergingen mit Schlaf oder ohne Schlaf, da sich niemand darum kümmerte, diesen jetzt überflüssigen Kirchendiener zu beaufsichtigen.

Niemand ging in die Kirche, die verschiedentlich beschädigt war, und niemand kam auf den nördlichen Turm hinauf, denn im südlichen hingen die Glocken, und dort wurde der Dienst etwas strenger genommen, denn bei allen außerordentlichen Gelegenheiten sollte die Sturmglocke läuten.

Mit dem Glöckner auf dem südlichen Turm unterhielt der Wächter eine Art telegraphische Verbindung; bei ruhigem Wetter konnten sie auch miteinander plaudern; wenn es aber windig war, mußten sie Sprachrohre benutzen.

Die Werkstätte hatte sich im Laufe der Jahre zu einem sehr gemütlichen Raum entwickelt. Ihre südliche Seite nahm ein einziges großes Büchergestell ein. In rotem Maroquin mit Goldschnitt glänzte da die Enzyklopädie in der ersten Auflage 1751—80 mit ihren fünfunddreißig Bänden. Dort standen Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Locke, Hume, alle, die vorhanden sein mußten. Auch Zeitungen, Moniteur, Père Duchesne und Marats L'ami du Peuple. Diese letzte war in etwas fettiges Leder gebunden, das einer Schweineschwarte glich und sich geworfen hatte.

Eine andere Wand war mit Gravüren bekleidet, teils kolorierten, teils unkolorierten. Sie hingen in chronologischer Reihenfolge von links nach rechts, von oben nach unten, so daß man die ganze Revolution in Bildschrift sehen konnte. Schwur im Ballhaus am 20. Juni 1789 mit Mirabeaus Porträt; Brand der Bastille und Kopf des Kommandanten; Jakobinerklub mit Marat, Saint-Juste, Couthon, Robespierre;

Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld; Flucht des Königs nach Varennes; Lafayette; Girondisten; Hinrichtung des Königs und der Königin; Wohlfahrtsausschuß mit Danton und dem ausgeheckten Robespierre; Schreckensherrschaft; Charlotte Corday tötet Marat in der Badewanne; Robespierre noch einmal; Fest des höchsten Wesens; Voltaires Begräbnis; Robespierre wieder, jetzt am neunten Thermidor. Dann beginnt Bonaparte und das Direktorium, gemischt mit Pyramiden und Alpen.

Mitten im Zimmer stand ein sehr großer Tisch; auf der einen Seite befand sich das Werkzeug des Buchbinders und auf der andern Schreibzeug. Das Tintenfaß saß in einem Schädel, und das Lineal war ein Unterarm: der Briefbeschwerer war eine Guillotine, der Federhalter eine Rippe.

Der Buchbinder selbst, ein Hundertjähriger mit einem Apostelbart, saß und schrieb unter einer Laterne, die von der Decke hing. Niemand als er war im Zimmer zu sehen.

Draußen stürmte es und die Dachpfannen klapperten zuweilen; es war kühl im Zimmer, aber nicht kalt, denn ein Kamin brannte in einer Ecke, in der man die Gerätschaften des Turmwächters sah: ein großer Wolfspelz, ein Sprachrohr, einige Flaggen und eine Laterne mit verschieden gefärbtem Glas.

Der Alte schob die Brille auf den Scheitel, blickte auf und sprach, ohne daß man sehen konnte, mit wem:

„Bist du hungrig?"

Eine Stimme hinter dem Büchergestell antwortete:

„Ziemlich!"

„Frierst du?"

„Nein, noch nicht!"

„Warte noch eine Weile, ich muß gleich hinaus und eine Beobachtung machen."

„Woran schreibst du?"

„An meinen Erinnerungen!“

„Ist es ruhig in der Stadt?“

„Ja! Aber sie sind nach Saint-Cloud hinausgezogen.“

„Dann kommt es bald zum Klappen!“

„Zum Klappen kommt es nicht, aber wir können eine Proklamation erwarten. Schweig jetzt, ich muß hinaus und telegraphieren! Essen sollst du dann bekommen und auch etwas zu trinken, vielleicht auch eine Pfeife Tabak.“

Es wurde still hinter dem Büchergestell, und der Alte zog den Pelz an, entzündete die vielfarbige Laterne, griff nach einem Sprachrohr und trat auf den Altan hinaus.

Es war sehr dunkel, aber der Alte kannte seine Menagerie draußen auf der Balustrade; er liebte seine Steinungeheuer, die Eule, den Greifen, die Gorgo, und er mußte sie jedesmal, wenn er an ihnen vorbeiging, streicheln. Das Untier aber mit dem Körper eines Menschen, den Bocksfüßen und den Hörnern auf dem Kopf flößte ihm etwas Respekt ein, wie es dort stand, auf die Hände sich stützend wie ein Priester, und, vornüber geneigt, der gottlosen Stadt zu predigen oder Strafgerichte auf sie herabzuschleudern schien. Neben ihm suchte er seinen Platz, als er mit der Laterne zu signalisieren anfing. Aber der Wind war so heftig, daß der Alte schwankte und „den dort“ um den Leib fassen mußte, um sich festzuhalten.

Nachdem er eine Weile gestanden und mit der Laterne manövriert hatte, immer hinaus in den Raum spähend, richtete er sich plötzlich in die Höhe, ließ die Laterne fahren und setzte das Sprachrohr an den Mund. Sich an dem steinernen Geländer haltend, wandte er sich dem südlichen Turm zu und schrie:

„Hallo, François! Hallo!“

Nach einer Weile antwortete die Stimme aus dem Dunkel:

„Qui vive?“

„Mont-joie-Saint-Denis.“

„Sacre!“ antwortete man von drüben.

„Läute die große Glocke! Läute, der Tausend!“

Der Wächter blieb noch eine Weile stehen und betrachtete die gefärbten Lichter im Kirchturm von Saint-Cloud, und um ganz sicher zu sein, wiederholte er das Signal, worauf er zur Antwort erhielt:

„Richtig verstanden!“

Der Alte seufzte: „Geschehe dein Wille, Herr des Himmels!“ Darauf wollte er in die Turmkammer zurückgehen, aber im selben Augenblick faßte der Wind seine Kleider so heftig, daß er den Arm des Behörnten ergreifen mußte, um sich festzuhalten. Aber die Figur hatte sich gelockert, gab nach und machte eine kleine Bewegung.

„Der auch!“ sprach der Alte in seinen Bart. „Nichts hält, alles gleitet fort, nichts bleibt, worauf man sich stützen könnte!“

Er hockte sich nieder, um nicht fortgeweht zu werden, und kriechend erreichte er die Tür der Turmkammer, die er aufriß.

„Die Revolution ist aus!“ rief er dem Büchergestell zu.

„Was sagst du?“

„Die Revolution ist aus! — Treten Sie vor, Sire!“

Er faßte das Büchergestell an und drehte es wie eine Tür in ihren Angeln. Man sah einen kleinen hübschen Raum im Stil Ludwigs XV., und hervor trat ein dreißigjähriger Mann mit feinem, aber blassem Gesicht und von traurigem Aussehen.

„Sire,“ grüßte der Buchbinder demütig, „jetzt ist Ihre Zeit gekommen und meine geht zu Ende! Die Revolution ist aus! Was an diesem achtzehnten Brumaire in Saint-Cloud geschehen ist, weiß ich nicht; eins aber weiß ich: Bonaparte ist ans Ruder gekommen!“

„Jacques,“ antwortete der Edelmann; „ich will deine Gefühle nicht verletzen, aber ich kann meine Freude nicht verbergen . . .“

„Verbergen Sie sie nicht, Sire! Sie haben mich vom Schafott gerettet, und ich habe Sie gerettet: danken wir uns gegenseitig und lassen Sie uns quitt sein!"

„Daß dieses blutige Spektakel zu Ende geht, daß diese Gemütskrankheit ..."

„Sire! Nicht so ..."

Und seine Augen begannen zu funkeln. Darauf aber schlug er um:

„Lassen Sie uns die letzte Mahlzeit zusammen essen, aber in Liebe wie Mitmenschen; lassen Sie uns von der Vergangenheit sprechen, um uns dann in Frieden zu trennen. Heute abend sind wir noch Brüder, aber morgen sind Sie der Herr und ich der Diener."

„Du hast recht! Heute bin ich ein Emigrant, aber morgen bin ich Graf."

Der Alte setzte ein kaltes Huhn vor, einen Käse und eine Flasche Wein, und die beiden nahmen Platz am Tisch.

„Diese Flasche, Sire, ist Anno 89 abgezapft; sie hat eine Geschichte, und darum ..."

„Hast du keinen weißen? Ich kann den roten Wein nicht trinken."

„Mögen Sie die Farbe nicht?"

„Nein, ich sehe nur Blut! — Du hast ein Weib und vier Söhne verloren ..."

„Warum soll man darüber weinen! Sie fielen auf dem Feld der Ehre ..."

„Dem Blutgerüst!"

„Ich nenne das Blutgerüst das Feld der Ehre! — Aber Sie wünschen weißen! Gut, Sie sollen ihn haben! Sie ziehen die Farbe der Tränen vor; ich die des Blutes!"

Er öffnete eine Flasche Weißwein.

„Suum cuique! Der Geschmack ist verschieden! — Wir können also wieder atmen und nachts ruhig schlafen! Das

war das Schwerste während dieses Jahrzehnts, das vergangen ist: der Verlust des Nachtschlafes. Die Furcht vorm Tod war schlimmer als der Tod!"

„Das Schwerste für uns — verzeih den Ausdruck — war, zu sehen, wie Staat und Gesellschaft auf den Kopf gestellt wurde; wie die Roheit oben saß ..."

„Warten Sie! Ludwig XIV. bezahlte zwei Kammerherrn zwanzigtausend Livres jährlich, dafür, daß sie jeden Morgen seinen hohen Nachtstuhl untersuchten und hinaustrugen; weiter in Roheit konnten die Sansculotten nicht gehen. Marie Antoinette ging nachts mit Junggesellen aus und trank die Nacht durch, so daß sie um elf Uhr am folgenden Vormittag erschöpft nach Hause kam; das war roh von so einer feinen Person!"

„Du darfst heute abend flunkern, Jacques, aber morgen nimm den Kopf in acht!"

„Und wie ich im Gerichtssaal saß, als die Königin eines unerlaubten Verhältnisses zu ihrem Sohn angeklagt wurde, glaubte ich nicht an die Anklage; später aber hörte ich ... Ja, Sie wissen ja, wie die Mütter mit ihren Kindern spielen; es beginnt mit Spiel im Bett am Morgen, aber die Grenze ist unmerklich für den Lauf der Gefühle ... und da der Dauphin selbst bekannt hat — die Sache war wohl nicht ganz richtig!"

„Nein Ihr dürft nicht so sprechen von diesen hohen Personen, die den Märtyrertod gelitten haben ..."

„Halt, halt! Der König war, was man einen netten Kerl nennt, aber die Königin war ein Weibstück! Doch beide wurden gerechterweise zum Tode verurteilt, alle beide! — Sehen Sie, wenn Turgot hätte bleiben können, wäre die Revolution nicht gekommen. Alle die Reformen in Staat, Kirche und Gesellschaft, die wir — verzeihen Sie den Ausdruck — dann durchgeführt haben, hatte Turgot auf seinem Programm.

Die Königin, die es nicht leiden wollte, daß der Minister ihre Apanage beschränkte, intrigierte ihn fort; und der König half ihr dabei. Das war ein großes Verbrechen! Das zweite war der Sturz Neckers. Dann regierte die Königin mit den Hofdirnen! Sowohl der König wie die Königin suchten den Ausländer gegen ihr eigenes Land zu erheben; der Briefwechsel in dieser Sache wurde gefunden, und damit waren die Verräter des Vaterlandes zum Tode verurteilt! Sprechen Sie nicht von Märtyrern, denn dann werde ich böse! Ich werde nämlich böse, wenn ich eine Lüge höre, und dann kann ich mich nicht mehr beherrschen."

Der Graf legte die Hand an den Degen.

„Stecken Sie Ihr Schwert in die Scheide, junger Mann, sonst . . ."

Sie saßen sich am Tisch gegenüber und sprühten Feuer übereinander.

„Die Ursachen," fuhr der Alte fort, „die kann man im Paradies suchen, aber wir haben es hier nur mit den nächsten zu tun, und die kennen wir. Die Revolution war ein Jüngstes Gericht, das kommen mußte, ebenso wie es in England kam, genau hundert Jahre vorher, auf den Punkt, 1689."

„Aber Cromwells Republik war nicht von Dauer!"

„Das ist wohl diese auch nicht! Aber sie kommt wieder! Lassen Sie uns lieber von etwas Schönem sprechen, an diesem letzten Abend. Ich habe alles mitgemacht, ich habe ein starkes Gedächtnis und kann nichts vergessen: was mir aber durch all die dunklen Tage hindurch scheint, das ist der Tag auf dem Marsfeld, das Verbrüderungsfest vom vierzehnten Juli Anno 90! Zwanzigtausend Arbeiter sollten das Marsfeld roden; als sie aber bis zum festgesetzten Tag nicht fertig wurden, zog ganz Paris hinaus. Da sah ich Bischöfe, Hofmarschalle, Generale, Mönche, Nonnen, Damen der Gesellschaft, Arbeiter, Matrosen, Abfuhrleute und Dirnen, alle

nebeneinander mit Hacke und Spaten den Boden ebnen. Und schließlich fand sich der König selbst ein, um an der Arbeit teilzunehmen! Das war die größte Nivellierungsarbeit, die die Menschheit ausgeführt hat; die Höhen wurden abgetragen und die Senkungen ausgefüllt. Schließlich war das große Freiheitstheater fertig. Auf dem Altar des Vaterlands wurden Feuer von wohlriechenden Holzarten angezündet. Talleyrand, Bischof von Autun, mit einem Gefolge von vierhundert weißgekleideten Priestern, weihte die Fahnen ein. Der König, in Zivilanzug, und die Königin saßen auf der Estrade, und ‚die ersten Bürger des Staates' legten den Eid auf die Verfassung ab. Alles war vergessen, alles war verziehen. Eine halbe Million Menschen, auf einer Stelle versammelt, von einem Geist beseelt, fühlten sich an diesem Tag als Brüder und Schwestern. Wir weinten, wir fielen uns in die Arme, wir küßten uns. Wir weinten bei dem Gedanken, wie erbärmlich wir gewesen und wie gut und wohlwollend wir in diesem Augenblick waren. Wir weinten vielfach auch, weil wir ahnten, wie gebrechlich alles war. Und nachher am Abend, als Paris auf Straße und Markt hinauszog! Die Familien aßen Mittag auf dem Trottoir; Alte und Kranke wurden unter freiem Himmel hinausgetragen; Speise und Wein auf Staatskosten verteilt. Das war das Laubhüttenfest, die Erinnerung an die Auswanderung aus der ägyptischen Knechtschaft; das war Saturns Fest, die Wiederkehr des goldenen Zeitalters! . . . Und dann . . ."

„Kamen Marat, Danton und Robespierre . . ."

„Ja! Robespierre, der verhaßteste, war nicht schlechter als Ludwig XI. und Heinrich VIII."

„Ein Mörder . . ."

„Der Richter ist nicht Mörder, und der Henker auch nicht . . ."

„Aber das goldene Zeitalter verging, wie es kam!"

„Doch es kommt wieder."

„Nicht mit Bonaparte!“

„Nein, nicht mit ihm, aber durch ihn ...“

„Wer ist er?“

„Ein Korsikaner, im selben Jahr geboren, als Frankreich sein Land nahm. Er wird es rächen, und da er sich nie als Franzose fühlen kann, wird er unser Land nur für seine Zwecke benutzen. Aber trotzdem, trotz seiner unerhörten Selbstsucht, trotz seinen Lastern und Verbrechen wird er der Menschheit dienen, denn alles dient!“

„Und nachher?“

„Wer kann das sagen! Wahrscheinlich geht es gut wie bisher: bald vorwärts, bald etwas Ruhe, und dann wieder vorwärts!“

„Und dann tauchte das Alte wieder auf ...“

„Ja, wie der Ertrinkende. Dreimal kommt er in die Höhe, um zu atmen, das viertemal aber bleibt er auf dem Grund. Oder wie die Wiederkäuer: kleine Aufstöße, Wiederkauen, und dann hinaus durch die Speiseröhre, wenn alles Gegenwärtige in den Kreislauf aufgenommen ist!“

„Glaubst du an die Wiederkehr des goldenen Zeitalters?“

„Ja, ich glaube wie Thomas, wenn ich gesehen habe! Und ich habe gesehen! In dem Augenblick, an den ich eben erinnerte, auf dem Marsfeld, da sah ich! Wir ahnten die Zukunft, wir waren sicher, daß wir eine Offenbarung aus der fernen Zukunft gesehen hatten, aber wir waren unsicher, ob sie sich jetzt gleich einstellen werde.“

„Wie lange sollen wir warten?“

„Wir sollen nicht dasitzen und warten, sondern wir sollen arbeiten! Dann vergeht die Zeit. Die Gelehrten sagen, der Hügel Montmartre habe eine Million Jahre gebraucht, um sich aus dem Wasser abzusetzen! Nun, unsere Geschichte ist nur dreitausend Jahre alt; in dreitausend Jahren kann die Menschheit über ihre Vergangenheit nachdenken, und in sechs-

tausend vielleicht ist es zu merken, daß eine Verbesserung eingetreten ist! Wir sind ungeduldig, Herr, und hochmütig. Und doch geht es schnell. Vor dreihundert Jahren ist Amerika entdeckt, und jetzt ist es europäische Republik. Afrika, Indien, China, Japan sind eröffnet, und die ganze Erde gehört bald Europa! Sehen Sie, jetzt ist die Verheißung an Abraham: ‚In deinem Samen sollen alle Geschlechter gesegnet werden!' auf dem Wege, sich zu erfüllen; auf dem Wege, sage ich."

„Die Verheißung an Abraham?"

„Ja, haben nicht Christen, Juden und Mohammedaner teil an der Verheißung?"

„Christen aus Abrahams Samen?"

„Durch Christus, der von Juda war, sind wir geistig von Abraham. Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und aller Vater!"

„Ich habe dich angehört, und ich muß sagen: dein Glaube ist groß und der hat dich erlöst!"

„Wie er die Menschheit erlösen wird."

Jetzt verstummte das Gespräch, denn die Großglocke begann im südlichen Turm zu läuten. Sie überstürmte den Sturm und sie erfüllte die Kammer mit ihrem Getön, erschütterte den Tisch, die Stühle, so daß die beiden Menschen zitterten. Der Alte machte einen Versuch zu sprechen, aber sein Gast hörte nichts, sah nur, daß sich sein Mund bewegte. Der Alte erhob sich und zeigte auf eine Gravüre von den vielen.

Sie stellte Anacharsis Clootz vor, den Philanthropen, den Philosophen, wie er sich im Konvent einfindet mit einer Schar aus allen Völkern der Erde, schwarzen, gelben, weißen, kupferroten Menschen, und ersucht, sie als Bürger in die Weltrepublik aufzunehmen.

Der Graf lächelte zur Antwort, halb mißtrauisch, halb freundlich nachsichtig.

Der Alte versuchte zu sprechen, er war aber nicht zu hören. Aus der Tiefe der Jahrhunderte schien das Geläut zu kom-

men, das alte Jahrhundert aussingend, das neue einläutend, das in einigen Wochen begann; das neunzehnte Jahrhundert seit der Geburt des Erlösers, der versprochen wiederzukommen, und es vielleicht in der einen oder andern Weise tun wird.

Der Graf saß da und befingerte den Briefbeschwerer, die Guillotine. Er ergriff ihn plötzlich und fragte eine Frage mit den Augen, worauf der Alte mit einem Nicken ja antwortete. Der Briefbeschwerer wurde mit einer schnellen Bewegung in den Papierkorb geworfen.

Da schwieg die Großglocke, das Zimmer wurde ruhig, und die Arme über der Brust gekreuzt, sprach der Alte wie in einem Seufzer der Dankbarkeit aus:

„Die Revolution ist aus."

„Diese Revolution!"

„Trübsal gibt Geduld; Geduld gibt Erfahrung; Erfahrung gibt Hoffnung; Hoffnung läßt nicht zuschanden werden!"

Das Fräulein von Sombreuil
Von
Wilhelm Schäfer

Sie stand in schwerer Ungeduld auf dem Balkon am Wespienhaus zu Aachen, den Vater zu erwarten, der schon vor dreizehn Tagen aus Paris gefahren war; als sie den Kutscher Baptiste ohne Pferd und Wagen und ganz in Not und Dreck, der sonst so sauber schreiten konnte, nicht eben rasch vom Marschiertor ankommen und sie erblickend stehenbleiben sah, wie wenn ihn da die letzte Kraft verließe. Sie aber, die in gelber Seide im reichverzierten Gitter stand wie eine hohe Flamme, sie beugte sich mit beiden Händen leicht über das Geländer und rief ihn so bei Namen, daß er nach wenigen Minuten, den Hut fest in der Linken, mit seiner Nachricht gebührend vor ihr stand.

Doch wie Baptiste, Leibkutscher beim Baron Sombreuil, in solchem Aufzug auf rasch gestellte Fragen lang überlegte Antworten zögernd und nur flüsternd gab, wie wenn es nicht gestattet wäre, dergleichen laut am hellen Tage zu sagen: da war's, wie wenn die weiß- und goldlackierten Wände, die Gobelins mit der Geschichte Moses, die Kerzenleuchter in das Parkett versänken. Das Licht war tot, wovon sie glänzten: Ludwig von Frankreich, der überall, wo solche Säle und solche Menschen in Seidenschuhen standen, die Sonne war, davon sie lebten: der König saß gefangen in einem Loch, daraus sie Strolche und Räubervolk ans Licht gelassen hatten. Da war das Schicksal des Barons zu klein, davon zu sprechen, und stand doch schlimm genug.

Sein Wagen war schon aus den Toren der Stadt gewesen, als es der alte Herr doch nicht vermochte, Paris und Frankreich zu verlassen, ohne die Hände noch einmal auf die Sarkophage der Könige in St. Denis gelegt zu haben. Da aber waren die Horden eingebrochen und hatten an den steinernen Särgen gewüstet, wie wenn es Wölfe totzuschlagen gäbe, und hatten den stolzen Greis, der das verhindern wollte, zum Spott vor seine Pferde mit der Halfter eingespannt und wa-

ren so mit ihm zurückgefahren, inmitten frecher Weiber, die mit Unrat nach ihm warfen und Begräbnislieder heulten. Nun saß er wie sein König gefangen in einem schmutzigen Loch mit Hunderten seines Standes und hatte ihr ein Medaillon gesandt, darin das Bild und die Haare der toten Mutter waren: es würde ihm nicht allzuschwer, statt aus Paris gleich aus der Welt zu gehen, die ihren Anstand verloren habe.

Als sie das schwarzgezierte Gold in Händen hielt, lang an der Kette, wie wenn sie damit spielen wollte: da war es fast, wie wenn es doch nicht schicklich gewesen wäre, daß Baptiste in solchem Aufzug vor sie trat. Sie schickte ihn, daß er sich waschen und anders kleiden möge, und ging zwar schwer, doch ohne Wanken, im Hause ihrer Gastgeber anzusagen, was sie zu tun entschlossen sei.

Und ob dies bei den alten Leuten ungläubigen Schrecken, Warnungen und ratlose Trauer gab, und ob es ganz unmöglich schien, auf solchen Höllenwegen noch durchzukommen: so begann sie noch am selben Mittag ihre Fahrt und langte nach fünf Tagen an. Auch fand sie gutgesinnte Menschen, trotz aller wilden Zeit, daß zwar der Kutscher Baptiste nicht, weil er ein Bürger war, jedoch sie selber ungehindert zu ihrem Vater ins Gefängnis gehen durfte. Da hingen eine Woche lang die trüben in Stolz und Elend verglasten Augen der Gefangenen an ihr, die still und schlank in ihren Kerker kam und darin blieb trotz ihrem Vater, der sie mit väterlichem Zorn zuerst, nachher mit angenommener Verachtung von sich stieß und dann verleugnete; bis auch an ihn die Reihe kam, vors Tribunal geholt zu werden.

Denn anders mordet auch der Pöbel nicht, als in den Formen des Gerichts. So rasch die Köpfe von der Guillotine abgeschnitten wurden: ein jeder durfte seine Zunge und seinen Scharfsinn noch einmal brauchen, sich zu retten: wenn er ge-

ringen Sinnes und ohne Stolz vor seine Metzger kam, die wie im Schlächthaus nur die Opfer bei Namen rufen und rasch ihr Urteil fällen mußten, den täglichen Bedarf der Messer zu erfüllen. Denn das Verbrechen war bekannt und stets das gleiche: ein Feind des Volkes zu sein, das hier mit Männern, Frauen, auch mit Kindern sich Tag für Tag ein Schauspiel daraus schaffte, seine Edlen gleich Kaninchen abzuschlachten.

Denn niemals sah der Tod so feine Würde; und Nacken für Nacken ungebeugt vor diesen Richtern, und noch im Blick der abgeschlagenen Köpfe Stolz und Verachtung. Auch der Baron, dem nun das Fräulein nicht mehr folgen durfte, und der nur mit der Hand dem Richter seine Fragen verwies und ohne Urteil, wie man gemeinem Gassenvolk vorübergeht, die Stufen zum Fallbeil aufsteigen wollte. Da sprang sie, die das alles wußte und ihre Worte danach erwogen hatte, rasch durch die Henkersknechte vor und stand, die Hand zum Schwur gehoben, blaß zu dem Volk gewandt, das unter ihr mit hundert Augen blickte, die alle wie von tückischen Tieren waren, und sagte mit zu heller Stimme und zitterte mit keiner Falte ihres schwarzen Kleides: Er ist mein Vater und kein Feind des Volkes!

Und wie das Unerwartete den stärksten Willen brechen kann, so hielten auch die Richter an in ihrem Mörderamt und sahen wartend auf das Volk, das, ein neues Schauspiel witternd, Beifall und Hohngelächter schrie. Sie hätte doch nichts mehr erreicht, als eine Pause in dem Schlächterwerk, wenn nicht der grauenvollen Unzucht dieser Stunde entsprungen ein mißgestalteter Mensch vor sie getreten wäre — der Kopf von einem schlanken Jüngling war gefallen, der Krüppel trug ihn lachend an den Haaren und bot ihr einen Becher dar mit seinem rauchend warmen Menschenblut: „So trink das Wohl des Volkes zum Beweis!“

Da sank ihr rasch der schwurbereite Arm; das Grausen riß sie zum Fallbeil hin. Schon aber scholl das Hohngelächter wie ein Gebell von Hunden über sie, daß sie noch mitten auf der Treppe sich rückwärts wandte. Da sah sie ihren Vater, der als ein Edelmann an diesen Richtern vorübergehen wollte, flehend um ihr Leben vor ihnen stehen: und wie ein Blitzstrahl in der Nacht Dächer und Türme grell erleuchtet, erkannte sie die feige Schuld von ihrem Wort und daß hier Adelspflicht gewesen wäre, das liebste Leben wie das eigene gering zu achten.

Da hob das Fräulein von Sombreuil sich auf wie eine Hündin, die geschlagen ist, und schritt, den Blick fest auf den Becher gerichtet, an den Tisch und nahm das Zinn in ihre weißen Hände und schenkte sich nichts und blickte offenen Auges hinein und trank daraus. Und hob den wunderblassen Kopf und ließ den Becher mit so heiligem Saft nicht fallen und hatte um die scharf gespannten Lippen einen Streifen von Menschenblut. Und wartete, geduldig nicht und nicht verlangend, bis ihr die Richter den Vater gaben, dessen Leben sie sich gerettet hatte, um ihn für immer zu verlieren. Und führte ihn durch eine Gasse, die ihr das Volk mitleidig machte, hinaus aus der Gemeinschaft ihres Standes, die sie verlassen mußte um ihres Adels willen.

Die Mänaden
Von
Thomas Carlyle

Ein Gedanke oder der dunkle Rohstoff eines Gedankens gärte die ganze Nacht in allen weiblichen Köpfen; er konnte zum Ausbruch kommen. In der schmutzigen Dachkammer erwacht am Montag Morgen die Mutter, um ihre Kinder nach Brot weinen zu hören. Die Mutter muß hinaus in die Straßen, muß auf den Gemüsemarkt, in die Bäckerqueues; trifft hier mit Müttern zusammen, an denen, wie an ihr, der Hunger nagt; man teilt sich sein Leid mit, man erhitzt sich. Oh, wir unglücklichen Weiber! Aber warum nicht, statt in die Bäckerqueues, hin in die Paläste der Aristokraten, an die Wurzel des Uebels? Allons! Versammelt euch! Hin nach dem Hotel-de-Ville; nach Versailles! An die Laterne!

In einem der Wachthäuser des Quartier St.-Eustache ergreift „ein junges Weib" eine Trommel — denn wird die Nationalgarde wohl auf Weiber, auf ein junges Weib feuern? Das junge Weib ergreift die Trommel, macht sich wirbelnd auf den Weg, „indem sie dabei ein lautes Geschrei über die Teuerung erhebt". Kommt herunter, ihr Mütter! Kommt herunter, ihr Judiths, zu Speise und Rache! — Die Weiber versammeln sich und gehen; stürmen in Massen die Treppen hinauf, zwingen mit Gewalt alle Weiber hinaus; die Macht der Insurgentinnen gleicht, wie Camille sagt, der englischen Seemacht! Es ist ein allgemeines „Weiberpressen". Handfeste Marktweiber, fleißige, mit der Dämmerung aufgestandene schmächtige Nähterinnen, zur Frühmesse trippelnde alte Jungfrauen, die Hausmagd mit frühem Besen: Alles muß mit. Wacht auf, ihr Weiber! Die faulen Männer wollen nicht handeln; sie sagen, wir selber könnten handeln!

Und so strömt es, wie der Schnee, der von den Bergen rinnt, jede Treppe ein geschmolzener Bach, unter Tumult und wildem Geschrei nach dem Hotel-de-Ville. Im Tumult, mit und ohne Trommelschlag; denn die Vorstadt St.-Antoine hat sich auch in die Kleider geworfen und eilt heran mit Be-

fenstielen, Feuerzangen und sogar mit verrosteten Pistolen (ohne Munition). Der Schall davon fliegt, mit der Geschwindigkeit des Schalles, bis an die äußersten Barrieren. Gegen sieben Uhr an diesem rauhen Oktobermorgen, dem fünften des Monats, wird das Stadthaus Wunder sehen. Ja, der Zufall hat es gefügt, daß ein Haufen Männer schon da ist, der sich lärmend um eine Nationalpatrouille und um einen Bäcker drängt, den man bei zu knappem Gewicht ertappt hat. Die Männer sind da und haben sogar schon den Strick der Laterne heruntergelassen, so daß die Beamten den betrügerischen Bäcker zur Hintertür hinausschmuggeln und eiligst nach Verstärkung „in alle Distrikte" schicken müssen.

Großartig war es, sagt Camille, so viele Judiths, von acht- bis zu zehntausend, hinausstürzen zu sehen, um nach der Wurzel des Uebels zu forschen! Nicht unentsetzlich muß es gewesen sein; komisch fürchterlich und gar nicht zu bändigen. Zu so früher Stunde sind die übernächtigen Dreihundert noch nicht auf den Beinen; niemand ist da als einige Schreiber, eine Kompagnie Nationalgarde und der Generalmajor. Herr von Gouvion hat in Amerika für die Sache der bürgerlichen Freiheit gestritten; ein Mann von nicht geringem Mut, aber ohne Kopf. Er ist augenblicklich in seinem Hinterzimmer und sucht den Ratsboten Maillard, den Bastillesergeanten, zu beschwichtigen, der, wie so viele andere, mit „Vorstellungen" gekommen ist. Er hat ihn noch nicht ganz beschwichtigt, als unsere Judiths ankommen.

Die Nationalgarde steht mit gefällten Bajonetten auf der äußern Treppe; die zehntausend Judiths dringen hinauf, unwiderstehlich, unter Beschwörungen, mit ausgestreckten Händen, — nur um mit dem Maire zu sprechen. Die Hinteren drängen sie mit Gewalt vorwärts; ja, dort hinten fliegen bereits Steine, von Männerhänden geschleudert; die Nationalgarde muß von zwei Dingen eines tun: den Grèveplatz mit

Kanonen säubern, oder sonst rechts und links ihre Reihen öffnen. Sie öffnet ihre Reihen; die tobende Sintflut stürzt hinein. Durch alle Zimmer und Kabinette, bis zu dem obersten Glockenstuhl hinauf, sucht sie gierig nach Waffen, sucht sie nach dem Maire, sucht sie nach Recht und Gerechtigkeit; — während wiederum die Bessergekleideten freundlich mit den Schreibern sprechen und ihnen das Elend dieser armen Weiber vorstellen, auch ihre „zum Teil ganz interessanten" Leiden schildern.

Der arme Herr von Gouvion weiß sich in dieser äußersten Not nicht zu helfen, wie er denn überhaupt ratlos, leicht verwirrten Gemüts ist: ein Mann, der eines Tags Selbstmord begehen wird. Wie glücklich für ihn, daß der Ratsbote Maillard, der Pfiffige, in dem Augenblick da war, obgleich er „Vorstellungen" machte! Fliege zurück, du pfiffiger Maillard, suche die Bastillenkompagnie, und, oh, komm rasch wieder mit ihr, vor allem aber mit deinem eigenen pfiffigen Kopfe. Denn sieh, die Judiths können keinen Maire oder Munizipalrat finden; kaum im obersten Glockenstuhl den armen Abbé Lefevre, den Pulververteiler. Ihn hängen sie dort auf in Ermangelung eines Bessern, im blassen Morgenlicht, hoch über Paris, das undeutlich vor den Augen schwimmt; ein gräßliches Ende! Nein, kein Ende, denn der Strick zerriß, wie französische Stricke oft taten, oder es schnitt auch eine Amazone ihn ab. Abbé Lefevre fällt einige zwanzig Fuß tief rasselnd aufs Bleidach, und lebt noch lange Jahre nachher, doch immer mit einem Zittern in den Gliedern.

Und jetzt fliegen unter Axthieben die Türen auf; die Judiths brechen in die Rüstkammer, nehmen Gewehre und Kanonen, drei Geldsäcke, Haufen Papier; Fackeln lodern: in wenigen Minuten wird unser schönes Hotel-de-Ville, das sich aus den Zeiten Heinrichs IV. schreibt, mit allem, was es enthält, in Flammen stehen.



Ja in Flammen, — wäre nicht der Bote, schnellen Fußes, pfiffigen Kopfes wieder da.

Maillard ergreift aus eigenem Antriebe — denn Gouvion und die andern wollten es nicht einmal gut heißen — eine Trommel, steigt die Treppe hinab und schlägt, ran-tan-tan, mit lautem Wirbeln seinen Schalksmarsch: Nach Versailles! Allons; à Versailles! Wie man auf Kessel oder Pfanne schlägt, wenn man ergrimmte Bienen, oder sagen wir verzweifelt umherfliegende Wespen in den Stock fangen will, und die verzweifelten Insekten, wenn sie es hören, sich herumsammeln, weil sie glauben, gefunden zu haben, was ihnen fehlt, eine Führung: so jetzt die Mänaden um den pfiffigen Maillard, den reitenden Boten des Châtelet. Die Axt hält inne mitten im Schlage, Abbé Lefevre bleibt ungehängt; alles ergießt sich vom Glockenstuhl herunter. Was ist das für ein Trommelschlag? Stanislas Maillard, der Bastilleheld, will uns nach Versailles führen? Glück zu, Maillard, gesegnet seist du vor allen reitenden Boten! Auf den Weg denn, auf den Weg!

Die weggenommenen Kanonen werden mit weggenommenen Karrenpferden bespannt; als Kanonierin sitzt da mit Helm und Pike, „stolzen Blicks und heitern Gesichts", die braungelockte Demoiselle Théroigne, wie einige meinen, der Jungfrau von Orleans zu vergleichen oder sogar „an das Bild der Pallas Athene erinnernd". Maillard (dessen Trommel noch immer rollt) wird unter himmelzerreißendem Zuruf als General anerkannt. Maillard beschleunigt den trägen Marsch. Maillard führt, den Takt schlagend, mit scharfem Rat-ta-ta den Schwarm seiner Mänaden nicht ohne Mühe die Kais entlang. Ein solcher Schwarm marschiert nicht schweigend! Der Schiffer auf dem Flusse hält still, alle Fuhrleute fliehen! Männer gucken aus den Fenstern; die Weiber nicht, aus Furcht, gepreßt zu werden. Schauspiel aller Schauspiele: Bacchantinnen in diesen höchst förmlichen Zeiten! Der bronzene Heinrich schaut von

seinem Pont Neuf auf sie herab; das monarchische Louvre, die mediceischen Tuilerien sehen einen Tag, wie sie ihn noch nicht erlebt haben.

Und jetzt hat Maillard seine Mänaden in den Elyseischen Feldern, und das Hotel-de-Ville hat verhältnismäßig wenig, fast gar nicht gelitten. Zerbrochene Türen; ein Abbé Lefevre, der wohl nie wieder imstande sein wird, Pulver zu verteilen; drei Säcke Geldes, wovon man das meiste (denn der Sansculottismus ist, wenn auch hungrig, doch nicht ohne Ehre) zurückgeben wird: das ist der ganze Schaden. Großer Maillard! Ein kleiner Kern von Ordnung ist um seine Trommel, aber an seinen Flanken wogt es gleich dem tobenden Ozean; denn der Pöbel beiderlei Geschlechts strömt von allen vier Winden auf ihn ein: die Führung ruht allein in seinem einen Kopfe und in zwei Trommelstöcken.

O Maillard, wann, seitdem es zuerst einen Krieg auf Erden gab, hätte wohl der Anführer einer Streitmacht eine solche Aufgabe vor sich gehabt, wie du an diesem Tage! Der arme Walter von Habenichts erweckt noch heute unser Mitleid: aber er war doch feierlich zum Führer geweiht worden; er hatte Raum für seine Bewegungen, und seine Kreuzfahrer waren M ä n n e r! Du aber, den heute Himmel und Erde verleugnen, du bist der Anführer von Mänaden! Ihren unverständlichen Wahnsinn mußt du ohne Besinnen, im Augenblick in verständliche Worte, in nicht wahnsinnige Handlungen umwandeln. Tue, was du willst, dein Unternehmen wird auf jede Weise mißglücken. Vor dir erwartet dich das pragmatische Beamtentum mit seinen Strafen und Gesetzbüchern, hinter dir stürmen die Mänaden. Wenn sie das melodienreiche Haupt des Orpheus abschlagen und in die Fluten des Peleus schleudern konnten, was werden sie da mit dir tun, — der du keine Melodie, sondern nur Rhythmus, keine Leier, sondern nur eine Kalbfelltrommel für sie hast! — Maillard kam nicht um, sein

Unternehmen mißglückte nicht. Merkwürdiger Maillard, wenn nicht der Ruhm ein Zufall und die Geschichte ein Produkt von Gerüchten wäre, wie werkwürdig würdest du sein!

Auf den Elyseischen Feldern hält man an und bedenkt sich; aber für Maillard gibt es keine Rückkehr. Er weiß seinen Mänaden, die nach Waffen und dem Arsenal schreien, einzureden, daß im Arsenal keine Waffen sind; daß eine unbewaffnete Haltung und eine Petition an die Nationalversammlung das beste sein würden; er ernennt oder genehmigt in der Eile Generalinnen, Hauptmänninnen von je zehn und fünfzig und macht sich dann in der lockersten Ordnung zum Takt von etwa „acht Trommeln" (seine eigene hat er abgelegt) mit einem Nachtrab von Bastille-Volontairs wieder auf den Weg.

Chaillot, das bereitwillig gebackenes Brot liefert, wird nicht geplündert; auch in den Töpfereien von Sèvres zerbricht man nichts. Die alten Bogen der Sèvresbrücke ertönen unter den Füßen der Mänaden; der Seinefluß strömt mit gewohntem Rauschen vorbei, und Paris wirft uns den Schall der Sturmglocke und Lärmtrommel nach, die im Augenblick freilich nicht zu hören sind vor dem Kreischen der Weiber, dem Klatschen des niederströmenden Regens. Nach Meudon, nach St.-Cloud, nach beiden Seiten hat sich das Gerücht schon verbreitet, und an jedem Herdfeuer dort wird heute abend das große Ereignis besprochen werden. Das Weiberpressen dauert noch fort; denn es gilt ja die Sache aller Evastöchter, die Mütter sind oder sein müßten. Keine Dame zu Wagen, und wenn sie auch halb in Ohnmacht fiele, die nicht in ihren seidenen Schuhen auf der kotigen Straße aussteigen und mitgehen müßte. So ziehen sie, ein Schwarm wilder Störche, in dem wilden Oktoberwetter durch das erstaunte Land. Reisende aller Art werden angehalten, besonders Reisende oder Kuriere, die von Paris kommen. Der Deputierte Lechapelier blickt in seiner eleganten Kleidung aus seinem eleganten Fuhr-

werk erstaunt durch seine Brille, um sein Leben besorgt; tut eiligst zu wissen, daß er der Patriot-Deputierte Lechapelier sei und sogar Alterspräsident Lechapelier, der in der Pfingstnacht präsidierte, und dazu noch ursprüngliches Mitglied des Bretagner Klubs. Darauf „ein gewaltiges Jauchzen von Vive Lechapelier, und mehrere Bewaffnete, die hinten und vorn auf den Wagen springen, um ihn sicher zu geleiten".

Nichtsdestoweniger sind auf Seitenstraßen Nachrichten, Depeschen von Lafayette oder unbestimmte Gerüchte durchgedrungen. Während in der Nationalversammlung alles mit Verhandlung der Tagesordnung beschäftigt ist und eben dem Bedauern Ausdruck gegeben wird, daß man in Opernsälen antinationale Gastmähler gebe, daß Seine Majestät noch zögere, die Menschenrechte anzuerkennen, und Bedingungen und Klauseln daran hänge, tritt Mirabeau zum Präsidenten, heute zufällig dem erfahrenen Mounier, und flüstert ihm leise im Baßton zu: „Mounier, Paris marche sur nous (Paris ist gegen uns im Anmarsch)". — „Kann sein! (Je n'en sais rien!)" — „Sie mögen es glauben oder nicht, das geht mich nichts an, aber Paris, sage ich, ist gegen uns in Anmarsch. Schützen Sie ein plötzliches Unwohlsein vor, gehen Sie zum Schloß hinüber und sagen Sie es dort. Es ist kein Augenblick zu verlieren." — „Paris gegen uns in Anmarsch!" erwidert Mounier mit ärgerlichem Ton; „desto besser, um so eher werden wir eine Republik sein." Mirabeau geht von ihm fort, wie man von einem erfahrenen Präsidenten fortgeht, der mit verbundenen Augen in tiefes Wasser gerät, und die Tagesordnung geht ihren Gang weiter wie vorher.

Ja, Paris ist gegen uns in Anmarsch, und viel mehr als nur die Weiber von Paris! Kaum war Maillard fort, als Herrn von Gouvions Botschaften in alle Distrikte und das Stürmen und Schlagen des Generalmarsches anfingen, ihre Wirkung zu tun. Bewaffnete Nationalgarden aus jedem

Distrikte, besonders die Zentralgrenadiere, die unsere alten Gardes françaises sind, langen rasch nacheinander auf dem Grèveplatz an. Eine ungeheuere Volksmenge ist hier versammelt; ganz St.-Antoine drängt sich mit Pike und rostigem Feuergewehr heran, es mag willkommen sein oder nicht. Die Zentralgrenadiere werden mit Beifall empfangen. „Wir wollen keinen Beifall," antworteten sie finster, „die Nation ist verhöhnt worden; zu den Waffen, und kommt mit uns, Befehle einzuholen!" Ha, geht der Wind so! Patriotismus und Patrouillotismus sind jetzt eins!

Die Dreihundert sind versammelt, alle Komitees sind in Tätigkeit; Lafayette diktiert gerade Depeschen nach Versailles, als eine Deputation von den Zentralgrenadieren sich bei ihm anmeldet. Die Deputation macht ihre militärische Verbeugung und spricht, nicht ohne Ueberlegung, folgendermaßen: „Mon général, wir sind Abgesandte der sechs Grenadierkompagnien. Wir halten Sie für keinen Verräter, aber wir glauben, die Regierung verrät Sie; es ist Zeit, daß dies endige. Wir können unsere Bajonette nicht gegen Weiber richten, die um Brot zu uns schreien. Das Volk ist elend, die Quelle des Unheils ist in Versailles: wir müssen den König aufsuchen und ihn nach Paris bringen. Wir müssen das Regiment Flandern und die Gardes-du-Corps ausrotten (exterminer), die sich erfrecht haben, die Nationalkokarde mit Füßen zu treten. Wenn der König zu schwach ist, seine Krone zu tragen, so mag er sie niederlegen. Sie werden seinen Sohn krönen, Sie werden einen Regentschaftsrat ernennen, und alles wird besser gehen." Vorwurfsvolles Erstaunen malt sich auf Lafayettes Gesicht; spricht von seinen beredten ritterlichen Lippen: vergebens. „Mein General, wir würden den letzten Blutstropfen für Sie vergießen, aber die Wurzel des Uebels ist in Versailles; wir müssen hin und den König nach Paris bringen, das ganze Volk wünscht es, tout le peuple le veut."

Mein General geht hinab auf die äußerste Treppe und redet zum Volke; noch einmal vergebens. „Nach Versailles! Nach Versailles!“ Maire Bailly, zu dem man durch die Fluten des Sansculottismus geschickt hat, versucht von seiner vergoldeten Staatskutsche aus akademische Rhetorik, bewirkt nichts als unendliches heiseres Geschrei von „Brot! Nach Versailles!“ und ist froh, sich wieder zurückziehen zu können. Lafayette besteigt das weiße Streitroß und redet wieder und wieder; aber vergebens. „Nach Versailles! Nach Versailles!“ So dauert es Stunde auf Stunde, — einen halben Tag lang.

Der große Scipio Americanus vermag nichts, nicht einmal zu entkommen. „Morbleu, mon général,“ rufen die Grenadiere, ihre Reihen fester schließend, als der Schimmel eine Bewegung macht. „Sie werden uns nicht verlassen, Sie werden bei uns bleiben!“ Ein kritischer Moment: Maire Bailly und die Munizipalräte sitzen zitternd drinnen, mein General ist Gefangener draußen; der Grèveplatz mit seinen dreißigtausend Mann Regulären, seinem ganzen irregulären St.-Antoine und St.-Marceau ist eine drohende Masse von blankem und rostigem Stahl; alle Herzen sind mit verdrießlicher Spannung auf einen einzigen Gegenstand gerichtet. Ja, verdrießlich, gespannt sind alle Herzen: ruhig ist kein Herz — es sei denn das des weißen Rosses, das mit gewölbtem Nakken dort scharrt und gelassen an seinem Gebisse kaut, als wenn keine Welt mit ihren Dynastien und Epochen im Niederstürzen wäre. Der regnerische Tag neigt sich nach Westen, der Ruf ist noch immer: „Nach Versailles!“

Ja, aus der Ferne hört man jetzt schrecklicheres Geschrei, das heiser widerhallt in langsam gedehntem hohlem Murren, mit Silben, die nur gar zu sehr wie das furchtbare: „A la Lanterne“ klingen. Ist es vielleicht der irreguläre Sansculottismus, der auf seine eigene Hand mit Piken, ja mit Kanonen abmarschiert? Der unbeugsame Scipio läßt endlich die

Munizipalräte durch einen Adjutanten fragen, ob er gehen dürfe oder nicht? Ein Brief wird ihm über die bewaffneten Köpfe hinausgereicht; sechzigtausend Gesichter blicken gespannt auf das seine; es herrscht Stille, und keine Brust atmet, bis er gelesen hat. Beim Himmel, er wird plötzlich blaß! Erlauben es die Munizipalräte? „Erlauben und befehlen es sogar", — da nichts anderes mehr übrig bleibt. Lautes Beifallsrufen erschallt durch die Lüfte. In Reih und Glied denn, und auf den Marsch!

Es ist nach unserer Rechnung gegen drei Uhr nachmittags. Die zornige Nationalgarde mag für diesmal aus ihrem Tornister speisen; indes, ob sie gespeist hat oder nicht, sie marschiert wie ein Herz und eine Seele. Paris reißt seine Fenster auf und „klatscht in die Hände", als die Rächer mit ihren gellenden Trommeln und Schalmeien vorüberziehen; später wird es sorgenvoll und nachdenklich dasitzen und eine etwas schlaflose Nacht haben. Lafayette, auf seinem weißen Roß hin- und herreitend und zwischen den Reihen beredte Worte sprechend, wälzt sich so langsam wie möglich mit seinen dreißigtausend Mann vorwärts. St.-Antoine ist ihm mit Piken und Kanonen vorangegangen; eine bunte Menge mit allen möglichen und auch mit keinen Waffen wandert neben und hinter seinem Haufen; das Landvolk bleibt noch einmal stehen und gafft: Paris marche sur nous.

In diesem Augenblick gerade hat Maillard mit seinen vom Straßenkot bespritzten Mänaden auf der letzten Hügelspitze haltgemacht, und jetzt zeigt sich dem staunenden Blick Versailles und das Schloß Versailles und weit und breit das ganze königliche Erbe. Weithin zur Rechten blickt man über Marly und St.-Germain-en-Laye; zur Linken bis nach Rambouillet: alles in schönen sanften Gruppen hingebettet, wie in Trauer bei dem trüben, feuchten Wetter! Und nahe vor uns liegen Alt- und Neuversailles, dazwischen die herrliche

Avenue de Versailles mit ihrem stattlichen Laubdach, dreihundert Fuß breit, mit vier Reihen Ulmen; und dann das Château de Versailles und im Hintergrunde die königlichen Parks und Lustgärten, die glitzernden Seen, die Boskette und Labyrinthe, die Menagerie und Groß- und Kleintrianon. Hochbetürmte Schlösser und schattige, lauschige Plätze, wo die Götter dieser niederen Welt wohnen, von wo sich aber dennoch die schwarze Sorge nicht verbannen läßt; wohin gerade jetzt der mänadische Hunger zieht, statt der Thyrsusstäbe mit Piken bewaffnet!

Ja, meine Damen, dort, wo die schnurgerade, laubreiche Allee sich, wie Sie bemerken, mit zwei Schwesteralleen verbindet und dann ausläuft auf den Königsplatz und Vorhof des Palastes: dort ist die Salle des Menus. Dort sitzt die hohe Nationalversammlung und regeneriert Frankreich. Zunächst können Sie den Vorhof, den großen Hof, den Marmorhof, erkennen oder sich vorstellen, wie sie, sich verengend, einer in den andern übergehen; die Glaskuppel an ihrem äußersten Rande, die weithin sichtbar schimmert wie ein Hoffnungsstern, ist — das Oeil-de-Boeuf! Dort oder nirgends ist Brot für uns gebacken. Aber, o meine Damen, wäre nicht eins gut: daß wir nämlich unsere Kanonen mit der Demoiselle Théroigne und den ganzen kriegerischen Apparat etwas weiter nach hinten stellten! Demut geziemt sich für Bittende; wir sind fremd in Versailles, von wo gar zu deutlich gerade jetzt ein Schall herüberdringt, wie von der Sturmglocke und dem Generalmarsch! Laßt uns auch womöglich ein heiteres Gesicht machen, unsern Kummer verbergend; und wie wäre es, wenn wir sogar sängen! Der Kummer, der vom Himmel bemitleidet wird, ist der Erde gehässig, verdächtig. — So rät der pfiffige Maillard, als er auf den Höhen bei Versailles zu seinen Mänaden spricht.

Die Anordnungen des schlauen Maillard werden befolgt.

Die bespritzten Insurgentinnen rücken zwischen den vier Ulmenreihen „in drei Kolonnen“ die Allee hinauf, wobei sie soviel Melodie als möglich „Henri Quatre“ singen oder „Vive le roi!“ schreien. Versailles drängt sich, obgleich die Ulmen triefen, von beiden Seiten mit dem Rufe heran: „Vivent nos Parisiennes! Es leben unsere Pariserinnen!“

Boten und Kundschafter waren, als das Gerücht sich verstärkte, nach Paris zu ausgeschickt worden: durch sie ist Seine Majestät, die um zu jagen in die Wälder von Meudon gegangen war, glücklich aufgefunden und nach Hause gerufen worden. Man hat den Generalmarsch geschlagen und die Sturmglocke gezogen. Die Leibgarde steht bereits vor den Gittern des Palastes und blickt die Alleen hinab, verdrießlich, in feuchten ledernen Hosen. Auch das Regiment Flandern ist da, das Opernmahl bereuend; ebenso auch abgestiegene Dragoner. Endlich Major Lecointre und was er von der Versailler Nationalgarde hat zusammenbringen können; — wobei wir freilich bemerken müssen, daß unser Oberst, eben jener schlaflose Graf d'Estaing, höchst unschicklicherweise, ohne Befehle oder Munition zu geben, verschwunden ist: vermutlich ins Oeil-de-Boeuf. Rotröckige Schweizer stehen innerhalb des Gitters unter den Waffen. Dort sind gleichfalls in ihrem innern Gemache „alle Minister“, Saint-Priest, Jeremias Pompignan und die übrigen, mit Necker versammelt: ratlos sitzen sie mit ihm da und erwarten, was die Stunde bringen wird.

Der Präsident Mounier, obgleich er Mirabeau ein tant mieux zur Antwort gab und sich stellte, als achte er die Sache gering, hatte doch seine eigenen Besorgnisse. Während dieser vier langen Stunden ist er wahrlich nicht auf Rosen gebettet gewesen. Die Tagesordnung schreitet vorwärts; eine Deputation an Seine Majestät wird für zweckmäßig erachtet, mit der Bitte, daß es ihm gefallen möge, die Konstitutionsartikel

„schlechtweg (purement et simplement) anzunehmen"; die halbe, bedingte Annahme mit ihrem Wenn und Aber genüge weder Göttern noch Menschen.

Soviel ist klar. Und doch liegt noch etwas in der Luft, wovon keiner spricht, was aber jetzt alle unbestimmt empfinden. Unruhe, Zerstreutheit ist auf jedem Gesicht zu lesen; Mitglieder flüstern, gehen ängstlich hin und her; die Tagesordnung ist offenbar nicht des Tages Bedürfnis: bis sich zuletzt von den äußern Toren her, durch die Wände gedämpft, ein Toben wie kreischender Aufruhr hören läßt, welches verkündet, daß die Stunde gekommen ist. Hierauf ein deutlich vernehmbares Stürzen und Drängen, und herein tritt mit einer Deputation von fünfzehn schmutzigen, triefenden Weibern der Ratsbote Maillard, der nur mit unglaublicher Mühe und mit Hilfe aller Diener und Türsteher die übrigen vermocht hat, draußen zu bleiben. Die Nationalversammlung soll also jetzt ihrer hohen Aufgabe gerade ins Gesicht sehen; der regenerierende Konstitutionalismus hat einen unregenerierten, „Brot! Brot!" schreienden Sansculottismus in leiblicher Gestalt vor sich.

Der pfiffige Maillard, der den Wahnsinn in verständliche Worte kleidet, mit der einen Hand zurückhält, mit der anderen sich beschwert, tut sein Möglichstes; und wirklich, obgleich er nicht zum öffentlichen Redner erzogen ist, macht er seine Sache doch recht gut: — In der gegenwärtigen schrecklichen Teuerung ist, wie die hohe Nationalversammlung sich überzeugen kann, eine Deputation von Bürgerinnen aus Paris gekommen, um zu petitionieren. Verschwörungen von seiten der Aristokraten sind gerade hierbei zu offenbar; so ist zum Beispiel ein Müller „durch eine Banknote von zweihundert Livres" bestochen worden, nicht zu mahlen; der Name ist dem Boten nicht bekannt, aber die Tatsache läßt sich beweisen, wenigstens nicht bezweifeln. Ferner, scheint es, hat man die

Nationalkokarde mit Füßen getreten; auch gibt oder gab es schwarze Kokarden. Will nicht eine hohe Nationalversammlung, Frankreichs Hoffnung, dies alles in ihre weise unmittelbare Beratung ziehen!

Und der mänadische Hunger, der sich nicht länger zurückhalten läßt, ruft: „Schwarze Kokarde!", ruft: „Brot, Brot!" und fügt in seiner Weise hinzu: Will sie es nicht! — Ja, Messieurs, wenn eine Deputation an Seine Majestät für die „unbedingte Annahme" zweckmäßig schien, wie viel mehr ist sie es jetzt für „die traurige Lage von Paris", für die Beruhigung dieser Gärung! Der Präsident Mounier macht sich mit einer eiligen Deputation, in der wir den angesehenen Doktor Guillotin bemerken, sofort auf den Weg. Der Vizepräsident soll mit der Tagesordnung fortfahren; der Bote Maillard soll ihm beistehen, die Weiber in Ruhe zu halten. Es ist vier Uhr; ein trauriger Nachmittag, als Mounier sich hinausbegibt.

Oh, vielerfahrener Mounier, welch ein Nachmittag: der letzte deiner politischen Existenz! Besser, du hättest „dich unwohl gestellt", als es noch Zeit war. Denn siehe, auf ihrer ganzen Fläche ist die Esplanade bedeckt mit Gruppen von schmutzigen, triefenden Weibern, von straffhaarigem Männerpöbel, der mit Aexten, rostigen Piken, alten Gewehren und eisenbeschlagenen Knitteln (bâtons ferrés, die an der Spitze Messer- oder Säbelklingen hatten; eine Art improvisierter Hellebarden) bewaffnet ist und nach nichts aussieht als nach Empörung. Der Regen fällt in Strömen herab; Gardes-du-Corps ziehen plänkelnd, unter allgemeinem Zischen durch die Gruppen, überall aufreizend und erbitternd, was sich hier nur zerstreut, um sich dort sogleich wieder zu sammeln.

Unzählige schmutzige Weiber umdrängen den Präsidenten und die Deputation, bestehen darauf, mitzugehen; hat nicht Seine Majestät, als sie aus dem Fenster blickte, herausgeschickt,

um zu fragen, was sie wünschten? „Brot und mit dem Könige zu sprechen (du pain et parler au roi)“, das war die Antwort. Zwölf Weiber werden der Deputation unter Geschrei beigefügt und marschieren mit ihr über die Esplanade durch zerstreute Gruppen, plänkelnde Gardes-du-Corps und den strömenden Regen.

Der Präsident Mounier, der sich so unerwarteterweise durch zwölf Weiber vermehrt und von Hunger und Pöbel reichlich begleitet sieht, wird mit seiner Schar selbst irrtümlicherweise für eine unerlaubte Gruppe genommen; er und seine Weiber werden durch Plänkler auseinandergetrieben, sammeln sich mit Mühe wieder mitten im Kote. Endlich öffnet sich das Gitter; die Deputation erlangt Einlaß und mit ihr auch die zwölf Weiber, von welchen fünf sogar das Gesicht der Majestät zu sehen bekommen sollen. Der durchnäßte Mänadismus mag nun in so guter Laune, als er kann, ihre Rückkehr erwarten.

Aber schon macht sich Pallas Athene (in Gestalt der Demoiselle Théroigne) mit Flandern und den abgestiegenen Dragonern zu tun. Sie und die Weiber, die sich am besten dazu eignen, gehen durch die Reihen, sprechen mit ernstgemeintem Scherze, schließen rauhe Krieger an ihre Patriotenbrust, drücken sacht die Gewehre nieder: kann ein Mann, der den Namen Mann verdient, seine Waffen gegen hungernde Patriotinnen richten?

Man liest, daß die Théroigne Säcke Geldes gehabt habe, die sie an das Regiment Flandern verteilte: — von wem geliefert? Ach, mit Geldsäcken sitzt man selten als Insurgentin auf einer Kanone. Verleumderischer Royalismus! Die Théroigne hatte nur den beschränkten Erwerb ihres unglücklichen Berufs; Geld hatte sie nicht, aber braune Locken, die Gestalt einer heidnischen Göttin und eine beredte Zunge, ein beredtes Herz.

Unterdes langen beständig Gruppen und Truppen von St.-Antoine an; durchnäßt, verdrießlich, mit Piken und improvisierten Hellebarden; so weit hergetrieben durch eine populär gewordene fixe Idee. So viele rauhe Gestalten, die gekommen sind, um zu sehen, daß es getan werde! Wer ist aber jene unter ihnen allen hervorragende, hagere Gestalt mit dem kleinen bleiernen Brustschilde, mit rotem, zum Teil ergrautem dichtem Lockenhaar, ja, mit langem Ziegelbart? Es ist Jourdan, der betrügerische Maultierhändler; kein Händler mehr, sondern ein Malermodell, das sich heute einen freien Tag gemacht hat. Von den Bedürfnissen der Kunst kommt sein langer Ziegelbart; woher seine bleierne Brustplatte gekommen sein mag (er müßte denn auch Hausierer gewesen sein und als solcher mit dem bleiernen Erlaubniszeichen für sein Gewerbe versehen), bleibt vielleicht für immer ein historisches Problem. Noch einen Saul unter dem Volke bemerken wir: „père Adam, Vater Adam", wie ihn die Gruppen nennen; uns besser bekannt als der brüllende Marquis de St.-Huruge, der Held des Veto, ein Mann, der Verluste gehabt und sie auch verdient hat. Der lange Marquis, der vor einigen Tagen aus dem Gefängnis entlassen ward, sieht, umherwandelnd, nicht ohne Interesse unter seinem Schirm hervor auf dies Schauspiel. Alle diese Menschen und Dinge, die wir hier so zufällig zusammengewürfelt sehen: Pallas Athene, mit dem Regiment Flandern beschäftigt; die patriotischen Versailler Nationalgarden ohne Munition, von ihrem Obersten d'Estaing verlassen, von ihrem Major Lecointre kommandiert; dann die plänkelnden Leibgarden, verdrießlich, mißgestimmt in ihren nassen Lederhosen; endlich dieses wogende Meer zornigen, schmutzigen Elends, — könnten sie nicht die Veranlassung zu überraschenden Ereignissen werden?

Aber seht, da kommen die zwölf Deputiertinnen aus dem Schlosse zurück. Freilich ohne den Präsidenten Mounier, aber

vor Freude strahlend, laut jauchzend: „Es lebe der König und sein Haus!“ Offenbar sind die Nachrichten gut, Mesdames? Die allerbesten! Fünf von uns wurden in die innerste Herrlichkeit, in das Allerheiligste, vor das Angesicht des Königs gelassen. Die schmächtige „Demoiselle Louison Chabray, Skulpturarbeiterin, erst siebzehn Jahre alt“, die sich am besten von uns ausnahm, stellten wir zu unserer Rednerin an. Auf sie und wirklich auf uns alle blickte Seine Majestät, wie die Huld selbst. Ja, als Louison in ihrer Anrede nahe daran war, in Ohnmacht zu sinken, da faßte er sie in seine königlichen Arme und sagte galant: „Sie war es wohl wert (Elle en valut bien la peine).“ Bedenkt, o Weiber, welch ein König! Seine Worte waren so tröstlich, so durchaus tröstlich: Es sollen Lebensmittel nach Paris geschickt werden, wenn es in der Welt überhaupt noch welche gibt; das Korn soll frei zirkulieren, wie die Luft; die Müller sollen mahlen, solange ihre Mühlsteine halten, oder es geht ihnen schlecht; und nichts soll unrecht bleiben, was der Wiederhersteller der französischen Freiheit wieder recht machen kann.

Gewiß, herrliche Nachrichten, aber für durchnäßte Mänaden nur gar zu unwahrscheinlich! Einen sichtbaren Beweis habt ihr also, wie es scheint, nicht? Worte des Trostes sind nur Worte, die niemand satt machen. O elendes Volk, von Aristokraten betrogen, die sogar deine eigenen Boten bestechen! Mademoiselle Louison in seinen königlichen Armen? In seinen Armen? Du schamlose Dirne, eines Namens wert, der namenlos bleibe! Ja, deine Haut ist weich; unsere ist rauh von harter Arbeit und ganz durchnäßt vom Warten im Regen. Keine Kinder hast du hungrig zu Hause, nur alabasterne Puppen, die nicht weinen! Die Verräterin! An die Laterne! — Und schon hat die arme Louison, die holde schmächtige Demoiselle, die noch soeben in den Armen des Königs lag, ein Strumpfband um ihren Hals und wütende Ama-

zonen an jedem Ende, und ist, da kein Beteuern und Schreien ihr hilft, nahe daran, elendiglich umzukommen, als zwei Gardes-du-Corps heransprengen, den Haufen auseinandertreiben und sie retten. Die verkannten Zwölf eilen zurück ins Schloß nach einer „schriftlichen Antwort".

Aber seht jetzt da einen neuen Schwarm von Mänaden mit „Monsieur Brunout, Bastille-Volontär", als gepreßtem Kommandanten an ihrer Spitze. Auch sie wollen ans Gitter, um zu sehen, was es gibt. Die menschliche Geduld in feuchten, ledernen Hosen hat jedoch ihre Grenzen. Der Leibgardeleutnant, Herr von Savonnières, läßt seinem lange gereizten, lange verhaltenen Grimm einen Augenblick freien Lauf. Er treibt diese Mänaden nicht nur auseinander, sondern plänkelt und haut auch oder fuchtelt voll Zorn nach Monsieur Brunout, dem gepreßten Kommandanten, und da ihm die Bewegung außerordentlich wohltut, so jagt er ihn sogar, indem Brunout behende, doch wie pirouettierend, und jetzt auch mit gezogenem Säbel flieht. Bei diesem Anblick von Zorn und Sieg lassen zwei andere Gardes-du-Corps (denn der Zorn steckt an und ist für die niedergedrückten Leibgarden so erfrischend) ihrem Ingrimm auch freien Lauf, machen mit geschwungenem Säbel Jagd und ziehen mit demselben so furchtbare Kreise in der Luft, daß dem armen Brunout nichts übrigbleibt, als mit vermehrter Geschwindigkeit eine Reihe nach der andern zurückzuweichen, wobei er aber, einem fliehenden Parther gleich, fechtend auch seine Mordwaffe schwingt und vor allem aus vollem Halse schreit: „On nous laisse assassiner (man läßt uns morden)."

Schmachvoll! Drei gegen einen! Murren, Brüllen kommt aus den Lecointreschen Reihen, zuletzt sogar Schüsse. Savonnières' Arm ist zum Schlage aufgehoben; die Kugel eines Lecointreschen Gewehrs zerschmettert ihn, der geschwungene Säbel fällt klingend zu Boden. Brunout ist entkommen, der

Kampf ist zu Ende; aber wildes Kriegsgeheul fängt überall an zu pfeifen.

Die Amazonen weichen zurück; St.-Antoine hat seine Kanonen (voll Kartätschen) gerichtet; dreimal legt man die brennende Lunte an, dreimal versagt sie, — die Zündlöcher sind so naß, und Stimmen rufen: „Arrêtez, il n'est pas temps encore! (Haltet an, es ist noch nicht Zeit!)". Ihr Herren von der Leibgarde, ihr hattet Befehl, nicht zu feuern; dennoch sind schon zwei von euch abgestiegen und hinken, und ein Kriegsroß liegt erschlagen. Wäre es nicht gut, ihr machtet euch ganz aus der Schußweite und zöget endlich ab, — ins Innere? Wenn bei euerm Abziehen sich ein oder das andere Gewehr gegen die höhnenden Krämer entlud, kann man sich darüber wundern? Arg bespritzt sind euere ungeheuern weißen Kokarden, wollte der Himmel, sie wären erst gegen trikolore umgetauscht! Euere ledernen Hosen sind feucht, euere Herzen schwer! Geht und kommt nicht wieder!

Die Gardes-du-Corps ziehen ab, Schüsse gebend und empfangend, doch ohne daß Blut fließt; grenzenlosen Zorn hinterlassend. Etwa dreimal lassen sie sich noch in der Dämmerung an diesem oder jenem Portal blicken; jedesmal werden sie mit Flüchen, mit pfeifendem Blei begrüßt. Es zeige nur einer sein Gesicht, so wird er vom Pöbel gejagt; — wie zum Beispiel der arme „Herr von Moucheton von der schottischen Kompagnie", der Eigentümer des erschlagenen Pferdes, der von Versailler Kapitänen weggeschmuggelt werden muß. Oder es knallen ihm rostige Feuergewehre nach und zerschmettern seinen — Hut. Am Ende verschwinden die Gardes-du-Corps auf höhern Befehl alle bis auf wenige im unmittelbaren Dienste; oder sie verstecken sich, sozusagen, und marschieren unter der Hülle der Nacht nach Rambouillet.

Wir bemerken jetzt auch, daß die Versailler Munition erhalten haben; den ganzen Nachmittag konnte der Beamte

keine finden, bis in diesen kritischen Augenblicken ein patriotischer Unterleutnant ihm eine Pistole an das Ohr hielt, mit der höflichen Bitte, sofort welche aufzufinden; was ihm denn auch gelang. Ebenso erklärt das von Pallas Athene entwaffnete Regiment Flandern offen, daß es sich nicht gegen Bürger schlagen werde; zum Zeichen des Friedens hat es schon mit den Versaillern Patronen getauscht.

Der Sansculottismus ist jetzt unter lauter Freunden und kann sich „frei bewegen"; er ist sehr aufgebracht über die Gardes-du-Corps, — klagt dabei auch lebhaft über Hunger.

Aber wo bleibt Mounier; weshalb kehrt er nicht mit seiner Deputation zurück? Es ist sechs, es ist sieben Uhr, und noch immer kein Mounier, keine unbedingte Annahme.

Und seht, die triefenden Mänaden sind, jetzt nicht in Deputation, sondern in Masse, zur schmählichsten Unterbrechung der Redner und der Tagesordnung in die Versammlung gedrungen. Weder Maillard noch der Vizepräsident konnten sie anders als in weiten Schranken zurückhalten; selbst Mirabeaus Löwenstimme kann, obgleich die Mänaden applaudieren, nur auf Minuten etwas ausrichten; immer von neuem unterbrechen sie die Wiedergeburt Frankreichs mit dem Geschrei: „Brot, nicht so viele lange Reden! Du pain, pas tant de longs discours!" — So unempfänglich waren diese armen Wesen für Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit!

Man erfährt auch, daß die königlichen Wagen wie zur Reise nach Metz angespannt werden. Wagen, ob es königliche sind, wissen wir nicht, haben sich wirklich an den hinteren Toren gezeigt. Sie wiesen sogar eine schriftliche Ordre vor oder beriefen sich auf eine solche der Versailler Munizipalität, die monarchisch, nicht demokratisch ist. Indes Versailler Patrouillen trieben sie, dem Befehl des wachsamen Lecointre gemäß, wieder zurück.

Wahrlich, ein tätiger Mann ist in diesen Stunden Major

Lecointre. Denn der Oberst d'Estaing weilt unsichtbar im Oeil-de-Boeuf; unsichtbar oder, was noch bedenklicher ist, auf Augenblicke sichtbar; auch die zu loyale Munizipalität erfordert stete Ueberwachung; kein Zivil- oder Militärbefehl wird hingenommen über eine dieser tausend Sachen, von dem Lecointre nichts wüßte. Er ist im Versailler Stadthause, er ist am Gitter des großen Hofes in Unterhandlung mit Schweizern und Gardes-du-Corps. Er ist in den Reihen von Flandern; er ist hier, er ist dort, bemüht, Blutvergießen zu verhindern; zu verhindern, daß die königliche Familie nach Metz fliehe, daß die Mänaden Versailles plündern.

Gegen Anbruch der Nacht sehen wir ihn zu den bewaffneten Gruppen von St.-Antoine gehen, die gar zu grimmig vor der Salle des Menus sich geschart haben. Sie empfangen ihn im Halbkreise; zwölf Sprecher hinter den Kanonen, mit brennenden Fackeln in der Hand, die Mündungen der Kanonen gegen Lecointre gerichtet, ein Bild für Salvator! Er fragt in gemäßigten, aber mutigen Worten: Was sie mit ihrem Zuge nach Versailles eigentlich bezweckt und gewollt haben! Die zwölf Sprecher erwidern in wenig Worten, die vieles bedeuten: „Brot und das Ende dieser Geschichte. Du pain et la fin des affaires." Wann die Geschichte enden wird, kann kein Major Lecointre, kann kein Sterblicher sagen; aber was das Brot betrifft, so erkundigt er sich, wie viele ihrer sind, vernimmt, daß ihrer sechshundert sind, daß ein Laib Brot für jeden genug sei, und reitet fort zu der Munizipalität, um sich sechshundert Laibe zu verschaffen.

Die von monarchischen Gefühlen beseelte Munizipalität will indes diese Brote nicht geben. Sie will eher zwei Tonnen Reis geben, wenn man nur wüßte, ob er gekocht oder roh sein solle. Ja, als auch dies angenommen wird, sind die Munizipalräte plötzlich nicht mehr da, — sie sind untergetaucht, wie damals die sechsundzwanzig langrobigen Stadträte von

Paris, und verschwinden so, ohne auch nur die geringste Spur von gekochtem oder rohem Reis zurückzulassen, gänzlich aus der Geschichte.

Der Reis kommt nicht; man ist in seiner Hoffnung auf Speise betrogen, sogar in der Hoffnung auf Rache, denn ist nicht Herr von Moucheton von der schottischen Kompanie, wie wir schon erzählten, hinterlistig weggeschmuggelt worden! In Ermangelung alles dessen sieht man allein Herrn von Mouchetons erschlagenes Kriegspferd dort auf der Esplanade liegen. Das betrogene, hungernde St.-Antoine fällt über das erschlagene Kriegspferd her, schindet es und brät es nicht ohne Jubelgebrüll an einem Feuer von Zaunpfählen, Gitterstäben und allem überhaupt tragbaren Holz, dessen man habhaft werden kann; dann aber nach der Weise der alten griechischen Helden erhoben sie die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Der übrige Pöbel streift umher und sucht, was er verschlinge. Das Regiment Flandern begibt sich in seine Kaserne, auch Lecointre zieht mit seinen Versaillern ab, läßt nur wachsame Patrouillen zurück mit dem Befehl, doppelt zu wachen.

So sinken unter Sturm und Regen die Schatten der Nacht herab, und auf allen Wegen wird es dunkel. Vielleicht die merkwürdigste Nacht, die seit der Bartholomäusnacht, als Versailles, wie Bassompierre schreibt, noch ein winziges Schloß war (chétif château), in diesen Gegenden erlebt wurde! Oh, wer jetzt die Leier eines Orpheus hätte, um durch einen Griff in die melodischen Saiten diese wahnsinnigen Massen in Ordnung und Ruhe bannen zu können! Denn alles scheint hier auseinandergefallen, von seinem Platze verrückt zu sein: weite Spalten klaffen dazwischen. Wie bei dem Niederstürzen einer Welt ist das Höchste mit dem Niedrigsten in Berührung gekommen: Frankreichs Pöbeltum belagert Frankreichs Königstum; „eisenbeschlagene Knüttel" erheben sich rings um die

Königskrone, nicht um sie zu schützen. Neben wütenden Anklagen gegen die blutdürstigen, antinationalen Leibgarden hört man allenthalben ein dumpfes furchtbares Grollen gegen die unglückliche Königin.

Der Hof sitzt unterdes zitternd und ohnmächtig da; seine Stimmung wechselt mit der wechselnden Stimmung der Esplanade, mit der wechselnden Farbe der Gerüchte von Paris, die, einander drängend, bald Frieden, bald Krieg melden. Necker und alle Minister beraten sich ohne Erfolg. Das Oeil-de-Boeuf ist ein Sturm von Geflüster: wir wollen nach Metz fliehen, wir wollen nicht fliehen. Die königlichen Wagen versuchen noch einmal den Ausgang, doch nur zur Probe; sie werden von Lecointres Patrouillen wieder hineingetrieben. In sechs Stunden ist nichts beschlossen worden, nicht einmal die unbedingte Annahme.

In sechs Stunden! Ach, wer sich unter solchen Umständen nicht in sechs Minuten entschließen kann, der gebe das Spiel auf; für ihn hat das Schicksal schon beschlossen. Und der Mänadismus und der Sansculottismus beraten sich unterdes mit der Nationalversammlung, werden hier immer tobender. Kein Mounier kehrt zurück, nirgends zeigt sich die obrigkeitliche Gewalt: die Autorität liegt für den Augenblick in den Händen Lecointres und des Boten Maillard. — Das also ist die entsetzliche Kalamität, die sich so lange als unvermeidlich angekündigt hat, und die nun plötzlich gekommen ist! Denn dem Blinden ist alles plötzlich. Das Elend, das lange Zeiten hindurch keinen Fürsprecher, keinen Helfer hatte, wird jetzt sein eigener Helfer sein und für sich selbst sprechen. Die Sprache, eine der rohesten, ist, was sie sein konnte: eben diese.

Um acht Uhr kehrt zu unserer Versammlung nicht die Deputation, sondern der Doktor Guillotin zurück, mit der Nachricht, daß auch jene zurückkehren werde, und daß Aussicht vorhanden sei auf die unbedingte Annahme. Er selbst ist der

Träger eines königlichen Briefes, der den freiesten „Umlauf des Getreides" autorisiert und befiehlt. Diesen königlichen Brief beklatscht der Mänadismus von ganzem Herzen. Demgemäß erläßt die Versammlung sofort ein Dekret, das auch mit entzücktem mänadischen Beifall aufgenommen wird: — aber, könnte eine hohe Versammlung es nun nicht auch noch dahin bringen, „den Preis des Brotes auf acht Sous das halbe Viertel, den von frischem Fleisch auf sechs Sous das Pfund festzusetzen", Taxen, die billig scheinen! Diesen Antrag stellt „ein Haufe Männer und Weiber", der sich durch den Boten Maillard nicht zurückhalten läßt; einen solchen Antrag muß die hohe Versammlung anhören! Uebrigens ist der Bote Maillard selbst nicht immer in seiner Rede ganz abgemessen; doch kann er, wenn darauf aufmerksam gemacht, sich jedesmal mit Recht mit der Eigentümlichkeit der Umstände entschuldigen.

Aber was kann schließlich, da dieses Dekret gehörig durchgegangen ist und die Unordnung fortdauert und die Mitglieder allmählich wegschmelzen und kein Präsident Mounier zurückkommt, der Vizepräsident anderes tun als auch wegschmelzen! Die Versammlung zerfließt unter dem Drucke, oder, wie es offiziell heißt, sie vertagt sich. Maillard wird, das „Dekret in betreff des Getreides" in der Tasche, nach Paris geschickt, er und einige Weiber, in Wagen, die dem Könige gehören. Dorthin hat sich auch die schmächtige Louison Chabray schon auf den Weg gemacht mit jener „schriftlichen Antwort", derentwegen die zwölf Deputiertinnen ins Schloß zurückgekehrt waren. Die schmächtige Sylphe hat sich aufgemacht durch das finstere, kotige Land; sie hat viel zu erzählen, ihre armen Nerven sind so aufgeregt, und so kommt sie, wie heute auf dieser Straße alle, nur mit äußerster Langsamkeit vorwärts. Der Präsident Mounier ist noch immer nicht da, so wenig wie die unbedingte Annahme, obgleich sechs Stunden mit ihren Ereignissen verflossen sind, obgleich ein Kurier nach dem andern berichtet,

daß Lafayette kommt. Ja, er kommt; aber was bringt er? Frieden oder Krieg? Es ist Zeit, daß auch das Schloß sich zu dem einen oder anderen entschließe, daß es ein Lebenszeichen gebe, wenn es am Leben bleiben will!

Siegreich, voll Freude nach solchem Verzug, langt Mounier endlich an und mit ihm die schwererrungene Annahme, die jetzt leider nur noch wenig wert ist. Denkt euch Mouniers Ueberraschung, als er seinen Senat, den er durch die unbedingte Annahme zu entzücken hoffte, ganz verschwunden findet und an seiner Stelle einen Senat von Mänaden. Denn wie der Affe des Erasmus mit einem Stück Holz anstatt des Messers dem Erasmus nachmachte, wie er sich den Bart schor, so halten diese Amazonen jetzt, in Spottmajestät, eine wirre parodierte Nationalversammlung. Sie stellen Anträge, halten Reden, fassen Beschlüsse, die wenigstens an lautem Gelächter ergiebig sind. Alle Galerien und Bänke sind besetzt, eine handfeste Dame der Halle sitzt auf Mouniers Stuhl. Nicht ohne Mühe bahnt sich Mounier, mit Hilfe der Türsteher und überredender Worte, den Weg zu der Präsidentin; die handfeste Dame tut, ehe sie abdankt, öffentlich zu wissen, daß sie und wohl ihr ganzer Senat beiderlei Geschlechts (denn was war ein gebratenes Pferd unter so viele) bedeutend an Hunger leide.

Der erfahrene Mounier faßt unter diesen Umständen einen zwiefachen Entschluß: erstens, seine Versammlungsmitglieder durch den Schall der Trommel wieder zusammenzurufen, und sodann, sich Proviant zu verschaffen. Schnelle Boten fliegen zu allen Bäckern, Köchen, Speisewirten, Weinhändlern und Kneipenbesitzern. Trommeln wirbeln, von gellendem Ausruf begleitet, durch alle Straßen. Man kommt; die Mitglieder der Versammlung kommen, und, was noch besser ist, die Lebensmittel kommen auch. Letztere in großen Mulden, auf Karren; Brot, Wein, ein ungeheuerer Vorrat von Würsten. Die Speisekörbe gehen friedlich und in schönster Harmonie

zwischen den Bänken herum, und so, wie der Vater des Epos sagt, schmauseten sie, und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles.

Allmählich gelingt es ungefähr hundert Mitgliedern der Versammlung, sich hineinzudrängen und, da der Mänadismus ein wenig Platz macht, sich um Mouniers Stuhl zu scharen. Sie hören die „Unbedingte Annahme" und beginnen, im richtigen Verfolg der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, die Verhandlung des Kriminalgesetzes. Alle Bänke sind vollgedrängt; auf den düstern Galerien, die durch die ungewaschenen Köpfe noch düsterer gemacht werden, „schimmert es seltsam" von improvisierten Hellebarden und Streitäxten. Gerade fünf Monate sind es heute, seit auf denselben Galerien im Schmuck wallender Federn und glänzender Juwelen der Schönheit erquickender Anblick strahlte. Und jetzt! So weit sind wir mit der Wiedergeburt Frankreichs gekommen. Der Mänadismus läßt sich nicht abhalten, gelegentlich Bemerkungen zu machen, fragt: „Wozu nützt das Kriminalgesetz! Was uns not tut, ist Brot." Mirabeau dreht sich um, gebietet mit seiner Löwenstimme Ruhe, der Mänadismus applaudiert, fängt aber sogleich wieder an.

So machen sie, zähe Würste kauend, das Kriminalgesetz verhandelnd, die Nacht fürchterlich. Was wird der Ausgang sein! Lafayette muß erst mit seinen Dreißigtausend kommen; ihn, der nicht mehr fern sein kann, erwarten alle wie einen Boten des Schicksals.

Ein Vorspiel
Von
Max Krell

Der Park war weiß vom Mond, das Dach der Orangerie wie Grünspan und Silber; und Sterne blitzten in den Scheiben wider. Ein Spielreifen lag im Rasen.

Helle Kleider tauchten als Lichtflecke aus dem Schwarzen und Grünen des Parkgrundes. Von Worten, die in der Entfernung zerbrachen, sprang ein Klang über Gras und Kies. Plaudernde kamen: zuletzt der Prinz Aimé, der Jacqueline, die Hofdame Ihrer Majestät, küßte.

„Sahen Sie die neuen Stuten des Herzogs von Chartres?" näselte der Marquis den Grafen Serry an.

„Baudin sollte für bessere Hummern sorgen!" schalt Malquet.

„Der Mond sieht aus, als hätte er sich an Blut betrunken . . ."

„Liebster —!" sagte Jacqueline.

Der Kammerdiener storchte wie ein Grande vom Schloß . . . „Seine Majestät geruhen . . . wünschen . . . Nacht . . ."

Die hellen Kleider zogen weiter. Ein Bologneserhündchen folgte.

Auf der Chaussee aus Paris jagten Gäule in Schweiß und Schaum, ventre à terre. Eine graziöse Karosse schaukelte am Gespann. Der Herzog von Liancourt begab sich zum Könige. Malquet und seine Freunde hatten das Tor erreicht und betrachteten die Schimmel, die abgehetzt und stumpf vor sich hinstierten. Sie sprachen von Paris, das ein Pulverfaß sei, vom Volk, den Senatoren, von Necker, Lafayette und dem armen Bischof Pompignan und von den Frauen. Graf Serry war wie gewöhnlich angetrunken. Er verlangte auszufahren. Der Kutscher sah ihn trostlos an: das kostete ihm bei Liancourt den Kopf, aber immer noch besser als eine Maulschelle von Seiner Gnaden dem Grafen.

Sie warfen sich lärmend in die Polster. Nach fünf Minuten ohnmächtig rasender Fahrt ging die erste Scheibe in Trümmer. Der Graf, der die Sommernacht empfand, be-

durfte der Bewegung. Prinz Aimé fluchte wie ein betrogener Bettler über die Straße und den Finanzminister. In dem engbrüstigen Marquis erwachten sentimentale Regungen. Er sang, trillerte, pfiff. Herr Malquet erzählte seine sieben Weiberhistorien. Der Graf schwor mit ausgestrecktem Degen — wobei die zweite Scheibe splitterte — sein Blut für Frankreichs Ehre zu verströmen; trotzdem seien die Hummern schlecht, man müsse Baudin, diesen Banditen, köpfen. Der Marquis umarmte ihn. Malquet behauptete: dieser Anblick mache kleine Mädchen weinen, dabei falle ihm eine feine Geschichte ein . . . Keiner hörte zu. Die Karosse taumelte hinter den Pferden weiter. Rattern erstickte alle Gespräche. Der Graf bekam Mitleid mit sich selbst.

Dünner Lichtschein fiel von einem Hause herüber. Der Prinz entprügelte dem Kutscher: es sei die Posthalterei Grondelle. Allerlei Wagen, ein zusammengewürfelter Pferdepark, wartete auf die Weiterfahrt. Einzelne Laternen an den Deichseln brannten nur schwach in der hellen Nacht. Graf Ferry schrie, der Kutscher solle halten, er habe einen Bekannten gesehen. „Der berühmte italienische General Branelli; er floh, weil man ihn vergiften wollte, er hatte einen Kardinal im Bett der Frau Branelli erwischt." Aber es war nur ein Fuhrknecht. Ferry gab ihm eine seiner berühmten Katzenköpfe und ging ins Haus.

Eine rastende Schauspieler-Gesellschaft saß um den runden Tisch. Sie verzehrte eine sehr einfache Mahlzeit, und der fette Wirt schenkte eben Landwein in ihre Gläser. „Ich bitte Sie," deklamierte er, „nach Paris! Meine schönen Damen, meine geschätzten Herren! Sie verhungern in Paris. Niemand geht in die Komödie. Sie haben dort zuviel Konkurrenz: die Versammlung der Herren, das Affentheater in Versailles —"

„— wird ihm die Bude zusammenschmeißen!" donnerte der eintretende Prinz in den Sermon.

Der Dicke zuckte zusammen und verkroch sich unter den Komödianten. Malquet empfahl seinen Freunden ein liebenswürdiges, artiges Benehmen. „Es sind Damen dabei, eine Nase pro Mann!" Der Marquis bestand darauf, mit dem angejahrten Heldenvater einen Ringkampf auszufechten. Prinz Aimé hatte eine Geige gefunden und stocherte die Töne eines Chorals zusammen; dabei umkreiste er die jüngste Schauspielerin. Sie markierte die Beleidigte. Er entschied sich für die Taktik der Beharrlichkeit. Graf Serry lud die ganze Bande ein. Der Wein floß rascher. Malquet erzählte: „Als ich noch Kavalier des Königs von Pamphilien war . . ." Der Marquis begeisterte sich zu einem hymnischen Toast und verkletterte sich in die Höhen der Menschenliebe. Der Prinz spielte jetzt einen Trauermarsch auf Glasrändern. Alle Anwesenden sollten aufstehen! Die Schauspieler wurden lebhafter. Der Wirt schwänzelte hier und dort und dankte gerührt für Rippenstöße, die Serry ihm verabfolgte. Nur der Heldenvater verfiel nicht dem allgemeinen Rausch; er wachte über seine Tochter, die sich nur mühsam der prinzlichen Liebkosungen erwehrte.

Der Marquis stand auf dem Tisch. Niemand hatte ihn hinaufsteigen sehen. Lächelnd stand er oben und mit der Grazie eines Griechengottes.

„Und dann kam die Sintflut!" donnerte er. „Und eine gewaltige Stimme rief: Liebet euch!"

Der Prinz hob die kleine Jeannette in die Höhe, küßte sie mit weinsatten Lippen und verlangte, sie solle tanzen.

„Nein," rief Serrys pathetischer Baß, „wo habt ihr euere Fetzen, Gesindel! Spielen sollt ihr! Mänadisch rasen! Wir werden euch fürstlich bezahlen!" Und mit Malquet rückte er die Tische zu einer Bühne zusammen. Prinz Aimé war mit dem Heldenvater um des Mädchens willen aneinandergeraten, deren Mutter, eine bernsteingelbe Hexe, der Marquis schmachtend hofierte.

„Meine Damen, meine Herren!" lud Ferry mit der Allüre eines Schaubudenbesitzers ein, half den Mädchen galant auf das improvisierte Podium und begann mit sprödem, stark alkoholisiertem Tenor zu singen. Dazwischen schrie er: „Introduktion!" — und nach einer Weile: „Vorhang!", obwohl gar kein Vorhang da war. Man drückte die Lichter aus; nur an der angedeuteten Bühne flimmerten noch zwei matte Kerzen. Die Schatten der Spieler zuckten gespensterhaft über die Wand; das Spiel bekam davon einen unerhört phantastischen Ausdruck. In den Fenstern kämpfte die blasse Nacht gegen das Dunkel.

Der Prinz hatte sich an den runden Tisch gesetzt, der im Zimmer allein noch freistand. Seine ausgestreckten Hände zirkelten beständig Riesenkreise auf der Platte, das Terrain völlig beherrschend. Flaschen und Gläser knixten, wie von einer Sense geschlagen. „Vorhang!"

Sie spielten eine ihrer belanglosen Tiraden, mit denen sie die Seine-Nester seit Monaten überzogen. Sie schlenkerten ohne Verve mit den Armen und redeten ganz monotone Worte. Der Geist und die Lust waren nicht dabei; diese seltsame Situation lag in ihren Gliedern, ihr ganzes Sprechen war nur ein Tönen. Aber sie fanden eine Antwort: aus der Nacht kam Murmeln und Rauschen, wie das Responsorium in hohem Dom — wie das verwirrte, ungeschulte Zusammensingen zahlloser Stimmen — wie das Heranziehen einer Riesenherde. Und wie es sich näherte, waren es Menschen, trabend, drängend, redend. Nur die Stimmen der Spieler in dem engen Raum waren etwas Klares, das über dem Rauschen schwamm.

Malquet gebot mit unnachahmlich souveräner Geste Ruhe. Die Schauspieler standen augenblicklich wie tote Puppen gegen die Wand; jeder lauschte den heranschwellenden Tönen; jeder sah gespannt in die graugrüne Nacht . . . Eine Horde Menschen, die nach Hunderten zählte, kam breit und ohne Ord-

nung herangeströmt. Das Rufen und Reden verstummte, erst die Spannung rückte den Schwarm dichter zusammen. Nur das Schrappen des Gehens war hörbar. Dann blieb alles still. Die Menschen hatten sich wie Soldaten zu einem Halbkreis um das Haus formiert. Ab und zu scholl ein Wort herüber, die Namen des Prinzen, Serrys, des Marquis, Malquets.

Malquet war der Einzige, der begriff. Er kannte Paris, Frankreich — wußte, welcher Sud im Volke gekocht wurde. Das Pulver hätte längst explodieren können. Also, jetzt war es soweit. Die Masse hatte kein Verständnis für eine fidele Hofhaltung. Schade, Malquet amüsierte sich gern. Er war total nüchtern. „Ausreißen!" flüsterte er, unritterlich, Serry ins Ohr. Aber Serry kapierte nicht und sah mit Innigkeit die bernsteingelbe Heldenmutter an. Die anderen drängten neugierig zur Türe. Der Prinz, auf einmal beweglich wie ein Aal, erhaschte die kleine Schauspielerin Jeannette und lavierte wie ein geschickter Feldherr zur Hintertüre. Der Alte hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Es gab ein Handgemenge, eine Verwirrung, ein Gegeneinanderstürmen. Niemand kannte sich aus, was eigentlich geschehen war, worauf alles hinauswollte. Schreie flogen hin und her. Neugier verfitzte den Knoten. Jemand riß dem Prinz den Degen von der Seite. Sekundenlang war alles still.

Der Prinz lag ausgestreckt am Boden, blutig, entstellt. Niemand wußte, wie es zugegangen war. Jeder sah, jeder war entsetzt. Der lustige, verliebte Prinz! — Aber rasch zerfiel die Stille wieder. Lärmend brach die Menge von draußen herzu. Sie wußte nichts von Zusammenhängen — einerlei. Sie ahnte aus dem verhallenden Geschrei eine Bedrängnis und legte sie sich nach ihrer Weise aus. Es gelang Malquet und dem fetten Wirt noch, die Türe vor der Meute zu sperren, die nun, betrogen, um die Fenster lärmte, die Nacht anschrie, drohte, Haß ausspie und grauenhafte Pläne erwog. Die Karosse des

Herzogs von Liancourt ging in tausend Stücke. Fenster splitterten. Die Türen klangen vom dumpfen Ansturm.

Erst gegen Morgen, als die Frühe sich schüchtern anzeigte, lief die Masse langsam auseinander. Nach geraumer Zeit wurde eine Türe geöffnet. Männer traten, spähend, ins Freie. Die Remise wurde aufgeschlossen. Man holte einen halbzerbrochenen Heukarren, man legte den Toten darauf. Dann trottete der seltsame Zug ins Morgengrauen fort: Die Herren, trübselig wie verprügelte Hunde mit hängenden Ohren. Nach Paris — nach dem Paris, das zu seinem blutroten 17. Juli erwachte. Starke Tageslichter färbten schon die Landschaft. Aber sie verblaßten unter dem maßlosen Schrei, den die Stadt ausstieß, unter dem Geheul der mordenden Menge, die ihren Sadismus durch den Morgen brüllte:

„Ah, il n'est point de fêtes,
quand le cœur n'en est pas."

Der kleine Totenkarren war lächerlich für dieses Paris.

(1912)

Der junge Marquis
Von
Max Krell

„... In der Nacht auf den vierzehnten April 1793 brannte das Schloß. Der Herr Marquis, die gnädige Frau Marquise und der junge Herr wurden gefangen und nach Paris gebracht ... Wir haben nichts mehr von ihnen gehört ... Gott schütze die Armen!...“

Dieses steht im Kirchenbuch von Sacré-Coeur zu Vernon sur Seine.

Reiter mit Fackeln kamen. Der Waldsaum hatte fahlen brandig roten Schein von dem flackernden Licht. Funkend verstob der Qualm um die Baumkronen. Es war ein schmaler, langgestreckter Schwarm. Bewaffnete, hitzig und in Leidenschaft.

In der Seine spiegelte sich knitterig das phantastische Bild.

Waldtiere sprangen in die Nacht. Dürre Zweige brachen. Stücke davon fielen in die schmutzigen Schneereste, auf mulmiges vorjähriges Laub. Dann waren nur die dumpfen Huflaute der Pferde da, unrhythmisch-rhythmisch, wirr, zügellos und im Feuer ...

Tiens!

Das Schlagen der Hufe wurde kürzer, rascher — zögerte — fiel ab ... fiel ab ... schlief ein ... Und es war eine Weile still.

Auf einmal brach es wieder los. Es griff nach allen Seiten. Der dröhnende Klang schlug durch die verzweigten Waldwege. Die Fackeln weckten überall stumpfen Rotschein. Rechts. Links. In der ganzen Breite des Waldes saßen sie wie schwelende Lampen zwischen den Bäumen. Da und dort verloren sie sich. Irrlichterten. Kamen wieder. Und blieben dann lange, lange fort.

Die Helle wuchs. Aber nicht, wie wenn der Tag kommt. Das Fackelrot floß in den Dunst hinauf. Der dunkle Himmel nahm die Farbe an. Die Fläche dehnte sich. Ueber dem Walde lag ein mächtiger lebendiger Schein. Ein verworrenes Sausen war in der Luft. Menschen hörte man nicht.

Das Dorf hockte geduckt zwischen Wald und Wald, scheu und klein, als habe der föhnige Frühling die Hütten an die Erde gepreßt. Dahinter düsterten noch einmal Bäume, alte dicke breitkronige Bäume. Und mitten in ihrem Schoß das Schloß ... ein glühender, wilder, roter, zuckender Körper ...

Es sind viele da, und der Marquis, der retten und bergen will, fleht sie an. Aber sie sind stumpf und glotzen in das Brennen. Andere hohnlachen. Sie weiden sich an der Verzweiflung.

Und dann greifen sie ihn. Sie binden ihn auf ein Pferd. Die Marquise muß in einen elenden Karren auf Holz und dreckiges Stroh, obwohl sie eine geborene Landrenne ist. Den jungen Marquis — einen hübschen Knaben von dreizehn Jahren — stoßen sie daneben.

Sie reiten. Der Karren humpelt dazwischen. Das himmlische Flammenrot verkriecht sich hinter dem Walde. Alle Helle schrumpft zusammen. Das Fackellicht funkt zurück zwischen den Bäumen — am Waldsaum — an der Seine hin. Und der schmale Schwarm reitet in die Nacht. Das Feuer bröckelt in sich hinein und ist nur noch matt und scheinlos, als Meilen fort ein anderer, glühender, wilder, roter, zuckender Körper aus dem Schoß der Bäume wächst.

Sie reiten ... Schüchternes Blau hellte den Himmel.

Auf den weiten zerstampften Seinefeldern hockten Scharen dumpfer Menschen, von einer äußeren Gleichgültigkeit, die nur auf einen Ruffunken wartet um megärisch zur Wahnsinnsflamme aufzubrennen. Die Menge hatte sich zum Klumpen, zur schmutzigen Masse gehäuft. Ihre Arme griffen im Halbschlaf erwartend nach Rache. Weinen von Kindern war umher.

Draußen am Ende der Straße bot sich etwas Dunkles.

Später sah man: auch ein Licht war dazwischen. Dann kam eine Biegung. Die Einheit löste sich, ausschwärmend, herantrabend. Reiter. Die Reiter mit dem Karren. Hinterher ein anderer Troß.

Diable! Sie kommen! Ja!

Wir haben Hunde gefangen! O sie sind schon ganz zahm. Wir werden ihnen noch die Zähne ausbrechen und die Finger abschneiden. Dann können sie unsere Brotwagen nach Paris ziehen. Diable! Brotwagen, Marquis! Nicht wahr, ihr werdet uns doch Brot zum Fraß geben, schöner Marquis!

Sie brüllten roh lachend.

Eine alte Vettel mit zottigen Haarsträhnen und zerlumpten Kleiderlappen spie in den Karren der Marquise. Der junge Marquis sprang herab und stieß seine kleinen Fäuste nach dem Weib. Man trieb ihn mit der Peitsche weiter durch den Kot in das weiche Feld. Er fühlte rinnendes Blut von den Schlägen.

Es kamen Nächte mit scharfem Frost. Die Tage schütteten prasselnden Regen. Schlamm spritzte um die zur Herde Getriebenen.

Es waren viele Gefangene. Die alten Damen saßen festgebunden auf armseligen Karren. Mit den jüngeren balgte sich der Troß und erzwang sich nächtliche Rechte in Ackerfurchen. Die Herren, die Marquis und die Grafen, wurden vor die Karren gespannt. Wie Schmeißfliegen bremsten die Mordbrenner um den Trupp. Toben, Fluchen, Schinden — wie es das Wetter, der Hunger, die Lust geboten.

Der junge Marquis zog an dem dritten Wagen. Er konnte den schmalen gebeugten Rücken seines Vaters ein Stück vor sich sehen. Seine Mutter fand er seit zwei Nächten nicht mehr. Er hatte gesehen, daß Strolche sich um sie stritten. Denn sie war schön.

„Sie werden dich schlagen," sagte das kleine Mädchen.

Er machte ein trotziges Gesicht und biß die Zähne in die Lippe.

„Ist dein Vater auch mit uns?"

Er antwortete nicht. Er sah geradeaus. Die feinen Brauen lagen in einer gewölbten Linie über seinen Augen.

„Und deine Mutter? Hast du noch eine Mutter?"

Er stampfte mit tapferen Schritten neben ihrem Karren her.

„Wie heißest du?"

Aber er tat, als hörte er nicht. Oder als wäre sein Name so etwas Fernes, Vergessenes, wie eine Geschichte, die er einmal vor vielen Jahren im Traume gehört.

„... Ich will nicht, daß sie dich quälen!" stieß er endlich durch die Zähne. Spähend wandte er sich um.

Ein Köter mit rasselnder Kette fuhr vom Wagen aus auf die beiden los.

„Poul, faß!" krähte die Stimme des Herrn Craland.

Herr Craland war spindelmager und ein Schneider aus der Provence. Er haßte die Adligen und hielt sich ein Sacktuch unter die Nase, wenn er einem begegnete. „Poul, faß! ..."

Wütend brach der Kläffer gegen den jungen Marquis los. Der konnte sich nicht wehren. Denn er ging im Zügel.

Er hörte Knechte über seine Mutter reden. Sie hatte noch einen Willen gegen ihre Zügellosigkeiten gesetzt. Da hatte man sie niedergestochen. Irgendwo am Straßenrande war sie gestorben.

Und dann war ein grauer Morgen da. Unendliche Nebelwände schichteten sich um den Zug.

Es hieß: Paris. Aber das Land war tot.

Der junge Marquis dachte, was er von Paris wüßte. Der König hatte dort gewohnt. Und die Eltern waren oft nach Paris geladen. Es mußte wohl sehr schön sein, schöner als

das alte Schloß in Vernon. Viele Lüster und Spiegelparkett. Diener: Zehnmal mehr als in Vernon. Und die Herren alle in prachtvollen Uniformen. Und die Parks, so groß und so voll duftender Blumen und gravitätischer Hecken — endlose Paradiese . . .

Ein dumpfes Brausen kam näher. Das war die Stadt.

Er sah einen quellenden, schwarzen Strom. Geschrei tränkte die Luft. Und die Straße zitterte. Er sah ein Tor, aus dem der Strom uferlos sich breitend auf sie zuschwamm. Es war auf einmal eine große Masse ringsum. Und er ein winziger Punkt unter allen. Aber man sah auch ihn. Man stieß ihn und schlug ihn.

Einer — es war Herr Craland — stieg aufrecht auf den Karren. Er faßte die Zügel. Mit einer langen, knotigen Peitsche hieb er auf die Menschenpferde. Ho —!

Der Triumphwagen des Herrn Craland hielt seinen Siegeseinzug.

Sie bluteten aus vielen Wunden. Sie bogen die Köpfe zu Boden. Schweiß rann in das Blut.

Der junge Marquis wagte einen verstohlenen Blick nach dem Kind im Karren. Es saß regungslos in einer Ecke mit großen Augen gegen Herrn Craland.

Die Mauern waren erschreckend düster und feucht. Wenig Licht lag umgittert in der Höhe. Sauliger Geruch durchpestete das Gelaß. Kot und Unrat waren seit zwei Wochen nicht entfernt.

Einzelne Kinder waren schon gestorben. Es mußte eine heimtückische Krankheit im Gefängnis umgehen. Man ließ auch die Frauen und Männer nicht zu den Kindern.

Sie saßen verängstigt auf den Strohbündeln, die ihnen hingeworfen waren. Tiens! Und nun Ruhe! Nein, nein, sie sagten gar nichts! Es war wie tot. Einmal schrie eins auf. Ein

Knabe, dem der Krampf den Körper schüttelte. Tiens. Die Bestie von Wächter schlug zu, bis das Wimmern kläglich starb. Still . . . nur ein Strohhalm raschelte . . .

Dann drang von irgendwoher, aus einer Zelle ein Schluchzen, leise nur. Aber weh, schmerzlich. Und verlor sich wieder.

Und dann dröhnte — ganz nahe — eine harte Faust gegen eine Tür. Und wie von wahnsinniger Not geführt, erhoben sich dumpf schlagende Fäuste, aus deren verzweiflungsvollem Takt nur immer der Schrei zur Freiheit brach.

Aber auch das Lärmen schlief ein.

Das truppweise Gehen von Männern klang. Man holte die Herren und Grafen.

In diesen Tagen fiel auch das Haupt des Marquis de Vernon.

Der junge Marquis saß auf dem nackten Stein. Stier. Leer die Augen. Man hatte ihm zugehöhnt: „Dein Vater hat keinen Kopf mehr! Chien, verfluchter!"

Sein schöner Vater . . .

Das kleine Mädchen strich ihm sanft über die wächsernen Hände.

Es mußte brennen irgendwo in der Stadt. Brandiger Geruch sickerte durch das kleine Fenster. Man hörte auch einmal Schießen. Lärm kam durch die Straßen. Johlen, Lallen, taumelndes Schreien betrunkener Männer.

Der junge Marquis kniete neben dem Strohbund. Er schlürfte dem kleinen Mädchen das karge Essen ein, das der Wächter ihnen vor die Füße geworfen hatte. Das für sie und das für ihn. Er aß nichts. Er gab der Kleinen alles. Er hatte schon ganz schmale durchsichtige Wangen. Seine Hände waren wie Seide zart. Und die Augen lagen groß und starr im Gehäuse der schweren Lider.

Die Kleine zuckte. Ein Krampf schnürte und preßte sich

durch die mager gewordenen Glieder. Und dann flog ein Schrei aus dem umschäumten Munde.

Hilflos tasteten die Hände des Knaben über das zitternde Gesicht, streichelnd und liebkosend.

Und noch einmal lief der gellende Schrei.

Ein Wächter stürzte herbei und schlug das Mädchen. Aber der junge Marquis warf sich über die Kameradin. Die Striemen furchten seinen Rücken. Das Schreien saß ihm am Munde. Er preßte die Zähne aufeinander. Und die Lippen ... die Lippen fanden den Mund des kleinen Mädchens, daß er verstummte in seiner rasenden Qual. Der Schrei war still und alles ... Da ging der Wächter.

Sie lag lange ohne Bewußtsein.

Der junge Marquis schlich durch den Raum. Er zog und zupfte Halme aus den Strohbunden. Er stahl sie und trug sie zusammen. Und deckte das Kind mit ihnen.

In der Nacht erwachte es. Aber die Sinne erkannten ihn nicht.

Am Morgen klangen wieder Donner und Schießen von der Stadt herein. Auf den Korridoren des Gefängnisses war viel Lärm, und dumpfer schwerer Schritt von Männern.

Der junge Marquis lag mit weit offenen Augen neben dem kleinen Mädchen. Er fühlte das Herzchen matt schlagen. Die kalten Hände hielt er ganz fest, um ihnen von seiner Wärme mitzuteilen.

Ein leises Zittern flog um die Lider des Kindes. Die Augen schienen, wie ein Frühling aus dem Eis, aufzubrechen. Sie lebten empor. Sie krochen aus ihren Tiefen mit einem himmlischen schönen Lächeln. Und der Mund fand wieder ein Wort ...

„François ..."

Und dann blieb es stumm. Stumm. Und die Lippen ver-

loren das letzte Rot. Die Augen bargen sich halb unter den Schutz der Wimpern.

Der junge Marquis fühlte, daß das Herzchen nicht mehr schlug.

Goldgelb stand der Tag über Paris. Und die Türme hatten funkelnde Lichter auf ihren Spitzen. In den Straßen war Stille und Frieden, wie an einem hohen Feiertag.

Der junge Marquis stand vor dem Tor des Gefängnisses. Er schritt die Stufen hinab in die Straße. Und die Straße nahm ihn und führte ihn in die Stadt.

Es war ihm alles wie ein schwerer Traum.

(1912)

Aus den Aufzeichnungen des Herrn von Bassompierre

Von

Curt Moreck

Nach jenen ersten Tagen des Thermidors, die mich um fast alle meine Freunde gebracht hatten, trug ich meine doppelseitige Maske mit kühlster Berechnung und kluger Sorgfalt. Hatte ich zuvor die polternde Art dieser revoltierenden Massen an der flüchtigen Dauer eines Weinrausches zu messen gedacht, so wurde mir nunmehr, da die Blitze in den Baum schlugen, der mich schützte, ins Bewußtsein gerufen, daß es doch nicht ratsam sei, wie ein Kind mit dem Feuer zu spielen und zu lächeln, wenn die Flammen in schönen seltenen Reflexen schlugen. Ich wäre nach diesen Erwägungen allein schon in die verhaßte, ekelhafte, aber bei dieser Narrenorgie einzig gefahrlose Larve eines Sansculotten geschlüpft, wenn nicht ein Vorgang meine Wandlung beschleunigt hätte, ein Vorgang, der für mich ebenso peinlich als plötzlich und überraschend hätte enden können; mein Kopf, dessen geistige und sichtbare Vorzüge meine Freunde und ich stets geschätzt, lief dabei Gefahr, vom Rumpf getrennt und von irgendeinem schmutzigen Kerl der Gasse in einen unsaubern Sack gesteckt zu werden. Aber zu meinem großen Glück, dessen Göttin sich mir geneigt bewies, wurde mein Haupt vor einem derartig peinlichen Schicksal bewahrt. Also, ich wurde verhaftet. Der Zwiespalt der Parteien, die mich richten sollten, rettete mich. Ich mußte mein kostbares Leben zwischen ihnen hin- und hergezogen sehen, wie ein Laken, von dem jeder möglichst viel haben möchte und das doch keiner dem andern gönnt. Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, dem Präsidium der in Mehrheit vertretenen Partei in meiner sachlichen Beantwortung seiner Fragen zufällig einen unbeabsichtigten Dienst zu leisten, indem ich durch meine Aeußerungen die gegnerischen Schreier bloßstellte und der Lächerlichkeit preisgab. Jene nun, deren Beifall meine Worte gefunden, bemühten sich, mich zu einem „Manne des Volkes" zu stempeln und mir Gesinnungen unterzuschieben, die sich in meinem Gefühl

ausmachten wie ausgekautes Brot auf einer Silberschüssel. Trotzdem, ich wurde zu einem unschuldig Verfolgten erhoben, und da es mir mein geliebtes Leben rettete, ließ ich's widerspruchslos zu. Meine nunmehrigen Verteidiger sprachen sich selbst in heißwangige, schweißtriefende Begeisterung und schwelgten in den unentwirrbaren Verzwicktheiten ihrer holprigen Satzgebilde. Ich meinerseits ergriff den mir einmal hingereichten Strick mit der festen Absicht, ihn ohne Notwendigkeit nicht fahren zu lassen; sonst hätte die Guillotine den schöngesteiften Spitzen meines frischen Jabots keinen Respekt entgegengebracht und sie mit der klebrigen, roten Tunke verdorben, die gerade in diesen Tagen reichlich floß. Ich sprach dann selbst, wie man von mir zu wünschen schien, noch einige Redensarten, in denen das Wort „Volk" mehrmals zu schöner, wirkungsvoller Betonung gebracht wurde, und die in dem Ausdruck „Freiheit" gipfelten und ausklangen, was allen sehr zu gefallen schien. Im übrigen war mir das beiläufig Geäußerte so gleichgültig, daß es mir bereits gänzlich entfallen ist. Immerhin hatte ich den verfolgten Zweck erreicht; und indem ich mich selbst rettete, konnte ich meinen Freunden gute Dienste leisten. Zudem freute es mich, so unvermutet den Faden wiedergefunden zu haben, den ich schon abgeschnitten glaubte. Ja, ich entsinne mich, daß ich in der Nacht vor meiner Verhaftung einen Traum hatte, der mir den nahen Tod verriet; vielleicht freute es mich auch, daß mein Traum nicht recht behielt. Die andern, die meine Gefährten gewesen, traf noch vor Abend des Tages, an den zu erinnern es sich doch immerhin lohnt, das fallende Beil.

Nun ich freigelassen, war ich wieder vor allem der Egoist, und sah in allen Geschehnissen, die um mich auf- und abwogten wie die Wasser eines angeschwollenen Stromes, sah in all dem nur die lärmende Ouvertüre einer polternden, langsam verrauschenden Komödie, von einem miserabeln Musiker,

der sich auf die Geigen nicht verstand, angestimmt, — eine Komödie, in deren Verlauf eine Menge von darstellenden Figuren mich durch den sonderbarsten Wechsel ihrer Maskerade entzücken sollte. Manche zeigten in der endlichen Entkleidung eine armselige Nacktheit.

Die launenhafte Willkür meiner Beschützer ließ sich nicht dabei genügen, mir den Genuß des Lebens auf eine ungewisse Zeitdauer verlängert zu haben, sie belud mich auch noch mit einem, wie man mir versicherte, ehrenhaften und auszeichnenden Amte, durch dessen Beleihung man mir ein großes Vertrauen beweisen wollte. Aber ich kann sagen, daß es mir nur Unbequemlichkeiten eintrug, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß man mich auf diese Weise prüfen und unter Aufsicht nehmen wollte. So war ich also doppelt auf der Hut.

Trotz aller Gefahr, die sich damit verband, wäre es mir nicht möglich gewesen, in Zukunft auf den Verkehr mit meinen Standesgenossen zu verzichten. Ihre Zusammenkünfte fanden in der Nacht und in äußerster Verborgenheit statt. So oft als möglich wurde der Ort des Zusammentreffens gewechselt, die Vorkehrungen mit größter Heimlichkeit betrieben. Immerhin war uns die Mehrzahl unserer Dienerschaft treu und ergeben geblieben, so daß wir mit ihr rechnen konnten, ohne von dort Verrat zu fürchten. Ich versäumte nach Möglichkeit keine dieser nächtlichen Gesellschaften. Stand für die Nacht ein solch geheimes Fest in Aussicht, so schrie ich am Tage dreimal so oft und so laut „Freiheit", nannte den gemeinsten und schuftigsten Kerl der ganzen Bande „Bruder", und nicht der Schatten eines Verdachts wäre an mir haften geblieben. Ich agierte ein reizvolles, amüsantes Doppelspiel. Wenn sich dann die Röte des Abends verdunkelte und die Nacht den schwarzen Sack zuzog, in dem sie sich ein seltsames Gemenge von Dingen und Geschöpfen eingefangen hatte, dann brauchte ich nur dem lauten, angeregten Schlagen meines

Herzens nachzuhorchen, um die verabredete Stunde nicht zu verfehlen. Die Stunden, die dann folgten, ließen mich alles Vorgefallene vergessen, denn bei diesen Arrangements durfte nichts an die gewaltigen Umwälzungen gemahnen, die den ebenen Tanzboden des alltäglichen Lebens durchfurcht hatten. Die Heimlichkeit und die Gefahr, die sich mit solchen Zusammenkünften verknüpfte, vermehrte ihren köstlichen, üppigen Gehalt um einen nicht unwesentlichen Reiz. Die Chevaliers gaben sich wie ehemals mit der reizendsten Unbefangenheit ihren Launen und tändelnden Torheiten, der Passion des Spiels und der Spielereien ihres Geistes, die Frauen der Liebe und den Zärtlichkeiten der Alkoven hin; ja, die heftige Leidenschaft trug Begehren, sich in einer einzigen Umarmung gänzlich zu erschöpfen; konnte doch in jeder Stunde der Untergang hereinbrechen, der die reichste Quelle versiegen machte, die brennendste Lippe unempfindlich für den Kuß und den erregt atmenden Körper starr und kalt wie ein Stück Marmor. Wußte doch niemand, ob diese Stunde nicht die letzte sei. Wie sich das Blut und das Leben rührte, wenn einem mitten im Genuß der Gedanke anflog, daß am nächsten Morgen vielleicht sein feuriges Blut die Morgenröte beschämen möchte. Wir lebten in diesen Tagen die uns vom Schicksal geschenkte Daseinsfrist mit der Hast jener, die einen Brunnen leerschöpfen, wenn der Brand ihnen schon das Haar sengt; wir, die wir den furchtbaren Auslesern noch zwischen den blutigen Fingern hindurchgeglitten waren. Und ich erst! Ich setzte ein Leben fort, das schon einmal aufgehört hatte, diesen prunkvollprächtigen Namen mit Recht zu führen. Ich war über den Tod wie über einen Graben gesprungen und hatte ihn noch einmal um sein Teil betrogen; durfte ich das doch nun doppelt verschwenden, was mir geschenkt worden war, meinem Schicksal zu Dank. Und ich kann sagen, daß ich in diesen Tagen nicht gesäumt habe, zu leben.

Einige der letzten Nächte hatten uns im Hause des Vicomte des Grieux vereinigt. Sein Anwesen lag überaus günstig und ein dunkler, etwas verwilderter Park umhegte es. Von einer blindergebenen Dienerschaft betreut, bot es die größte Sicherheit vor Spähern und unglücklich-verräterischen Zufällen. Mit Ungeduld erwartete ich jedesmal den Tag, an dem mich ein Billett dorthin berief, ein Billett, das mit nur mir verständlichen Buchstaben bedeckt war. Keines von meinen Lieblingsbüchern, die mir der Zufall bewahrt hatte, konnte mich dann fesseln oder ablenken. Ich brannte voll Unruhe der Stunde der Absprache entgegen. Ich ging umher wie ein Knabe, der in seiner ersten Verliebtheit steckt. Der Grund zu diesen Absonderlichkeiten, mit denen ich von der gewohnten Bahn meines kühlen Gleichmaßes abwich, war in den Liebreizen einer Frau zu suchen, die ich zuvor nie, am ersten Abend bei dem Vicomte zuerst sah. Es war eine Frau von Argenteuil, die sich Gabriele nannte und deren Gatte bei einer Zwistigkeit mit den Bauern seines Gutes umgekommen war. Ich hätte beinah nach dem ersten Handkuß, der allerdings die Dauer der Zeremonie um ein Erhebliches übermaß, die Unbesonnenheit begangen (die ich mir nie würde verziehen haben), nicht von ihrer Seite zu weichen und für die Dauer des nächtlichen Festes im Bereich ihrer Stimme und ihrer Augen zu verweilen. Diese Frau machte sich mit einem Male zum Mittelpunkt unserer Veranstaltungen. Sie unterjochte uns ihren Reizen, sie beherrschte uns mit dem Zauber ihres bezwingenden Wesens. Sie lockte mich ungemein und ich setzte alles daran, sie für mich zu gewinnen; aber meinen wortlosen Werbungen entzog sie sich mit spielender Grazie, im Scherz huschte sie darüber hin. Lächelnd und lockend entglitt sie mir, meinem Tasten und Greifen entwand sie sich, indes ihre Augen allerwärts Verheißungen leuchteten. Die Wut eines Knaben hatte sie mit ihren Spielereien in mir ent-

facht, die Wut eines Knaben, der zu zerstören trachtet, woran seine Ohnmacht sich offenbart. Ich trug dieser Frau etwas wie Zorn nach, dafür, daß ich höhnisch enttäuscht ward, wo ich angesichts des Triumphes meine Sicherheit außer acht gelassen. Wo ich mit solcher Gewißheit gehofft hatte, mußte ich leer ausgehen. Dieser Gedanke peinigte mich. Meine Ungeduld wuchs zur Unruhe. Da kam es, daß ich in einer Nacht, als wir uns eben trennen wollten, einen Augenblick mit Frau von Argenteuil im Korridor des Hauses allein war. Ich legte ihr den Pelz um die Schultern. Als ich mich dabei zu ihr beugte, flüsterte sie mir in nicht mißzuverstehenden Worten die seligste Verheißung ins Ohr, die zu hören mich überaus glücklich machte und auf die ich, hoffnungslos, wie mir schien, seit langen Tagen bereits gewartet hatte. Zugleich reichte sie mir einen zierlichen Schlüssel, der an einem blauen Seidenband befestigt war und den sie aus den Falten ihrer Schnürbrust hervorgeholt, preßte ihn mir in die Hand und schritt, ohne mich weiterhin eines Wortes zu würdigen, davon. Ich triumphierte, aber mit dem Lächeln um ihren Mund hatte sie auch diesen Sieg auf ihre Seite gezogen. Ich möchte gestehen, daß ich einen Augenblick verwirrt auf dem Fleck stehen blieb, wo sie mich verlassen. Sie stand auf der Schwelle der Saaltür, wo das Kerzenlicht eine goldene Linie um ihre prächtige Figur zog, und sprach, den Kopf zurückgeworfen, halbleise zu dem Vicomte des Grieux. Auf ihrem Atem schwammen alle Worte mit einem berauschend narkotischen Duft wie Blumen, die auf einem Strudel treiben. Ich wartete nun den nächsten Abend ab; doch hinderte mich die langanhaltende Dämmerhelle dieser Hochsommertage, so frühzeitig, als ich wünschte, das von der Madame bewohnte Haus aufzusuchen. Den ganzen Tag hatte ich auf den Feldern vor Paris zugebracht; ich wünschte mir ein Pferd wie ehemals zwischen die Schenkel, auf ihm durch die schönen Gehölze

der Umgegend zu jagen. Ein frischer, herber Geruch von Laub und Luft flog dort den Kleidern an und den Wangen ein unvergleichliches Rot, ein Rot, das an Zartheit die beste Schminke übertrifft. Ich war unfähig, etwas zu beginnen. Unbenutzt ließ ich die Stunden verstreichen, was gegen meine Gewohnheit ist, da ich Wert darauf lege, daß der Niederschlag meiner geistigen Betätigung in einer guten, einwandfreien Form auf die Nachwelt komme, und ich aus diesem Grunde ein tätiges und arbeitsames Leben führe. Wie gesagt, ich warf an diesem Tage jede Stunde wie eine ausgepreßte Traubenhülse beiseite, um endlich zu der einen zu gelangen, die mir den Rausch versprach. Unzufrieden und mißmutig war ich, haderte mit der Sonne, daß sie sich nicht zur Ruhe bequemen mochte und der Nacht die kostbaren Stunden stahl. Ich ohrfeigte einen Gassenbuben, der mir im Wege war, als ich um eine Ecke bog, was mir eine Anzeige wegen Beleidigung der Volksgemeinrechte hätte eintragen können.

Aber gottlob, es wurde Abend. Ich drückte meinen Hut tief in die Stirn und zog meinen weiten Jakobinermantel fest um die Schultern, als ich die Rue de Cléry hinaufging und mich dem Hause der Frau von Argenteuil näherte. Ich trug meine weißen Strümpfe und die enge seidene Kniehose, zwei Dinge, deren ich mich so wenig entwöhnen konnte als des Puders, obschon ich sie stets unter den schlotternden Pantalons der Revolutionäre verbergen mußte. Ich kam vor das Haus, das mir bekannt war. Durch einen dunkeln Torweg, in dem es sehr zugig war, fand ich mich zu einer Tür hin, in die mein Schlüssel paßte. Dahinter öffnete sich wieder ein Gang voll Dunkelheit, seitwärts führte mich eine Treppe hinauf und vor eine angelehnte Tür, die in ein schwach erleuchtetes Gelaß ging. Ich hatte mich dort kaum umgesehen, als eine kleine, auf hohen Stöckelschuhen tänzelnde Person mich aufforderte, ihr in ein am Ende des langen Flurs ge-

legenes Gemach zu folgen. Sie trug eine flackernde Kerze vor mir her, ich schritt hinter ihr. Ich schaute flüchtig in ein Spiegeloval, das der Kerzenschein traf, und bemerkte in meinem Gesicht ein Lächeln, von dem ich nichts gewußt hatte. Es bewies mir, daß ich sehr zufrieden war mit mir und den Umständen. Ich trat durch eine geöffnete Tür, die hinter mir zuschlug; die Kerzenträgerin war verschwunden. Ein Windschirm verstellte mir den Blick in das Zimmer, das mäßig erhellt war. Als ich vortrat, stand ich Madame gegenüber, die auf einem Halbsofa mit niederer Lehne ruhte. Ihr Gewand aus Spitzen und feinstem durchsichtigen Linon war an den Seiten von Goldschnüren gerafft. Sie sah mich aus den halbgeöffneten Lidern an und hatte ein überaus feines und seltenes, ich möchte sagen schalkhaftes Lächeln für mich bereit, als mein Auge an ihr vorüber nach dem pomphaften Aufbau des übermuschelten Bettes schlüpfte. Welcher Reichtum von Spitzen schäumte dort über seidenen Decken! In dem Spiegel, der die Wand hinter Madame bekleidete, bot sich mir ein Bild von fesselnder Schönheit. Ich möchte behaupten, daß ihre Schultern, die ich dort zu erblicken die Gunst genoß, die vollkommensten von Paris waren. Von gleicher Vollendung war der Hals und der Ansatz des Rückens. Dieser geschliffene Kristall plauderte beredter als eine Zunge, selbst die eines Dichters es vermocht hätte, von den geheimen Schönheiten Madames, und er würde das Letzte gekündet haben, hätten die übrigen Dinge inmitten ihres lockenden Verrates innegehalten. Ich selbst hatte Gelegenheit, in diesem Spiegel, der in breite goldene Fruchtschnüre gerahmt war, meine Mienen zu kontrollieren und jeden Ausdruck zu überwachen, jede Steigerung meines bewegten Freudengefühls auf einen bestimmten Grad zu dämpfen, um bei Madame nicht das Gefühl eines leichten Sieges aufkommen zu lassen. Ich wollte keineswegs als ein Verliebter erscheinen; vielmehr

kühl, tändelnd ihre Gunstbezeugungen hinnehmen dafür, daß sie mein Begehren, meine Leidenschaft wie einen bunten Federball scherzend in wirbelnder Schwebe gehalten hatte.

Madame rückte mir mit ihren rosigen Fingern einen leichten Stuhl bereit. Ich saß bei ihr nieder. Auf dem Teppich, der ein lichtes Fruchtmuster zeigte, berührte mein Fuß den ihren, der mit hochrotem Strumpf bekleidet in einem entzückenden Pelzschuh steckte.

„Sie kommen spät, mein lieber Freund," begann sie und zupfte an einer zurückgefallenen Spitze. „Verschwenden Sie in einer Zeit, wo das Zifferblatt für uns eine Lächerlichkeit ist, so sorglos die Stunden?"

Als ich ihr von gebotener Stunde sprach, entgegnete sie: „So billig also erkaufen Sie sich diese Stunde mit mir!? Nicht einmal mit der Möglichkeit einer Gefahr wollen Sie bezahlen? Das ist wenig, mein Freund, sehr wenig."

Ich nahm mir heraus zu bemerken, daß jeder Mann, der zu einer schönen Frau gehe, wenn sie weder seine Gattin noch seine Schwester, mit einer unbekannten Gefahr zu rechnen genötigt sei; darauf aber lenkte ich das Gespräch ab. Es freute mich, Madame zu langweilen und ein wenig zu quälen. Ich glaubte mir diese Genugtuung schuldig; mochte sie darin die Revanche für das Spiel erblicken, in dem sie mich mutwillig zum unwilligen Gegenspieler gemacht hatte; denn daß sie es dennoch verloren, das allein söhnte mich nicht aus.

So trieb ich unser Zwiegespräch durch die geschorenen Alleen der Literatur, wo ein Baum wie der andere ist, mit derselben Schere nach demselben Muster zugeschnitten; an der Kunst des ölriechenden Pinsels und der gescheckten Palette vorbei endlich in den Kühlraum der Mathematik. Was kann es für eine Frau in dieser Lage Furchtbareres geben als Mathematik! Madame spielte unwillig an den Schnüren ihres Kleides, die sich öffneten. Endlich verzieh ich ihr und

erlöste sie von der Qual meines Gesprächs. Ich ließ die Maske meiner berechneten Kühle fallen, indem ich ein Knie vor ihr bog und sie meine „Göttin“ nannte.

Sekunden konnten kaum vergangen sein; wir hatten nicht das Herannahen von Lärm gehört, und doch wurden plötzlich draußen auf der Straße Stimmen laut. Es war das Geräusch einer unruhig drängenden Menge; ein gedehntes Gemurmel, vereinzelte Schreie, Flüche von Männern und Weiberkreischen, die furchtbare, sinnlose Musik der Revolution. Ohne Zweifel befand die Horde sich vor dem Hause der Argenteuil. Während ich darauf wartete, daß sich der Lärm entfernen würde und mir die Stunde nicht stören möchte, wurde er deutlicher und eindringlicher, ja, es unterschieden sich sogar vereinzelte Rufe gegen Madame, die das Haus bewohnte. Noch indes wir lauschten, ich hatte den um Madames Hüfte gelegten Arm nicht zurückgezogen, noch indes wir so bestürzt lauschten und unwillkürlich den Atem anhielten, brachen Äxte schon mit rohen Schlägen die untern Türen. Madame lies mich los. Ihre Wangen und Lippen, die eben noch geglüht, wurden bleich und sie schloß ihr leichtes Gewand bis an den Hals hinauf. Sie wußte, was uns gewiß war, und sie erwartete es mit bewunderungswürdiger Haltung. Jetzt schollen aus den unteren Gängen Schritte und das Gepolter der Eindringlinge. Madame setzte sich in eine gemessene Haltung zurück. Mit einer Stimme, die kaum bebte, sagte sie zu mir: „Ich wußte, was mir bevorstand, mein Freund. Man hatte mich gewarnt. Aber ich wollte mich Ihnen zuvor noch einmal freundlich erweisen. Ich wollte noch einen Zweck erfüllen, bevor man mit mir nach der gewohnten Weise verfuhr. An Flucht war nicht zu denken, und Sie wollte ich zeitig genug entlassen, so daß Sie mein Schicksal nicht zu teilen brauchten. Ich bedauere, man hat sich verfrüht. Für uns beide bedauere ich; durch Ihre Schuld ist uns

eine schöne Gelegenheit entgangen. Sie verlegten Ihr interessantes Gespräch in eine unrechte Stunde ..." Madame trat vor den Spiegel und ordnete sich das Haar, wobei sie ein halb schmerzliches, halb ironisches Lächeln nicht verlor.

Ich begriff und nahm den mir entfallenen Mantel hastig um die Schultern. Das eingedrungene Volk begnügte sich damit, vorerst die unteren Räume auszurauben und zu verwüsten. Ohne daß ich danach gesucht hätte, bot sich mir ein in die Wand eingelassener Garderoberaum zum Versteck; denn es lag nicht in meiner Absicht, das Schicksal Madames zu teilen, wenn es sich umgehen ließ. Ich habe mich immer zu größter Rücksicht gegen meine Person verpflichtet gefühlt. Der Gobelinverschluß besagten Gelasses war halb zurückgezogen, und ich bemerkte in der Eile einen Wust von Morgengewändern, Pudermänteln und Röcken, deren weiches, duftiges Verlies mich bergen konnte, bis sich irgendeine Gelegenheit bot, mein Versteck auf unauffällige Weise zu verlassen.

Ich trat noch einmal flüchtig zu Madame, ihr die Hand zu küssen und mich zu verabschieden. „Verzeihen Sie," sagte ich, „wenn ich jetzt etwas tue, was Ihnen in diesem Augenblick als Feigheit erscheinen mag. Sie werden mir zürnen, daß ich nicht so handle, wie Sie erwarten, Madame. Aber zürnen Sie nicht, denn morgen werden die Dinge anders aussehen als in dieser ein wenig schwierigen Stunde. Und Sie werden mir danken, daß ich Sie wenigstens nicht enttäuscht habe. Leben Sie wohl; ich weiß das Vergnügen Ihrer Freundschaft zu schätzen. Sie haben mich von neuem von der Unschätzbarkeit des Lebens überzeugt. Ich danke Ihnen, Madame."

Damit drückte ich mich hinter die Gardine und wartete, denn der Lärm wälzte sich auf die einzige Tür des Zimmers zu. Für jeden Fall versicherte ich mich meiner Pistole, die ich

stets bei mir trug. Von draußen wurde an die Tür gepocht, dann diese durch einen Eisenstab erbrochen. Eine Menge Volkes der Gasse drang johlend und unverschämt hinter einem Kommissär der Republik in das Zimmer und erfüllte es bald mit seinem schlechten Atem und dem Geruch der Armut und des Schmutzes. Der Beamte verlas Frau von Argenteuil den Befehl ihrer Verhaftung und hieß sie ihm in den bereitgehaltenen Wagen folgen, der sie in die Conciergerie bringen sollte. Der Mann verfuhr ungemein freundlich mit Madame, und sein Benehmen schützte sie vor Anpöbelungen der Rotte. Ohne ein Wort der Entgegnung, die Lippen kraus und hochgezogen, ein parfümiertes Tuch unter die Nase gedrückt, schritt sie durch den Haufen. Ihre Augen richteten sich von den Gaffern ab, über sie weg, und sie behielt das erstarrte Lächeln um den Mund.

Nun bemächtigte sich die Menge des verlassenen Gemaches; in wüster Zerstörungslust brach sie von Wänden und Möbeln die goldenen Leisten und zerbrach die Spiegel und die Gefäße auf dem Toilettetisch. Eine betrunkene häßliche Vettel wälzte sich auf dem Bette herum und ein rothaariger Bursche stülpte die Spitzenhaube der Argenteuil über seinen schorfigen Schädel. Ein greiser Vagabund zerschlug ein Flakon Eau d'Espagne, das er nicht zu öffnen verstand, und soff die duftende Flüssigkeit, die er wohl für einen wohlschmeckenden Likör gehalten, aus den Scherben, wobei er sich in seiner Gier die Zunge zerschnitt. Die feisten Amoretten des Betthimmels flogen zerbrochen durchs Fenster hinaus und kugelten mit abgestoßenen Nasen über den Boden.

In einem günstigen Augenblick schlüpfte ich aus meinem Verschlag heraus und mischte mich unter den Pöbel, dem bald auch mein Verlies verfallen war. Man trat die Spitzen, die Madames schöne Figur umkleidet hatten, mit Füßen. Gierige Weiber rissen sich um die Fetzen und legten zerfetzte

Stücke der Gewänder um. Aus einem Haufen zerbrochenen Geräts las ich mir ein Andenken an Madame von Argenteuil und mein Erlebnis mit ihr auf. Es war ein seidenes Strumpfband mit einer Schließe aus Rosenquarz, dem ihr Monogramm eingegraben war.

Als die wüsten Menschentiere zerstörungssatt abließen und abzogen, neuem Raub entgegen, blieb ich noch einen Augenblick zurück. Es schien mir nicht geraten, mich dem Haufen anzuschließen. Durch die zerscherbten Scheiben und die aus den Angeln gehobene Tür ging der Wind. Auf der zerbrochenen Goldleiste eines Stuhles pendelte gleichmäßig ein hochroter Strumpf.

Ich verließ die traurige Stätte; aber auf der Treppe kehrte ich um und schob den Strumpf zu dem Band mit dem Rosenquarz in die Tasche. Gott, man ist zuweilen sentimental...

Damals arbeitete ich gerade die handschriftlichen Fragmente einer „Enzyklopädie“ aus und ordnete die losen Blätter einer „Mathematik“, zwei mehr oder minder vollständige Manuskripte, die ein junger geistreicher Freund mir hinterlassen, als eines jener frühzeitigen Massakres seinen blonden Kopf zu einem Pflasterstein im blutigen Wege der Egalité machte. Ich hatte darum wenig Zeit, an das Schicksal der Madame von Argenteuil zu denken, denn meine Arbeit nahm mich sehr in Anspruch und forderte restlos alle meine Gedanken. Doch sollte mir Madame bald wieder ins Gedächtnis gerufen werden.

Es ergab sich bald für die zur Zeit führende Partei die Notwendigkeit, ein neues Dekret durch eine entschiedene Anwendung nachdrücklich zu bekräftigen. So entleerte man denn die Gefängnisse, um eine grausame Theorie in schändliche Aktion umzusetzen, indem man den ruchlosen Mord in ein trockenes System faßte.

Zu einem solcher Blutgerichte, die dem Pöbel die Zahl der

aus dem Kalender getilgten Feiertage ersetzen mußte, ward ich, der Pflicht meines Amtes zu genügen, hinbefohlen. Die Reihe der Verurteilten war so groß, daß man den Beginn dieser Schlachtung auf eine frühe Stunde zwischen Nacht und Morgen angesetzt hatte. Da man nur meine Anwesenheit und keine Tätigkeit von mir verlangte, steckte ich einige Bogen der zu bearbeitenden Manuskripte zu mir in die Tasche, die mich von der brutalen Handlung ablenken und zerstreuen sollten. Die rohe Art dieser Abschlachtung war mir im Innersten zuwider und es hätte der in meinen Augen aufflammende Haß mich meinen Genossen verdächtigen können. Denn manchen Freund, manchen guten Bekannten sah ich vor mir die Stufen ersteigen. Es kostete mich dann, das ist gewiß, mehr Mühe, mich zu beherrschen, als es Mut gefordert hätte, mich als Aristokraten zu bekennen.

Ich fand mich an diesem Morgen zeitig genug auf dem Grèveplatz ein, um mir einen Sitz zu sichern, der ruhig und abseits lag, von dem aus ich die Geschehnisse möglichst unbeteiligt und gleichgültig sich vollziehen lassen konnte. Ich saß da wie ein Mönch im Karneval. Zuweilen flog ein Gruß zu mir herüber, aber wenn ich aufsah, war ein fremdes Gesicht da, das mir weit fort dünkte. Ich war sehr zerstreut. Von den zerknitterten Blättern meines Freundes las ich Worte, aber sie lösten keine Vorstellung in mir aus, und zusammengefügt ergaben sie mir keinen Sinn. Um mich brauste es, und aus dem Brausen brach zuweilen ein harter Schrei, manchmal ein Ruf. Die auf dem Platz herumlagernden Banden johlten und schrien. Wenn das Messer auf dem Gerüst heruntersauste, brüllten sie aus heisern Branntweinkehlen. Der Schweiß ihrer gemeinen Begeisterung stank über den Platz.

Ich schaute einmal auf und sah zwischen zwei wüsten Kerlen einen Jüngling stehen. Er trug einen Anzug aus bestickter Seide, dem gleich, in den ich selbst mich noch vor wenigen

Wochen gekleidet. Hatte dieser junge Mensch mir nicht an einem der unlängst vergangenen Abende zur Seite gesessen und mir elegant, erregt und entflammt von seiner ersten Leidenschaft geplaudert!? Ich sah ihn noch einen Augenblick, dann tauchte er unter in der Gruppe seiner Henker; ich dachte schon nicht mehr an ihn, obschon unsere Blicke sekundenlang gekreuzt gelegen wie zwei spielende Klingen. Vielleicht verachtete er mich, daß ich hier unten saß und nicht neben ihm stand da oben. Ich verzeihe ihm das, denn er war noch sehr jung und ein wenig unbesonnen.

Ich beschäftigte mich nun damit, mit meinem Stock geometrische Figuren in den Sand zu zeichnen, die mir die Analysen aus dem Manuskript meines Freundes illustrieren sollten. Es war feiner grauer Sand angeschüttet, das Straßenpflaster vom Blut sauber zu halten. Ich quälte mich mit einer gebrechlichen Theorie und war sehr eifrig, so daß ich meine Umgebung gänzlich vergaß, zudem ich ihrer wenig achtete. Es mußte der starke verlangende Blick eines Menschen gewesen sein, der mich derartig zwang, abermals meine Aufmerksamkeit dem verhaßten Schauspiel zuzuwenden. Unweit von mir, wo sich die Kette der Todgeweihten hinzog, näherte sich Frau von Argenteuil den ersten Stufen des Schafotts. Ihr Wille und Blick mußte es gewesen sein, der mich aufzusehen gezwungen. Ich war augenblicklich verwirrt, ihr hier zu begegnen. Wollte sie sich von mir verabschieden? Wollte sie mich vielleicht gar verraten? Nein, das war es nicht, das wollte sie nicht! Sie wollte mich damit grüßen; sie wollte mir gefallen. Sie war eine Frau, daran änderte auch der nahe Tod nichts. Ich suchte ihren Blick einzufangen, aber er entzog sich mir nun. Vielleicht fürchtete sie sogar eine Unbedachtsamkeit meinerseits, die mich den Revolutionsmännern hätte verraten können. Sie wußte nicht, zu welchem Schauspieler mich mein Schicksal gemacht hatte. Es schien ihr zu genügen,

sich und mir ihre Macht über mich noch einmal bewiesen zu haben; nun verwarf sie die Gegengabe meines Blickes und entzog sich einer letzten Vereinigung der Gefühle. Wie stolz war sie, auch in diesem Augenblick!

Sie war sehr kostbar gekleidet. Man hätte den Eindruck gewinnen können, sie komme zu einem Fest. Sie trug noch die Perlenschnüre in der hohen Frisur, das dünne Goldkettchen mit dem Amulett des Liebesgottes um das freie Fußgelenk, an Kinn und Wange das schwarze Schönheitspflästerchen. Sie schien in ihrer Gefangenschaft nicht übel behandelt worden zu sein. Solange sie aufrecht stand, wandte ich keinen Blick von ihr. Obschon sie bis in die Lippen bleich war, lächelte sie ein hochmütiges, unvergeßliches Lächeln. Welche Haltung, bei Gott! Als der Henker sie auf das Brett niederdrückte, ließ ich meinen Hut zu Boden gleiten und bückte mich danach, um das Fallen ihres Hauptes nicht sehen zu müssen. Da ich mich wieder aufrichtete, stand schon ein nächster an derselben Stelle bereit, mit Gelassenheit und Kälte den unabwendbaren Tod entgegenzunehmen. Ich sah, daß die knotigen Hände des Henkers, die seinen Kopf ein wenig zur Seite rückten, mit gestohlenen Juwelen geschmückt waren, wie das Staatskleid weiland Majestät Ludwigs, meines verehrten Herrn.

Während ich da saß und den grauen Boden anstarrte, zwang das Bild dieser Frau meine Gedanken, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie hatte die tragische Rolle, die der blutgierige Volkswille ihr aufgenötigt, stark und wahrhaft bewundernswert gespielt. Ich bedauerte sehr, einmal eine Stunde durch ein ungelegenes Gespräch versäumt zu haben. Aber nichts mehr davon; ich habe eine starke Abneigung gegen sentimentale Reflexionen.

Mit der „Enzyklopädie" wurde es für diesen Tag nichts mehr, mit der Mathematik noch weniger. Ich war zerstreut,

aufgeräumt, und litt noch am nächsten Tage unter diesen störenden Einwirkungen. Es gelang mir, wenigstens ein paar Rondelle zu verbessern und ein paar unreine Reime darin durch wohllautende zu ersetzen; damit verging der Nachmittag. Abends mußte ich mit einigen Ausschußbeamten zusammen speisen . . .

Daß ich übrigens nicht vergesse, dieses Erlebnis mit Frau von Argenteuil in meinen Memoiren zu bemerken. Ich würde bedauern, wenn es doch geschähe . . .

Nachschrift des Herausgebers. Hier bricht das Memorial des Herrn von Bassompierre ab. Ob er seinem Schicksal entgangen und die Abfassung der Memoiren zustandegekommen, konnte leider nicht ermittelt werden.

Der Klub der Alten

Von

Otto Rung

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — jenem Zeitalter, da in Europa das Klubleben zu blühen begann — wurde in Paris ein Klub von alten Männern gegründet.

Dieser Klub durfte höchstens vierzig Mitglieder zählen; die Aufnahme erfolgte, sofern man die sehr strengen Bedingungen erfüllt, durch Ballotage. Jeder der Kandidaten mußte sein fünfundsechzigstes Lebensjahr vollendet haben und sich im Vollbesitz all seiner Geistesfähigkeiten befinden. Vor der Aufnahme hatte er sich einer Prüfung zu unterwerfen und durch Beantwortung bestimmter Fragen seine Lebenserfahrung, seinen Verstand und seine Anschauungen klarzulegen. Er mußte die Erklärung abgeben, daß er in jeder Beziehung — politisch, sozial, familiär und ökonomisch — ganz unabhängig sei. Und bei der Aufnahme selbst, die ohne irgendwelches Zeremoniell in einer der Sitzungen stattfand, oblag es dem Kandidaten, sich in einer Rede zu der fundamentalen Klubregel zu bekennen: Gleichgültigkeit gegen das Vergangene, Passivität gegenüber dem Gegenwärtigen, Gefaßtheit auf das Kommende.

Einmal des Monats fanden die regelmäßigen Zusammenkünfte statt. Man unterhielt sich ganz ungezwungen, ließ sich das neue ostindische Getränk Tee munden, spielte Schach oder Karten, in einer vorübergehenden Periode sogar Hasard. In der Diskussion der brennenden Tagesfragen wurde strenge Objektivität gewahrt.

Beim Ausbruch der Revolution 1789 verlor der Klub sein altes Lokal gegenüber der Oper. Alles Klubleben erregte Argwohn, und als die Zusammenkünfte nach längerer Unterbrechung im Herbste des Jahres 1790 wieder aufgenommen wurden, mußte große Vorsicht beachtet werden, um ein Eingreifen der Staatsgewalt in die Unabhängigkeit des Klublebens, die dessen Grundprinzip bildete, zu verhindern. Im

Dezember 1793 ward der Klub endgültig aufgehoben. Hieran knüpft sich folgende Geschichte:

Der Klub hielt zu jener Zeit seine Sitzungen in einer alten Villa ab, die eines seiner Mitglieder anläßlich einer Veräußerung konfiszierter Güter käuflich an sich gebracht hatte. Ein großer Saal, der keine Türen, sondern nur acht nach den drei Seiten der Villa sich öffnende Fenster hatte, wurde für die Sitzungen eingerichtet. Die Mitglieder gelangten durch den alten verwachsenen Garten und einen fast unauffindbaren Eingang in den Keller der Villa. Von einem der Kellerräume führte eine Treppe zu einer schmalen Öffnung in einer der Saalecken, welche den einzigen Zugang bildete.

Außer zu den regelmäßigen Sitzungen kamen die alten Herren dann und wann, einzeln oder in kleinen Gruppen, des Vormittags hierher, um ihre Partie zu spielen oder auch bloß schweigend auf den ungeheuren Flächen des Parkettbodens auf und ab zu schreiten. Sie standen an den Fenstern, die auf eine Allee in der Nähe des Revolutionsplatzes hinausgingen und betrachteten die wilden Aufzüge der Sansculotten mit ihren phantastisch kostümierten Mädchen, die halbnackt, bezecht und brüllend vorbeizogen, bis eine Abteilung der Nationalgarde sie auseinanderjagte. Oder sie folgten mit ihren kalten, anteillosen Blicken dem Karren der zum Tode Verurteilten, der über die spitzen Pflastersteine dahinrüttelte. Sie wandten sich lächelnd zu den anderen, die an dem großen, ovalen Tische saßen und Schach spielten, und erzählten ihnen von diesen Verurteilten mit ihren in Ekstase verzerrten Gesichtern, wie sie sich übereinander reckten und der Menge zuwinkten und lachten und die Hüte schwenkten ... und von den bleichen Frauen, die auf dem Kasten des Karrens saßen, aufrecht und steif, mit den Blicken einander suchend und kurz nickend, während sie hinter ihren Kambrik-Taschentüchern diskret ein Gähnen verbargen. Noch außerhalb des Kerkers,

ja auf dem Karren des Todes, fanden die Salons eine Art Fortsetzung.

Die alten Männer aber traten ohne Staunen vom Fenster zurück. Ihre glattrasierten Physiognomien unter den gelockten weißen Perücken wiesen große Aehnlichkeit auf. Es war eine auserlesene Schar von Greisen: sie bewegten sich mit Ruhe, ihre Augen waren klar, und sie verstanden einer in des anderen Lächeln zu lesen.

Sie hielten Pariser Blätter, lasen sie mit Aufmerksamkeit, sogar „Père Duchesne" und Marats „Flugzettel". Sie folgten dem Gang der Revolution ohne Begeisterung, indem sie sie zu verstehen suchten, wie man die Geschichte eines Zeitalters zu verstehen sucht. Ihre dramatische Kraft, ihren Schrecken, ihre Größe, ihre titanische Gewalt empfanden sie nicht oder strebten, sie nicht zu empfinden.

Und sie bezeichneten einander jede neue Phase, wie man das Fortschreiten des Zeigers auf der Uhrscheibe angibt. Sie versuchten auch die bewegenden Kräfte der Epoche und die ursprünglichen Motive der Bewegung zu ergründen, und sie bemühten sich, die Gesichter auf dem Karren der Verurteilten zu erkennen.

Es war wie eine absteigende Skala: Zuerst stadtbekannte Verbrecher, Unruhestifter und Feinde des Landes, nämlich die früheren Größen des Staatswesens, dann aber jeder unbestimmt Verdächtige, die bunte Reihe, das Gros, vollgepackte Wagen, Fuhre um Fuhre.

Und zuletzt im Oktober fielen die Girondisten. Den 31. Oktober erkannte der Präsident des Greisenklubs, Dedier, auf dem vordersten Karren die Gesichter von Vergniaud und Gensonné; und nun traten auch die anderen Klubmitglieder an das Fenster. Sie erkannten mehrere, sie spähten nach Valazé, sahen ihn aber nicht, es hieß, er sei durch eigene Hand gestorben, allein der Leichnam sollte mit den anderen hinausgebracht und enthauptet werden.

Sie kehrten zu ihren Zeitungen zurück, und als sie noch von fernher die Rufe der Verurteilten: „Es lebe die Republik!“ vernahmen, da sahen sie einander lächelnd an, und Präsident Dedier sagte:

„Was frommt es ihnen, wenn die Republik lebt, da sie selbst sterben müssen! Die menschlichen Instinkte sind Gaukler; sie suchen selbst das Abstrakte festzuhalten und erreichen auch wirklich ihr Ziel, den Zuschauer — die Seele — irrezuführen.“

Und er setzte sich umständlich auf seinen schmalen, unbequemen Stuhl und schlug die Beine übereinander. Die Seide seiner Kleidung knisterte leicht, und es klang, als spräche er noch weiter mit seiner weichen, rieselnden Stimme.

Den 16. November aber hielt der Klub der Alten jene Sitzung ab, die seine letzte werden sollte.

Gegen acht Uhr begannen die Mitglieder sich einzufinden. Sie hängten ihre durchnäßten Mäntel auf das Geländer der Treppe, die vom Keller zum Saal emporführte, und stellten die beschmutzten Stulpenstiefel vor den Kamin. Kein Bürger wagte es in diesen Zeiten, eine Sänfte zu benützen. Dann setzten sie sich an den mit einem Tuch bedeckten langen Tisch, auf dem fünf Armleuchter standen. Der Klub, der damals achtundzwanzig Mitglieder umfaßte, hatte sich an diesem Abend vollzählig eingefunden.

Der Präsident nahm seinen Sitz ein und erklärte die Sitzung für eröffnet; hierin bestand das einzige Zeremoniell der Zusammenkunft. Außer den strengen Aufnahmebedingungen gab es in diesem Klub der Alten keine Regel, kein Gesetz.

Aber sein Wesen wurde durch eben diese Bedingungen sehr genau bestimmt.

Es wurden keine Redner vorgemerkt. Jeder, der zu sprechen begann, wurde ohne Unterbrechung angehört. Und da diese Menschen sämtlich den Vorgängen des Tages mit Gleich-

gültigkeit gegenüberstanden, so bildeten diese Vorträge einen Ausdruck für die gemeinsame Lebensauffassung, und nur selten entstand eine eigentliche Diskussion. Es stand jedem frei, sich zu einem beliebigen Zeitpunkt zu seinem Schach oder seiner Partie Piquet zurückzuziehen.

Monsieur Cachelet — man titulierte einander wie unter dem ancien régime „Monsieur" und nicht „Bürger" — hatte längere Zeit das Wort. Er war sehr wohlhabend, besaß Gründe in Paris, war wie die meisten der Klubmitglieder Witwer und ohne Erben. Er entwickelte nach Gewohnheit einen eingehenden Vergleich zwischen Zenons Philosophie und der epikuräischen Richtung, und jeder wußte im voraus, auf welchem Wege er zu dem reinen ausgesprochenen Skeptizismus gelangen würde, gegen dessen unbestreitbaren Wert sich auch niemals eine Stimme erhob.

Er saß, während er sprach. Hier und da schob er die kostbaren Spitzenmanschetten von den schmalen Fingern zurück, die ohne Runzeln waren, aber auf denen jede Sehne, jeder Knöchel wie in Elfenbein gemeißelt schien. Er machte häufige und lange Pausen.

Weit draußen auf der Straße schollen Rufe, Schritte und Lieder, dröhnte ein Trommelwirbel. Vom Keller herauf trieb ein feuchter Zug gegen die undichten Scheiben. Die blassen Kerzenflammen zitterten unaufhörlich.

Der alte Klubdiener kam langsam die Kellertreppe herauf und blieb beim Tischende stehen. Als der Redner kurz darauf innehielt, sagte er: „Es ist ein Mann im Keller versteckt. Er lief an mir vorbei in den Garten und dann die Treppe hinab. Ich hörte ihn da unten im Dunkeln herumtappen." Und er fügte hinzu: „Alle Fensterläden sind dicht verschlossen, so daß kein Licht aus dem Saale hinausdringt. Soll ich nun auch die Kellerluke schließen? Vielleicht wird dieser Mensch von den Leuten des Wohlfahrtsausschusses verfolgt."

„Jawohl," sagte der Präsident, „ich halte es für das Richtige, daß wir die Kellerluke schließen lassen." Und die Augen der anderen suchend, fuhr er fort: „Ich erachte es als übereinstimmend mit dem Charakter dieser Zusammenkünfte, der Revolution durch unsere Fenster und diese Tür keinen Eingang zu gestatten." Aber noch während er sprach, erschien auf dem Treppenaufgange ein Mensch. Sie sahen zuerst sein bleiches Antlitz über den auf dem Geländer hängenden nassen Mänteln auftauchen, dann seine Schultern. Er wandte sich zurück, schien im Begriff umzukehren, besann sich jedoch, und seine dunklen lebhaften Augen wanderten prüfend über die alten, ruhigen Gesichter, die sich ihm zuwandten.

Mit einem Sprunge war er im Saale, und die linke Hand ungestüm emporhebend, rief er: „Bürger! Im Namen der Menschenrechte übergebe ich mich euren Händen."

Präsident Dedier erhob sich und trat ihm entgegen. „Der Name, Monsieur, den Sie da anrufen," sagte er, „ist uns ganz fremd, wenn auch nicht unbekannt." Und er betrachtete den Flüchtling genau. Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann gegen die Dreißig. Sein Rock war von der Schulter bis zu den Schößen zerfetzt, und aus dem rechten Ärmel fielen in rhythmischem Träufeln Blutstropfen, die gleich großen, hochroten Sternen auf dem weißen Parkettboden liegen blieben.

Da erscholl die Stimme des Redners Cachelet von seinem Platze her, auf dem er sitzengeblieben war. „Pardon, Monsieur," sagte er, „sind Sie nicht Eugène Hermann, dessen Vater einstmals mein Nachbar und guter Freund gewesen?" Und als der andere nickte, fragte er: „Girondist?"

Hermann nickte wieder eifrig. „Verbergt mich!" sagte er. „Ich kann heute nacht nicht weiter. Ich bin proskribiert. Oh, helft mir fort von hier!" rief er leidenschaftlich. „Meine Freunde erwarten mich draußen. Buzon und Pétion sind

schon in Sicherheit. Wir wollen Frankreich wieder aufrichten und die Toten des gestrigen Tages rächen."

Präsident Dedier aber erwiderte: „Wir sind alt, und wir mischen uns nicht in Politik. Sie können nicht hier bleiben, denn es widerspricht unseren Regeln, einem fremden Element Zugang zu gestatten. Wir wünschen Ihren Tod nicht, denn Ihr Leben oder Tod ist uns, unserem Wesen nach, eine gleichgültige Sache. Gehen Sie in Frieden von hier und suchen Sie Zuflucht, wo immer Sie wollen."

„Aber ich bin da draußen dem Tode verfallen," rief der Flüchtling. „Meine Angelegenheit wurde heute im Pavillon Egalité entschieden. Die Leute des Ausschusses durchsuchen dieses Stadtviertel, um meiner habhaft zu werden. Ich bin gekannt. Ich habe hundertmal öffentlich gesprochen. Binnen einer Stunde bin ich in ihren Händen. Aber ich sehe ein, Bürger, daß ihr recht daran tut, so zu handeln; denn meine Anwesenheit kann ja auch euer Leben in Gefahr bringen."

Die alten Herren sahen einander an, und endlich sprach der Präsident: „Monsieur, Sie erfüllen nicht die formellen Bedingungen, die für Ihre Anwesenheit hier erforderlich sind. Für uns sind diese wenigen Formen von wesentlicher Bedeutung — von größerer Bedeutung als diese Revolution, die gegenwärtig vor unseren Augen die Stadt erschüttert."

Da neigte der alte Cachelet sich über den Tisch vor. „Monsieur Eugène Hermann," sagte er, „erfüllt die wichtigste formelle Bedingung, die sich an die Aufnahme in unseren Klub knüpft: nämlich die Bedingung des Alters."

Präsident Dedier nickte nachdenklich. „Jawohl," sagte er, „ich räume ein, daß Sie für den Augenblick die Altersbedingung erfüllen." Und als die anderen ihn fragend betrachteten, fuhr er fort: „Wir haben die formelle Forderung eines Alters von fünfundsechzig Jahren ja bloß aus dem Grunde festgesetzt, um auszudrücken, daß nur Männer, die die Jahre

des Staubes erreicht und nichts mehr vom Leben hoffen, geeignet seien, sich uns zuzugesellen. Und rechnen wir mit dem Tode als Ausgangspunkt, — und der Tod ist der Ausgangspunkt unseres Klubs — so steht dieser Mensch unserem großen Meister, dem Tode, weit näher als wir, denn er ist verurteilt zu sterben, sobald die Sonne nächstesmal aufgeht. Und ich glaube nicht, daß er seinem Schicksal entgehen wird. In jedem Fall ist seine Todesaussicht größer als die unsere. Und so dürfen wir ihn ohne Bedenken heute nacht bei uns aufnehmen."

Und er bot dem Flüchtling seinen Sitz an und sagte: „Als Aeltester nahm ich bisher den Vorsitz ein. Heute weiche ich Ihnen," und die anderen stimmten ein. Sie rückten ihre Stühle näher an den Sitz ihres Präses und betrachteten voll Spannung den jungen Mann, der bleich in seinem Stuhle lehnte und nun plötzlich zusammensank.

Der Arzt Fouquard trat rasch hinzu. Er hatte zwar längst aufgehört zu praktizieren; aber während er die Wunde des Flüchtlings untersuchte, spannten sich seine Gesichtslinien, die Lippen kniffen sich zusammen, er handelte rasch und sicher, während er seine alten Feldarzterfahrungen von Roßbach und den polnischen Feldzügen hervorsuchte.

Er erteilte den Umstehenden kurze Befehle. „Kaltes Wasser! Leinwand!" Er fragte nach stärkenden Mitteln, und Cachelet, der Besitzer der Villa, wies ihm einen Kellerraum, wo er seinen Wein aufbewahrte.

Bald gewann der neue Präsident das Bewußtsein zurück, griff begierig nach dem feurigen Burgunder und leerte drei Glas nacheinander. Und es schien, als sickere der rote Saft durch seine Haut. Er stand mühsam auf und erhob das Glas mit glühenden Wangen. „Nieder mit Frankreichs Feinden!"

Sie betrachteten ihn stumm, sie wechselten verstohlene Blicke. Keiner wußte etwas zu sagen. Der Girondist aber blieb stehen, und abermals sein Glas ergreifend, rief er: „Bürger, ihr

trinkt nicht, wenn ich Frankreichs Feinden den Tod wünsche! Wahrhaftig! Ihr seid nicht besser als sie!"

„Wir sind weder Frankreichs Feinde noch seine Freunde," sagte Präsident Dedier. „Wir sind frei."

Eugène Hermann aber hob seinen rechten Arm, und auf den blutigen Verband, den zerrissenen Aermel deutend, sprach er: „Frankreich blutet!"

Und bei diesen Worten rieselte es wie ein Strom durch die alten, welken Gesichter. Der Arzt Fouquard errötete unter der weißen Perücke. „Jawohl," rief er, „wir haben täglich das große Messer fallen hören — hier, fast unter unseren Fenstern." Und er wiederholte: „Frankreich verblutet!"

„Es war notwendig," fuhr er fort, „daß die Verräter sterben, daß die kranken und verfaulten Glieder abgeschnitten werden mußten. Nun aber ist das große Messer in die Hände wilder Bestien gefallen und schneidet in gesundem Fleisch umher."

Dedier erhob sich. „Ich schreite ein im Namen unserer Gesetze. Das Vergangene und das Gegenwärtige soll uns gleichgültig sein. Nur eins sollen wir erwarten und ins Auge zu fassen suchen: den Tod!"

Fouquard aber lachte. „Wir haben keine Gesetze," sagte er, „eben kraft der Gesetze, welche uns gebieten, unseren Anschauungen zu folgen, die die Anschauungen aller Greise aller Zeiten sind."

Da erhob der Besitzer des Hauses Cachelet sich von seinem Platz und gab dem Diener Befehl, mehrere Weinflaschen aus dem Keller zu holen und achtundzwanzig Tassen von dem ostindischen Teegeschirr zu bringen, denn es gab keine Gläser mehr.

Und der Girondist sprach wieder. Seine Augen flammten, seine junge, starke Stimme schien den Saal mit Wohlklang zu füllen. Und sie rückten noch dichter zusammen, eine selt-

same Wärme durchbebte die alten Körper und sie lauschten verwundert seinen Worten:

„Frankreich blutet! Die Freiheit wird in Blut erstickt. Die Revolution ist nicht mehr Revolution, sondern Destruktion. Es war nötig, daß einige wenige starben, auf daß alle leben konnten, nun aber bedroht der Tod jeden. Da draußen ist nichts mehr von Freiheit, von Menschenrechten, von Brüderlichkeit. Der Tod, der Tod allein ist nun der rasende, wollüstige Despot!"

„Jawohl," unterbrach ihn Souquard. „Wir sitzen hier drinnen und bilden uns ein, dem Tode in die leeren Augenhöhlen zu starren und denken Wunder wie weise dies Starren uns macht. Aber der Tod kommt gar nicht zu uns herein — er ist zu geschäftig, da draußen, unter den Jungen. Unser Klub und unsere Philosophie sind nichts als eine Form, die wir gefunden, um den Tod zu dupieren und die uns hilft, uns selbst zu narren, am Leben zu bleiben."

„Noch lebt Frankreich," rief der Girondist, „noch ist die Hoffnung nicht erloschen. In den Provinzen allüberall — in Lyon, in der Vendée, in Valenciennes — erhebt sich das Volk gegen die Jakobiner. Helft mir entfliehen! Ich habe Freunde da draußen, die meiner harren. Die neue Zeit, die uns verheißen wurde, ist nicht fern. Der Baum der Freiheit, dessen Wurzeln mit Verräterblut gedüngt wurden, trägt noch seine Krone frisch und grün über dieser Sündflut. Helft mir, morgen in aller Frühe von hier zu entfliehen. Es sind so wenige, die verschont blieben. Frankreich kann es nicht ertragen, noch mehr von den Männern zu verlieren, die an seine Zukunft und an die Freiheit glauben."

„Es widerspricht insofern unserem logischen Prinzip", ließ Monsieur Dedier sich hören, „Ihnen zur Flucht zu verhelfen, als ja die Voraussetzung Ihrer heutigen Anwesenheit in unserem Klub diejenige ist, daß Sie morgen früh ein toter Mann

sind, oder daß Sie zumindest früher sterben als einer von uns."

Da erhob der Arzt Fouquard sich mit solchem Ungestüm, daß sein Stuhl umfiel. „Keiner von uns denkt jetzt daran, zu sterben," rief er laut, „wir alle wollen leben und jeder für sich die anderen zu überleben trachten. Die Freiheit hat Bedarf für jedes Leben, nun da so viele sterben müssen." Er schwang seinen Becher. „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Nieder mit allen Tyrannen!" Und die alten Männer leerten schweigend ihr Glas. Sie vermieden es, einander in die Augen zu sehen.

„Es lebe die Freiheit!" murmelte Cachelet und näherte sein Glas dem des Girondisten.

Dedier legte die Hand leicht auf dessen Schulter. „Morgen früh um sieben Uhr", sagte er, „fahre ich wie gewöhnlich auf mein Gut, das drei Meilen von Paris liegt. Wenn Sie sich darauf verstehen, ein Gespann zu lenken, so können Sie mich als Kutscher begleiten. Ich werde Ihnen den Sicherheitsschein meines früheren Kutschers verschaffen."

Er hob das Glas. „Die Freiheit lebe!" sagte er. „Möge es uns allen vergönnt sein zu leben und mögen wir alle verstehen zu sterben."

Und sie entwarfen einen Plan zur Flucht; sie traten in kleinen diskutierenden Gruppen zusammen, und die runzligen Gesichter unter den weißen Perücken zeigten nun keine Aehnlichkeit mehr. Einige der Greise glühten von Wein und Erregung, andere schritten bleich umher unter nervösen lebhaften Gesten.

Draußen von der Straße klang noch Rufen und Singen. Schreie wie von einem gebärenden Weibe oder von einem gepeinigten Tiere schnitten durch alle Nerven. „Paris windet sich in Qualen!" rief der Girondist. — —

Da schollen eilige Schritte auf dem Kies vor den verschlos-



senen Fensterläden, Schritte von vielen Männern, die wieder und wieder das Haus umkreisten. Nun vernahm man auch in den angrenzenden Gemächern den Laut stampfender Stiefel.

Cachelet erhob sich leise und blies alle Lichter aus. Es entstand ein Augenblick der Lautlosigkeit. Aber gleich darauf hörten sie die Männer im Keller unter ihren Füßen rumoren; sie klopften da unten, schrien und schlugen mit ihren Waffen an die Türen. Ein Krachen erscholl. „Hier führt eine Treppe hinauf," sagte eine Stimme, „kommt!" Und sie hörten Füße über den Boden des Saales stampfen.

Mit einem Male fühlte Cachelet eine warme, rauhe Hand, die sich flach auf seine Wange legte. Und eine Stimme rief aus: „Was ist das? Licht! Rasch Licht herbei!" Der Feuerstein knisterte, blaue Funken sprangen auf. Und sie sahen einen Mann, den Blick fest auf sie geheftet, hinlaufen und die Kerzen in einem der Armleuchter entzünden.

Eine Patrouille des Wohlfahrtsausschusses stand hinter diesem Mann, der Kapitänsabzeichen trug.

Er trat vor. „Geheimer politischer Klub?" fragte er, und in demselben Augenblick fiel sein Auge auf Eugène Hermann.

„Aha! Das ist ja der Mann, den wir suchen!"

Und er gab seinen Leuten ein Zeichen. Dann trat er vor und legte die Hand auf Fouquards Schulter. „Wer bist du, Bürger?" sagte er; „ich bilde mir ein, daß auch du einer der Gesuchten seist."

Fouquard betrachtete diesen Menschen, dessen Physiognomie auf niedere Rasse, niedere Leidenschaften und rohe Begriffe deutete, und er sagte: „Nenne mich Monsieur und nicht Bürger, denn so ist es Brauch in unserem Klub." — — —

Bei Tagesgrauen wurden sämtliche achtundzwanzig Greise vor das Revolutionstribunal gestellt und ihre Namen auf die fertigen Todesurteilsblankette gesetzt. Sie wurden in drei

Karren nacheinander an den Fenstern des Klubhauses vorüber zum Revolutionsplatze geführt.

In dem ersten dieser Karren befand sich der Girondist Eugène Hermann. Als sie vom Wagen abstiegen, neigte der Präsident des Klubs der Alten, Dedier, sich zu ihm und sagte, auf die beiden Tragbalken des Fallbeils deutend: „Durch diese Pforte werden wir zur Freiheit eingehen."

Und der Girondist, der sehr bleich war und dessen Körper ab und zu von heftigen Schauern geschüttelt wurde, richtete sich auf und sprach: „Ich bin der Aelteste des Klubs. Ich gehe voran."

Das Heckerlied

Von

Wilhelm Schäfer

Nach dem Gefecht bei Randern ging es dem Hecker scharf an den Kragen; obwohl er mit seinen Freischärlern nicht weit ins badische Land gekommen war, verlegte ihm das Militär die Straßen, so daß er durch den Schwarzwald, auf ungewissen Wegen reitend, einen Durchschlupf nach der Grenze gewinnen mußte. Er fand zu seinem Glück im untern Todtmoß einen Knecht, der ihn zur Nachtzeit ins Hügelland der Murg hinüberbrachte. Wie er da gegen Mittag vorsichtig spähend aus dem Wald von Eggberg ins Rheintal hinunterschritt, sein Pferd am Zügel führend, todmüde und verdrossen von der Nacht und der gehetzten Flucht vorher, fand er seitab von allen Wegen und sicher genug zur Rast eine Waldkapelle. Er band seinen Fuchs an eine Birke, lang am Zügel, damit er grasen konnte, und setzte sich verstaubt und gähnend vor Erschöpfung hinein, den Einbruch eines drohenden Frühlingsgewitters abzuwarten, um dann im Regen den letzten Ritt zu wagen.

Der kleine Raum war mulmig und durch den Widerschein der frühlingsgrünen Buchen im Gewitterlicht glasig erhellt; auf einem bröckligen Steinaltar stand neu bemalt die holzgeschnitzte Muttergottes und lächelte. Er war zu dreistern Stunden nicht abgeneigt gewesen, solch einem Holzbild kindlicher Unterwürfigkeit den Hals abzudrehen; nun schien es seinem Groll, als ob sie ein Recht zu lächeln hätte, wie er als Rest unausgerichteter Heldentaten vor ihr dasaß; doch weil die Schwüle des nahenden Gewitters drückte, nahm ihm ein Schlaf die bleierne Erschöpfung ab und ließ den Fürstentöter rasch in die Gründe hinuntersinken, die der Vernunft und Aufklärung nicht mehr erreichbar sind. Da blühten auch in seinem Geist, ganz unbekümmert der Gefahr, die bunten Traumblumen auf und mitten drin stolzierte die angemalte Jungfrau und lächelte ihn an, wie nur auf Bildern die Frauen einen fremden Mann anlächeln dürfen. So halbwach war

sein Traum, daß er sich selber schlafend wußte und also deutlich das Wunder spürte, inwendig eine Zauberwelt zu haben, darin der eigene Körper — der doch schlief — noch einmal wachend war und mit der Jungfrau Hand in Hand spazieren ging. Sie hatte ihr Kind eilfertig auf einen Grashang gelegt, wo über ihm der Stengel einer Bärenklau im Wind schaukelte und mit den Schatten seines Blattwerks die Sonne von ihm abstreichelte. Er fühlte ihre dünnen Finger in der Hand, als ob sie wirklich hölzern wären, doch lebte sie trotzdem und führte ihn mit lächelnden Lippen einem Waldrand zu, darin das Dunkel zwischen den Stämmen von starrenden Flintenläufen durchlöchert war.

Trotz aller Deutlichkeit der Bilder blieb ein Gefühl bei ihm, daß alles nur ein Blendspiel seiner träumenden Sinne war; und wenn ihm die Wirklichkeit sichtbar gewesen wäre, die sich unterdessen vor seinen schlafenden Augen vollzog, er hätte der verräterischen Holzhand leicht ein paar Finger abgebrochen. Denn weil ein Sturm dem aufmarschierenden Gewitter heimtückisch in die Flanke gefallen war, verließ es mit den ersten Tropfen den stolz gewählten Kurs und zog sich rechts abschwenkend mit einer grollenden Kanonade ins Aargau zurück; gerade als ein Landstreicher, den auch die Kriegsnöte dieser Tage seitab getrieben hatten, gleichfalls an die Kapelle kam. Der sah mit bösem Gewissen das gesattelte Pferd und — nach vielfacher Vorsicht durchs Fenster spähend, dann an der Türspalte horchend — auch den Herrn dazu, gemächlich neben seinem Hut und Mantel eingeschlafen. Er war beherzt genug, den von der Jungfrau angebotenen Tausch nicht auszuschlagen; als er den Schlapphut nicht schlecht im Maß fand, ließ er die Kappe dafür liegen, die nicht so neu, für einen Fußgänger aber passender war, nahm auch den Mantel; und wenn der Schläfer statt um drei um ein Uhr aufgewacht wäre, hätte er ihn können abreiten sehen, den

Heckerhut stolz auf dem Kopf, trotz seinem schlecht rasierten Stromergesicht, die Rechte lässig in die Hüfte gestützt, wie er's aus irgendeiner Reitknechtszeit her kannte; erst steil den Wiesenhang hinunter und dann dem schmalen Fahrweg nach auf Säckingen zu.

Indes schlief der Hecker sich immer dicker aus buntem Traum in schwarzen Schlaf hinein und wurde erst am Nachmittag geweckt, als ein steinaltes Holzweib mit einer Kerze kam. Er brauchte lange, der Advokat aus Mannheim, bis er sich als besiegter Freischärlerführer in der Kapelle wiederfand, darin der glasige Gewitterschein schon lange dem gewohnten bräunlichen Dunkel gewichen war. Die Stromerkappe gefiel ihm nicht, auch daß sein Mantel fort war, und als er nachsah, draußen das Pferd. Erst wollte er das alte Weib bedrohen; sie wußte wirklich nichts und die Madonna war aufgewacht aus ihrem Traum und stand mit bunten Farben bemalt als steifes Holzbild da. Alles was ihm Böses widerfahren war in diesen Tagen, die klägliche Niederlage und die Feigheit der Genossen, die Mühsal und Beschämung der eigenen Flucht: das alles hatte ihm den Rest von Mannesmut nicht töten können, den dieser Lumpenstreich am Hals erwürgte. Als ob ihm die Erbärmlichkeit von Deutschland selber das Pferd gestohlen hätte, war dies. Er gab dem Kerzenweib, das ihn zitternd für einen Räuberhauptmann in Reiterstiefeln halten mochte, ein Geldstück und zog sich querseitlich in den Wald zurück, immer dichter ins niedere Gestrüpp, manchmal auf allen Vieren kriechend, nicht anders als ein Tier, das sterben will. Doch kam er nicht ins Dickicht, wie er dachte, sondern unvermutet durch Ginster und steinichtes Geröll auf eine Felskoppe, die ihm eine geschützte Aussicht ins Rheintal bot.

Da blieb der besiegte und ausgeplünderte Feldherr der deutschen Freiheit liegen, sah die Sonne ein wahres Welt-

theater mit durchglänzten Wolken machen — als ob es seine Luftschlösser wären —, sah die blauen Waldberge der freien Schweiz so nah, daß ein Vogel in zehn Minuten hinüberfliegen konnte, und ganz unmerklich kam in den Hochmut die trübe Erbitterung, in den rauchenden Zorn die Stärkung des guten Schlafes und die lächelnde Buntheit seines Traumes zurück, die ihn damit zur Demut führten. Solange er mit Hut und Mantel noch im Sattel gesessen hatte, war er noch immer der geschlagene Führer gewesen; seitdem ein Stromer aber mit seinen Feldzugspapieren im Mantel wer weiß wo ritt, war er kaum besser als die anderen, die nur frühzeitiger ihr Leben retteten und ihm die Schlacht mit ihrer Feigheit verloren. Sie durften trotzdem laufen, soweit sie konnten, er aber, durch dessen Schuld doch mancher zerschossen auf der Walstatt lag, er hätte zur Freiheit stehen müssen mit einem tapferen Opfertod. Und obwohl die Menschenseele in ihm erstaunt vor solchem Ueberschwall den Kopf hob, und die Grundlage seiner Meinungen und Taten — das eigene Leben — nicht gefährdet sehen mochte: so fielen doch die stolzen Gewänder seiner Ideale wie Lappen von ihm ab, so daß er unter Gottes Himmel demütig übrig blieb und nicht mehr Deutschland um sein persönliches Schicksal bemühte.

So stand mit der Dunkelheit ein anderer fröstelnd von seinem Graslager auf, als der sich nachmittags hitzig dahin geworfen hatte. Die eingetauschte Kappe des Landstreichers war ihm zu schäbig gewesen, nun schien es ihm geraten, sie auf dem Kopf zu haben. Noch einmal kam er dadurch zur Holzjungfrau zurück, die jetzt im Kerzenlicht der alten Frau ihr ärmlich geehrtes Dasein hatte: im Gesprenkel flatternder Schatten von unten her beleuchtet, schien ihr Gesicht merkwürdig frech, als ob sie über den Umschwung seiner Gesinnung spotten wollte. Er blies ihr rachsüchtig wie ein Knabe das Licht aus, und obwohl er kopfschüttelnd über soviel Tor-

heit aus der dunkeln Kapelle in die noch schwach durchhellte Nacht hinaustrat, brachte er das Gefühl von seinem Traumerlebnis mit ihr nicht völlig fort, als er — die Kappe vorerst noch in der Hand — zu Fuß denselben Weg antrat, den mittags ein anderer mit seinem Hut und Mantel stolz geritten war, den steilen Wiesenhang hinunter und dem schmalen Fahrweg nach auf Säckingen zu.

Der Sichelmond fuhr gerade aus einem schwarzen Wolkenwald in ein lichtblaues Sternenfeld, als er — mit vieler Vorsicht — sich aus einer Seitengasse an die gedeckte Holzbrücke machte, die Kappe auf die Ohren gedrückt und mit den Schritten absichtlich schleifend. Sie war, wie er sofort bemerkte, von blinkenden Flintenläufen bewacht; er blieb nicht stehen, schwenkte nur, die Hände steif in den Taschen, linksab in den Ort zurück, in dem längst alles zu schlafen schien, und wollte gerade dem Laternenlicht von einer Wirtschaft ausweichen, als ihm von hinten einer derb auf die Schulter schlug.

Es war auch wirklich ein Soldat, ein Württemberger, der seitwärts an der Mauer gestanden hatte und ihn, stark angeraucht, mit in das Wirtshaus nötigte. Weil er geradeaus schon wieder eine Postenkette spürte — der er auf seinem Seitenweg nur richtig in die Falle gegangen war — schien es ihm klug, dem Mann, der ihn nicht los ließ, gutwillig in den Schenkraum zu folgen, wo nur noch drei Soldaten am runden Tisch übriggeblieben waren, doch alles von einem vorhergegangenen Verkehr in einer qualmigen Wärme schwamm. Der andere vergaß ihn gleich wieder, so daß er sich bescheiden seitab setzen und bei der Wirtin einen Käs mit einer halben Halauer bestellen konnte, indes die Kameraden den Württemberger aus ihrer schläfrigen Trunkenheit gröhlend begrüßten; namentlich ein dürrer Korporal — der an der Leber zu leiden schien — saß schwer im Dampf,

schlug mit dem Säbel auf dem Holztisch den Takt und sang das Heckerlied, wie wenn er den neuen Gast damit begrüßen und verhöhnen wollte.

Der Hecker blieb hinter seinem Käse sitzen und kaute mit beiden Backen, weil er sich nicht verraten wollte, auch einen wüsten Hunger hatte. Er dachte erst, daß sie nur um den schmählichen Sieg bei Kandern so versoffen wären, und merkte erst allmählich aus ihren Reden, wie sie den Stromer mit seinem Pferd und Mantel mittags gegriffen hatten, der nun als Hecker im Spritzenhaus zehnfach bewacht das Kriegsgericht abwartete. Er sah sich plötzlich wieder Hand in Hand mit der Madonna, wie sie ihn lächelnd vor die starrenden Flintenläufe leitete, und weil es ihm warm aufschoß vor Dank, bekam die Himmelsjungfrau unmerklich auch ihr Teil.

So saß er auf gefährliche Art gesichert und aß getrost einen zweiten und dritten und schließlich noch einen vierten Käs, als etwas Unerwartetes ihn bei dem vierten störte: die vier Kerle hatten im selben Wirtshaus sein Pferd eingestellt, das ihnen als Kriegsbeute zugefallen war; sie wollten es auswürfeln, doch gab das großen Umstand, erst Gelächter, zuletzt fast Streit, wobei schon einer mit seinem Stuhl hinfiel. So kamen sie darauf, es zu verkaufen, da sie doch Infanteristen wären und morgen früh abrücken müßten, und den Erlös redlich zu teilen. Wie sie nun dasaßen in dem Qualm und inneren Dampf, durch den wüst verschlemmten Wein mit ihren Sinnen an den Umkreis ihrer nächsten Umgebung gebunden und also den Schenkraum und die verdrießliche Wirtin nach Käufern musternd, fielen dem Korporal die Sporen an den Stiefeln des Heckers auf; und weil ein Betrunkener noch mehr als sonst einer leichtgläubig ansieht, was seinen Wünschen paßt, saß er gleich fest auf der Idee, der Mann im Vollbart mit der verregneten Kappe sei ein Pferdehändler.

Die tapferen Schwaben waren so versessen in ihr erneutes Glück, daß es bald einen lärmhaften Aufbruch nach dem Stall gab, wo der Hecker seinen Gaul bei der Laterne mit schwerer Sachkunst bemäkeln mußte. Der Handel wurde schließlich, den Sattel eingerechnet und der besseren Vierteilung wegen, auf zweiunddreißig Gulden festgesetzt, die er danach mit einer Maß Veltliner in der Schenkstube aufzählen sollte. Wie er so unvermutet die starrenden Flintenläufe sich senken sah, kam ihm auch schon die Advokatenschlauheit wieder: sie sollten ihm den Kauf bescheinigen, damit er nicht noch Schwierigkeiten bei ihren Kameraden hätte. Das konnten sie nun freilich nicht, ihm eine Art Passierschein geben, doch fand der Korporal, der seine acht Gulden entschwinden sah, rasch einen Ausweg: wenn er noch in der Nacht heimwolle nach Eglisau, sei es gescheiter, auf Schweizerboden den Rhein entlang zu reiten und hier in Säckingen die Brücke zu nehmen, wo sie ihn selber durch den Posten geleiten könnten.

So kriegten sie das Geld mit Gold und Silber aus seinem Brustbeutel in vier Häufchen auf den Holztisch gezählt und auch die Maß Veltliner, und tranken den; und schwadronierten noch, bis seine Ungeduld zum Ausritt drängte. Dann gab es einen Aufzug, der den Säckingern, obwohl ihn außer der Wirtin keiner bemerkte in der Nacht, für Kindeskinder in Erinnerung blieb: der Hecker hoch zu Roß mit einer Kappe auf den Ohren, von seinen Häschern an die Brücke und mit vielem Lärm auch durch den Widerstand der Schildwache gebracht, indessen der Stromer im Spritzenhaus, dreifach verriegelt und wie ein Löwe bewacht, sein Tagesglück verschlief. Sie gaben dem Reiter noch alle herzhaft die Hand wie deutsche Männer tun, wenn sie ein Bruderherz gefunden haben, und weil den Korporal um der acht Gulden willen der Teufel ritt, sang er ihm auch zum Abschied noch einmal

das Heckerlied. Er hätte das aus manchen Gründen besser unterlassen; denn nun faßte den Mann, der Deutschland vom Elend seiner Fürsten hatte erlösen wollen, doch wieder sein Stolz und Jähzorn an: er warf dem Sänger die Kappe mitten aufs Maul. Sie hielten das für einen Abschiedsspaß und wollten vor Gelächter bersten, während er langsamen Schrittes von den Holzplanken hinunterritt. Und als er längst auf freiem Boden im Galopp hinjagte und fast zu Schaden gekommen wäre, weil ihm die Tränen wild ausbrachen, standen die Glücksschwaben noch immer an dem erstaunten Rheinstrom und krähten um acht Gulden das Heckerlied, indessen die Holzjungfrau in ihrer Waldkapelle ohne Kerze auf dem Steinsockel stand und ganz im Dunkeln lächeln mußte.

Die Gefangenen auf der Plassenburg

Von

Jakob Wassermann

Noch heute bietet die Plassenburg mit ihren zyklopischen Mauern, schönen Toren, mächtigen Türmen, zierlichen Erkern und Rundbögen einen stolzen Anblick. Es hausten in ihr die Grafen von Andechs, die Herzoge von Meran und das berühmte Geschlecht derer von Orlamünde; hier spann Markgraf Johann, der Alchimist, seine goldsucherischen Träume, verübte Friedrich der Unsinnige seine Greuel, versammelte der wilde Albrecht Alkibiades seine Söldnerscharen, hielt sich die Sachsenkönigin Eberhardine auf der Flucht vor dem schwedischen Karl versteckt, und von den Hussiten- und Bauernkriegen bis zur Leipziger Völkerschlacht hatten kaiserliche, nordische, preußische und französische Generale ihr Quartier in den fürstlichen Gemächern. Und plötzlich, nach all den Grafen und Baronen und Feldherren und Dienertroß, Kutschen, Pferden und Jagdhunden, nach den prächtigen Gewändern, Puderperücken und goldenen Degen, zogen ganz andere Leute ein, verzweifelte Leute, entehrte Leute, enterbte Leute, arme Teufel, die zwischen den Kiefern des Schicksals zermalmt worden waren, Verführte, Beleidigte, Besessene, Abenteurer, Schwachköpfe, Bösewichter, und das Haus wurde zu einem Behälter des Elends, der Schande, der Wut, der Reue und der Hoffnungslosigkeit. Die Prunkräume sind zu zahllosen kleinen Zellen verbaut, und wo man vordem gescherzt, geschmaust, getanzt und pokuliert hatte, da ist jetzt eine Heimat der Seufzer und eine Stätte des Schweigens.

Vor allem eine Stätte des Schweigens. Denn für die Häftlinge der Plassenburg bestand eine eigentümliche und furchtbare Strafverschärfung: es war ihnen aufs strengste verboten, miteinander zu sprechen. Sowohl im Arbeitssaal, als auch während des Aufenthalts im Hof hatten die Wärter hauptsächlich darauf zu achten, daß kein Gefangener an den andern das Wort richtete, und daß selbst durch Zeichen keinerlei Ver-

ständigung vor sich gehe. Auch in den Einzelzellen war es verboten, zu sprechen, und ein beständiger Wachdienst auf den Gängen hatte sich von der Einhaltung des Verbotes zu vergewissern. Wenn ein Sträfling eine wichtige Meldung zu erstatten hatte, etwa in bezug auf sein Verbrechen oder falls er sich krank fühlte, so genügte dem Wärter gegenüber das Aufheben der Hand; er wurde dann in die Kanzlei geführt, und zeigte es sich, daß er von dem Vorrecht in mutwilliger Weise Gebrauch gemacht, so unterlag er derselben Ahndung, wie wenn er unter seinen Genossen geredet hätte: der Kettenstrafe beim ersten Male, der Auspeitschung bis zu hundert Streichen bei wiederholtem Vergehen. Daß in einem gebildeten Jahrhundert eine so unmenschliche Maßregel zu Recht bestand, ist kaum zu fassen; unter ihrem höllischen Druck sammelte sich die Verzweiflung wie ein Explosivstoff an, in den nur ein Funke zu fallen brauchte, um verderblich zu zünden. Dies geschah in der Zeit, von der ich erzählen will, in der freilich ein allgemein empörerischer Geist dem besondern Irrwesen zu Hilfe kam.

An einem Märznachmittag des Jahres 1848 marschierten zwei wohlgekleidete junge Leute auf der Straße von Bayreuth nach Kulmbach. Sie hatten in ersterer Stadt ihr Gepäck mit dem Postwagen vorausgeschickt und benutzten das schöne Vorfrühlingswetter zu einer willkommenen Wanderung. Sie waren beide Schlesier, und beide waren sie oder gaben sie sich für Poeten, doch sonst hatten sie wenig Aehnlichkeit miteinander. Der eine, Alexander von Lobsien, war ein kleiner, blonder, blasser, schüchterner Jüngling, der andere, Peter Maritz mit Namen, war dick, breit, brünett, sehr rotbackig und äußerst lebhaft. Sie kamen von Breslau, hatten Wien und Prag besucht, wollten nach Weimar und von dort an den Rhein. Peter Maritz, ein ruheloser Kopf, hegte den Plan, nach England zu fahren, die damalige Zuflucht vieler

seinem Faust alle Viere von sich strecken müßte. Gerade dir, mein lieber Alexander, würd' ich so eine Schwimmtour kräftigst anraten. Du verspinnst und verwebst dich in dir selber, das ist gefährlich, du läßt dich von deinen Träumen betrügen, das Leben fehlt dir, das echte, rasende, rüttelnde Leben."

Alexander, von diesem Vorwurf schmerzlich getroffen, senkte den Kopf. „Was weißt du vom Volk?" fuhr Peter Maritz begeistert fort. „Was weißt du von den Millionen, die da unten in der Finsternis sich krümmen, während du an deinem Schreibtisch sitzest und den Federkiel kaust? Du wohnst bei den Schatten, sieh dich nur vor, daß du die Sonne nicht verschläfst. Wie es rund um mich nach Mark und Blut riecht, wie ich das Menschheitsfieber spüre, wie mich verlangt, die Fäuste in den gärenden Teig zu stemmen! Ei, Freund, das wird eine Lust werden, wenn ich von England aus die Peitsche über die dummen deutschen Köpfe sausen lasse! Erleben will ich's, das Ungetüm von Welt, erleben!"

„Erleben? Ist nicht jede Stunde ein Erleben von besonderer Art?" erwiderte Alexander zaghaft; „alles was das Auge hält, der Gedanke berührt, Sehnsucht und Liebe, Wolke und Wind, Bild und Gesicht, ist das nicht Erleben? Aber du magst recht haben, ich bin wie der Zuschauer im Zirkus, und auch mich drängt es, den wilden Renner selbst zu reiten. Schlimm, wenn ein Poet in der Luft hängt, ein Schmuckstück bloß für die tätige Nation und sein Geschaffenes zur schönen Figur erstarrt. Ja, du hast Recht und aber Recht, Peter, es ist ein trübseliges Schleichen um den Brei, seit langem spür ich's, und mich zieht's hinunter zu den Dunklen und Unbekannten, nicht um zu schauen, genug ist geschaut, genug gedacht. Mit ihnen möcht' ich sein, umstrickt von ihnen, verloren in ihnen."

„Es läßt sich nicht zwingen, mein Lieber," entgegnete Maritz mit der Fertigkeit dessen, dem Widerspruch Gesetz ist. „Wenn es dein Fatum ist, geschieht's. Doch es ist dein Fatum

nicht. Deine Natur ruht auf der Kontemplation. Unverwandelt mußt du bleiben, und wenn die Tyrannen Hackfleisch aus ihren Völkern machen, du hast ewig nur deine Feder gegen sie, und nicht das Schwert." — „Und du?" fragte Alexander. — „Ich! Ja, bei mir, siehst du, ist es doch ein wenig anders. Ich, wie soll ich dir das sagen, ich hab' die Epoche in meinen Adern, ich platze vor Gegenwart. Da wälz' ich seit Monaten einen Stoff in mir herum. Mensch! wenn ich dir den erzähle, da kniest du einfach."

Und Peter Maritz entwickelte in derselben hochtrabenden Suada seinen Stoff. Es handelte sich um einen hamletisch gestimmten Fürstensohn, der, mit seinem Herzen ganz beim Volk, zähneknirschend, doch tatenlos, Zeuge der Bedrückung eines despotischen Regiments ist. Während eines noch zu erfindenden Vorgangs voll Ungerechtigkeit und Felonie kommt es wie ein Rausch über ihn, er tötet den Vater, reißt die Gewalt an sich und verkündet seinen Untertanen die Menschenrechte. Bald zeigt es sich, daß er zu schwach ist, um die Folgen seiner Handlungen zu ertragen, ein jedes Gute, das er schafft, schlägt ihm zum Verderben aus, er vermag die Kräfte nicht zu bändigen, die er entfesselt hat und am Ende töten ihn die, denen er die Luft zum Atmen erst gegeben.

„Was denkst du darüber?" triumphierte Peter Maritz; „das ist ein Stöffchen, wie es nicht bei jedem Literaturkrämer zu haben ist." Alexander fand das Motiv sehr bedeutend; aber er wagte den Einwand, daß der Vatermord keineswegs notwendig sei, im Gegenteil, der alte König müsse zum Mitspieler bei der Niederlage des Sohnes werden. Peter Maritz war außer sich; er raufte sich die Haare; er erklärte dies für die größte Tölpelei, die ihm überhaupt je ins Gesicht hinein gesagt worden sei. Nichtsdestoweniger blieb der sanfte Alexander bei seiner Meinung, und streitend rückten sie in Kulmbach ein. Ihr Reisegepäck befand sich schon in der Torhalle

des Kronengasthofs, der starkbeleibte Wirt begrüßte sie mit einem Mißtrauen, das den bei Dunkelheit eintreffenden Fußgängern nicht erspart bleiben konnte. Sein Mondgesicht erhellte sich rasch, als sie sich Eigentümer der beiden Koffer nannten, besonders da auf dem Deckel des einen der Adelscharakter seines Besitzers angedeutet war. Er wies ihnen die besten Zimmer an und führte die Hungrigen hierauf in ein Honoratiorenstübchen, das neben dem allgemeinen Gastraum lag. Peter Maritz hatte sich nach frischen Zeitungen erkundigt, der Wirt hatte mit respektvollem Witz erwidert, er könne nur mit frischem Bier dienen, echtem und berühmtem Kulmbacher. Ohne eine Kraftprobe ließ es aber Peter Maritz keinen Frieden, und mit Fanfarenstimme schmetterte er durch die offene Tür ins Gastzimmer: „Bei der Kronen will ich nicht wohnen, nur im Freiheitsschein kredenzt mir den deutschen Wein!" worüber ein paar ehrsame Beamte, die dort zum Abendschoppen versammelt saßen, ein heftiger Schreck erfaßte, denn bis jetzt war ihre Stadt von allem Aufrührertum verschont geblieben. Flüsternd steckten sie die Köpfe gegeneinander.

Eine Weile unterhielten sich die beiden Freunde ruhig, jedoch beim Käse schlug Peter Maritz ungestüm auf den Tisch und rief: „Ich kann mir nicht helfen, Alexander, aber es wurmt mich, daß dir mein Plan nicht besser einleuchtet. Wenn der Alte, der ein Tyrann vom reinsten Wasser ist, nicht umgebracht wird, ist der Zusammenbruch des Prinzen nicht erhaben genug. Wozu das ganze Brimborium, wenn alles ausgehn soll wie das Hornberger Schießen! Eine Revolution muß mit Fürstenblut begossen werden, sonst ist kein wahrer Ernst dahinter."

„Tu mit dem König, was du willst," entgegnete Alexander maßvoll, „aber daß ihn der eigene Sohn töten soll, das wird den Prinzen in den Augen des Volks nicht ins beste Licht setzen, fürchte ich."

„Das ist eine Tat, damit rechtfertigt er sich und dadurch wird er schuldig," schrie Peter Maritz. „Gerade er muß ihn ermorden; wie könnte ich besser die Sklaverei veranschaulichen, unter der das Land keucht! Kann deine empfindsame Seele nicht begreifen, was für eine grandiose Katastrophe das gibt!"

Draußen in der Gaststube war es totenstill geworden. Der Lehrer, der Apotheker, der Schrannen-Inspektor, der Kreisphysikus, sie schauten verstört vor sich hin, der Busen zitterte ihnen unter der Hemdbrust, sie wagten nicht mehr, von ihrem Glas zu nippen. Der entsetzt lauschende Wirt machte mit den Armen flinke beschwichtigende Gesten gegen die heimische Kundschaft und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer. Ein paar Häuser entfernt war die Polizeiwache, und es dauerte gar nicht lange, so erschienen drei raupenhelmgeschmückte, bis an die Zähne bewaffnete Stadtsergeanten und begaben sich im Gänsemarsch in das Stübchen, wo die beiden Poeten noch immer um das Schicksal einer erdichteten Person rauften. Auch die Bürger und der Wirt drängten sich neugierig und schlotternd gegen die Schwelle. Das Donnerwort: Verhaftet im Namen des Königs! brachte eine verschiedene Wirkung auf die Ahnungslosen hervor. Alexander lächelte. Peter Maritz zeigte gebieterischen Unwillen, fragte nach Sinn und Grund, pochte auf die ordnungsgemäß visierten Pässe. Der Hinweis auf den mit seinem Kumpan geführten, von Mord und Aufruhr qualmenden Disput fand ihn von humoristischer Ueberlegenheit weit entfernt. Er tobte und unterließ nichts, um die guten Leute in ihrem Argwohn zu befestigen. Endlich fielen die drei Gesetzesgewaltigen über ihn her und legten ihm Handschellen an.

Jetzt hörte Alexander zu lächeln auf. Was er für Scherz und Mißverständnis gehalten, sah er ins Schlimme sich wenden. Sein bescheidenes Zureden, erst dem Freund, dann der

Obrigkeit, fruchtete nicht. „Wir haben über eine Dichtung beraten," sagte er höflich zu dem Apotheker, der sich am eifrigsten als Hüter des Vaterlands gebärdete. „Nichts da, solche Vögel verstehen wir schon festzuhalten," war die grobe Antwort. Er ergab sich, überzeugt, daß die Folge alles aufklären würde. Eine Anzahl Menschen füllte nun das Wirtshaus; Rede und Widerrede floß leidenschaftlich. Auf der Straße verbreitete sich das Gerücht, man habe zwei Königsmörder gefangen. Das Echo aufwühlender Ereignisse war auch zu dieser stillen Insel gelangt, Nachrichten von Fürstenabdankung, Bürgerschlachten und Soldatenmeutereien; so wurde man also, abends vor dem Schlafengehen, in den Wirbelsturm gerissen und was Beine hatte, lief herzu.

Peter Maritz knirschte in seinen wilden Bart, auf dem mädchenhaften Glattgesicht Alexanders zeigte sich Betrübnis und Verwunderung. Der Gang zum Polizeihaus war der schaudernd-gaffenden Menge ein willkommenes Spektakel. Ein leidlich humaner Aktuar, den man aus dem Hirschengasthof geholt hatte, und der ein wenig angenebelt war, führte das erste Verhör. Er schien nicht übel Lust zu haben, die beiden Leute für harmlos zu erklären; da traten zwei gewichtige Magistratspersonen auf, die der Meinung waren, daß eine Haft im Polizeigefängnis, das in voriger Woche zur Hälfte abgebrannt war, ungenügende Sicherheit gebe, sowohl gegen die Mordbuben, wie sie sich ausdrückten, als auch gegen den Ansturm des entrüsteten Volkes. Peter Maritz rief ihnen mit einem gellenden Demagogen-Gelächter zu: „Nur frisch drauf los! Schließlich wird man auch in Krähwinkel Genugtuung finden für die Niedertracht und Dummheit einer verrotteten Beamtenwirtschaft." Das war zu viel. Der Aktuar wiegte sein Köpflein; mit Hmhm und Soso und Eiei bekehrte er sich zu der Ansicht, daß man derart gesinnte Individuen doch auf der Plassenburg internieren müsse, bis man der Re-

gierung den Sachverhalt dargelegt und Befehle eingefordert habe.

Eine Leibesdurchsuchung endete mit der Konfiskation eines Revolvers aus der Tasche von Peter Maritz. Alexander war froh, daß man sein dünnes Manuskriptheftchen, das er im Innenfutter des Gilets trug, nicht entdeckt hatte und daß man mit der willigen Ablieferung seines Kofferschlüssels zufrieden war. Allerdings beunruhigte ihn der Gedanke, daß unter seinen und des Freundes Habseligkeiten sich mancherlei Druckschriften befanden, die nicht dazu dienen konnten, ihre verdrießliche Lage rasch zu bessern.

Der Transport auf die zum funkelnden Himmel getürmte, umwaldete Burg glich einem Volksfest. Peter Maritz schimpfte und fluchte unablässig, aber als sie beim Schein eines Oellämpchens vor dem aktenbeladenen Tisch des Wachoffiziers standen, entschloß er sich, durch Beredsamkeit ein Letztes zu versuchen. Es fing an wie eine Rhapsodie und endete wie ein Pater peccavi. Alles war umsonst; der kümmerliche und verschlafene Herr hatte keine Ohren für einen Burschen mit Handschellen. „Zimmer Numero sechzig." Das war die einzige Antwort.

Also wenigstens ein Zimmer und keine Zelle; wenigstens zu zweien und nicht allein. Peter Maritz wurde seiner Fessel entledigt. Der Wärter sagte ihnen, daß das Gebot des Schweigens, das hier waltete, für sie nicht gültig sei, da sie noch nicht Verurteilte waren, doch müßten sie sich hüten, einen der Gefangenen anzusprechen. So erfuhren sie zum erstenmal von diesem sonderbaren Umstand, und beiden lief ein gelindes Zagen über die Haut. Durch hallende Korridore, an eisernen Türen vorbei kamen sie in den Raum, der für ihre Haft bestimmt war: vier nackte Wände, zwei Pritschen und ein vergittertes Fenster. Der Schlüsselträger, selbst zur Gewohnheit des Schweigens verpflichtet, deutete auf den Wasserkrug, dann schnappte das Schloß und sie waren im Finstern. „Ach was,"

seufzte Alexander, „eine Nacht ist kurz." — „Jawohl, wenn sie vorüber ist," brummte Peter Maritz, der etwas kleinlaut zu werden begann. — „Na, findest du noch immer, daß dein alter König umgebracht werden muß?" stichelte Alexander mit einem scherzhaften Ton, der echt klang. — „Laß mich in Frieden," wetterte der Dramatiker, „verdammter Einfall, verdammtes Land." — „Nur ruhig Blut," mahnte Alexander aus der Dunkelheit; „sollte das, was uns passiert ist, nicht auch zu dem großen Leben gehören, das du mir so gepriesen hast?" — „Mensch, ich glaube, du spottest meiner," rief Peter Maritz wütend. — „Mit nichten, Freund. Ich denke eben darüber nach, wer wohl die übrigen Schloßbewohner hier sein mögen, und von wem uns diese Mauern rechts und links scheiden. Ich komme mir vor wie in die tiefste Tiefe des Menschengeschlechts entrückt, und wenn ich mir gegenwärtig halte, wie viel Herzen rings um uns mit aller Blut- und Pulseskraft nach Freiheit schmachten, dann will mich unser Unglück nicht mehr so groß dünken." — „Der Geschmack ist verschieden, sagte der Hund, als er die Katze ins Teerfaß springen sah. Das Zeugs, worauf ich liege, ist steinhart, trotzdem will ich schlafen, weil ich sonst verrückt werden müßte vor Wut."

Kurze Zeit nach dieser übellaunigen Replik schnarchte Peter Maritz schon. Alexander jedoch, mit dem Gefühl des Neides und mit dem andern Gefühl leiser, fast noch wohlwollender Geringschätzung gegen den Freund, überließ sich seinen Gedanken. Er war eine jener geborenen Poetennaturen, denen Welt und Menschen im Guten wie im Bösen eigentlich nie ganz nahe kommen können, als ob ein Abgrund des Erstaunens dazwischen bliebe. Nur das Schauen gibt ihnen Leidenschaft, nur die Teilnahme über den Abgrund hinüber gibt ihnen Schicksal; zu leben wie die andern, von Welle zu Welle gewirbelt, würde sie zerreißen und entseelen. Deshalb vermochte er mit neugieriger Ruhe auf das Kommende zu blicken,

das sich seiner Ahnung mehr als seiner Vernunft vorverkündigte.

Welche Phantasie wäre auch imstande gewesen, eine Wirklichkeit wie die hinter diesen Mauern zu malen, ohne daß leibliche Augen gesehen hatten, ohne zu wissen und empfunden zu haben, was das Schweigen hier bedeutete! Die fünfzig oder sechzig Sträflinge, die zur Stunde in der Feste waren, hatten beinahe vergessen, den Verlust der Freiheit zu beklagen, hatten die Übeltaten vergessen, durch die sie die Gemeinschaft mit freien Menschen eingebüßt, und jeden erfüllte nur ein einziger Wunsch: reden zu dürfen. Nichts weiter als dies: reden zu dürfen. Darin unterschied sich der Jüngling nicht vom Greis, der Phlegmatische nicht vom Hitzigen, der Einfältige nicht vom Klugen, der wortkarg Veranlagte nicht vom Schwätzer, der Trotzige nicht vom Bereuenden. Der Neuling ertrug es noch; im Anfang schien es manchem leicht; um ihn war die Luft noch von gesprochenen Worten voll, Gehörtes und Gesagtes tönte noch in ihm. Drei Tage, zehn Tage, zwanzig Tage vergingen; was er zuerst kaum bedacht, dann nur als lästig empfunden, war noch immer nicht Qual; die Stille entwirrte seinen Geist, Erinnerungen stellten sich ein, ein Laut der Liebe, das mächtige Wort eines Richters, die Mahnung eines Priesters, die Bitte eines Opfers, all das gab dem Nachdenken Stoff, der Dunkelheit einiges Licht.

Aber da wurde er gewahr, im Arbeitssaal etwa, oder beim Gottesdienst in der Kapelle, was in den Zügen der Jährlinge wühlte. Das Zusammensein mit den Genossen regte eine Frage auf; er durfte nicht fragen. Ein Geräusch im Haus, Stimmen aus dem Wald, Tierschreie drangen an sein Ohr; er durfte nicht fragen. Der Unvorsichtige sühnte schwer, wenn er sich vergaß. Die nicht gesprochenen Worte belasteten das Gedächtnis; wenn einer den andern anschaute, bewegten sie die Finger, hauchten in die Luft, scharrten mit den Füßen, strafften

oder runzelten die Stirn, blinzelten oder schlossen die Augen, und diese Merkmale der Ungeduld bildeten eine Sprache für sich. Lief eine Maus über den Boden des Arbeitsraumes, so zitterten sie; die Lippen des einen rundeten sich zum Ruf, die des andern zum Lachen, Arme streckten sich aus, eine ungeheure Spannung war in ihnen, bis die Aufseher mit ihren Stäben auf die Tische schlugen und mit Blicken die Zungen bändigten, die sich regen wollten.

In der Zelle für sich ganz leise hinzusprechen, ins leere Nichts zu murmeln, machte das Verbotene nur fühlbarer und befriedigte so wenig wie den Durstigen die Feuchtigkeit des eigenen Gaumens labt. Mit dem Fingernagel oder mit einem Holzspan Worte, Hieroglyphen, Köpfe in den Kalk der Mauern zu ritzen, steigerte das Verlangen nach dem Schall. Es überwand oft jedes Bedenken, jede Furcht, und mancher meldete sich zu einer Mitteilung. Gefragt, was es sei, erwiderten sie, vom bloßen Klang der Sprache entzückt, sie hätten ein neues Geständnis zu machen und bezichtigten sich einer Untat, die sie nie begangen hatten, nannten erfundene Namen, schilderten Umstände und Verwicklungen, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehrten. Man war darauf gefaßt; das Abenteuerliche wurde schnell durchschaut, dem Ungereimten weiter nicht nachgeforscht und der Lügner ertrug die Strafe, froh, daß er hatte sprechen dürfen, daß er Worte gehört, daß man ihn verstanden, ihm geantwortet hatte.

Aber in der Folge, im Verlauf der stummen Tage, Wochen und Monate erschien ihm seine Zunge wie ein verdorrtes Blatt, und alles rings um ihn wurde grauenhaft lebendig. Dies aufgezwungene Schweigen machte die Dinge laut; die Einsamkeit wäre den Zellenhäftlingen erträglich gewesen, wenn das mitteilende Wort sie an Raum und Zeit und Zeitverlauf gebunden hätte; nun war sie ein Schrecken. Wer kann es aushalten, immer bei sich selbst zu weilen! Der Sinnvollste, der

Gesegnetste nicht. Was im Menschen innen ist, strebt nach außen, und äußere Welt soll doch nur Gleichnis sein. Diesen Gefangenen aber, alt und jung, schuldig oder minder schuldig, böse oder mißleitet, wurde alles Leben zu einem Draußen, einem Losgetrennten, Gespensterhaften und Geheimnisvollen, auch ihre Laster und ihre Wünsche, ihre Verbrechen und die Wege dazu.

So dachte sich der eine den Wald, durch den er täglich vom Dorf zur Ziegelbrennerei gegangen war, wie eine finstere Höhle, erinnerte sich, obwohl Jahre seitdem verflossen waren, an gewisse Bäume, glattrindige, mit ausgebreiteten Wipfeln, und Gräben und Löcher im Pfad waren wie Furchen in einem Anzlitz. Andern war ein Pferd, auf dem sie geritten, ein Hund, den sie abgerichtet, ein Vogelbauer vorm Fenster, eine Tabakspfeife, die sie besessen, ein Becher, aus dem sie getrunken, der Winkel an einer Stadtmauer, ein Binsendickicht am Fluß, ein Kirchturm, ein schmutziges Kartenspiel zu beständig redendem Bild geworden, worin sie sich verspannen, das ihnen Brücken schlug zum ungehörten Wort. Sie versetzten sich in Räume, sahen mit verwunderlicher Genauigkeit alle Gegenstände in den Zimmern der Bürger, in Häusern, an denen sie nur vorübergewandert: Ofen und Spind, Sofa und Pendeluhr, Tisch und Bücherbrett, und alles hatte Stimme, all das erzählte, all dem antworteten sie, jedes Dinges Form da draußen, in fern und naher Vergangenheit, war Wort und Sprache.

Unter diesem Mantel des Schweigens hatte die Reue keine Kraft mehr. Deshalb dachten sie in verbissenem Haß der Umstände, die sie einst überführt. Den einen hatte eine Fußspur verraten, den andern ein Knopf, den dritten ein Schlüssel, den vierten ein Blatt Papier, den fünften ein Geldstück, den sechsten ein Kind, den siebenten der Schnaps. Nun beschäftigte er sich tage- und nächtelang mit diesem einzelnen, zog es zur Rechenschaft, fluchte ihm, sah alle Gedanken davon re-

giert, erblickte es in jedem Traum. Und die Träume waren angefüllt mit Gesagtem, ein Chor von Stimmen tobte darin, und sie tönten von nie vernommenen Worten. Die Träume waren für sie, was einem Kaufmann seine Unternehmungen, einem Seefahrer seine Reisen, einem Gärtner seine Blumen sind. Brach dann für einen, der seine Strafe abgesessen, die Stunde an, die ihn der menschlichen Gesellschaft wiedergeben sollte, so taumelte er schweigend hinaus zum geöffneten Tor, die Gewalt des Eigenlebens, das er plötzlich zu verantworten hatte, erdrückte Hirn und Brust; die Luftsäule, die Sonne, die Wolken brausten in seinen Ohren, es wirbelte ihn nur so hin, er mußte in die nächste Kneipe flüchten und trinken, und es soll sich ereignet haben, daß einige ihrem Leben freiwillig ein Ende bereiteten, nur darum, weil sie nicht gleich einen Gefährten fanden, um zu reden.

In eine solche Welt also waren, durch Mißgeschick halbkomischer Art, die beiden jungen Männer verschlagen worden. Als Peter Maritz am Morgen erwachte, schlief Alexander noch, denn er hatte erst spät den Schlummer finden können. Peter rüttelte ihn, äußerte sich spöttisch über die Langschläferei und behauptete, er habe kein Auge schließen können. Hiezu schwieg Alexander. Nach einigem Herumschauen machte er den Freund lächelnd auf einen Spruch aufmerksam, der neben dem Fenster an die Mauer geschrieben war. Er lautete: „Bis hierher tat der Herr mich hilfreich leiten, er wird mich auch einmal vom Galgen schneiden.“ Darunter hatte eine ungeübte Hand gekritzelt: „Wenn ich einen Galgen seh, tut mir gleich die Gurgel weh.“ An einer anderen Stelle war ein Beil gezeichnet, mit den Worten: „Der Teufel hol die Hacke.“ Neben der eisernen Tür war folgender Reim zu lesen: „Herr Gott, in deinem Scheine, laß mich nicht so alleine, und gib mir Gnade zu fressen, doch nicht so schmal bemessen, wie du dem Sünder gibst, den du so innig liebst.“

„Das nenn' ich ein erbauliches Gemüt," sagte Peter Maritz, „und es ist immerhin tröstlich, zu wissen, daß wir uns unter Kollegen befinden." Erst nach einer Stunde erschien der Wärter, fragte, ob sie ihre Kost bezahlen wollten, und nachdem sie sich dazu verstanden, besorgte er Brot, Fleisch und Wein. Peter Maritz forderte ungestüm, vor den Richter geführt zu werden; er erhielt keine Antwort. Ein neuer Wutanfall packte ihn, als die Tür wieder versperrt wurde; es dauerte lange, bis Alexander ihn beschwichtigt hatte, und dann zeigte er sich sehr niedergeschlagen. Alexander begab sich an das vergitterte Fenster, das einen Ausblick auf den Burghof verstattete, und er sah eine lautlose Kolonne von Sträflingen, die von einem halben Dutzend bewaffneter Aufseher geführt, paarweise mit langsamen Schritten über das Steinpflaster wandelten.

Nie zuvor hatte er eine solche Schar wüster und trauriger Gestalten erblickt; bleiche, grauhäutige Männer, mit tiefen Kerben um die Mundwinkel, mit rauhen Haarstoppeln am Kinn, oder auch langbärtig, oder auch ganz glatt, wie es die geborenen Verbrecher oft sind. Die Köpfe waren geschoren, die Hälse meist auffallend hoch und dünn, Arme und Beine schlenkerten kurios. Ein Bursche ragte um Hauptes höhe über die andern; er schien kaum zu atmen, seine Augen waren zugekniffen, der Mund stand offen und hatte einen Zug von diabolischer Gemeinheit. Neben ihm ging ein Mensch mit einem Gesicht, das einer Schinkenkeule glich, roh, gedunsen, tierisch. Ein Schmalbrüstiger, Hinkender fletschte die Zähne, ein Rothaariger lachte stumm, ein bäurisch Ungeschlachter hatte einen Ausdruck idiotischer Schwermut, ein schlanker Kerl lächelte süß und infam. Einer sah aus wie ein Matrose, stämmig, weitblickig, breitgängerisch, ein anderer wie ein Soldat, ein dritter wie ein Geistlicher, ein vierter wie ein verkommener Roué, ein fünfter wie ein Schneider, doch alle

nur wie Schattenbilder davon, trübsinnig und geisterhaft, ins Innere versunken wie in einen Schacht und nach außen hin nur lauschend gleich Hunden, die sich schlafend stellen und schon bei einem Windstoß die Ohren spitzen. Das Geräusch ihrer Schritte schien ihnen wohltuend; als eine Krähe schnarrend über ihren Häuptern hinzog, schreckten die einen zusammen, die andern hefteten starr und finster die Blicke empor.

Alexander rief den Freund und deutete hinaus. Peter Maritz runzelte die Brauen und meinte, das sei eine schöne Sammlung von Charakterköpfen. Das Fenster war offen, die zuletzt Vorbeiziehenden hörten sprechen, ihre Gesichter wandten sich den zweien zu, unermeßlich erstaunt, dann drohend, grinsend, begierig und wild. Die Aufseher ballten drohend die Faust hinauf und winkten. Alexander und Peter traten bestürzt zurück. Lebhaft bewegt schlug Alexander die Hände zusammen. „Was für Menschen," murmelte er, „und doch Menschen!" — „Dich dauern sie wohl?" fragte Peter zynisch. „Spar dein Mitleid, es macht dich dort zum Schuldner, wo du nicht handeln kannst. Handle, reiß ihnen die Herzen auf! Treib' sie gegen das Philisterpack! Freilich, da ziehst du den Schwanz ein, du Dichterjüngling, weil du träg bist und keine Rage in dir hast."

Alexander bebte, er griff nach seinem Manuskript, seine Augen brannten und mit einer Gebärde schönen Zorns warf er Peter Maritz die Blätter vor die Füße. Ruhig bückte sich der andre darnach, ruhig fing er an zu lesen, schüttelte hie und da den Kopf, machte ein zweifelndes, ein gnädiges, ein überlegenes, ein prüfendes, ein unbestechliches Gesicht, und schließlich, dem Harrenden glühten schon die Sohlen, er schämte sich, bereute schon, schließlich sagte Peter Maritz: „Ganz hübsch. Recht artig. Eine gewandte Metrik und nicht ohne Originalität in der Metapher. Aber was sollen Verse, mein Lieber? Das ist für die Frauenzimmer. Wenn du ehr-

lich bist, mußt du zugeben, daß du ein schlechtes Gewissen dabei hast." Alexander hätte weinen mögen; er verbiß seinen Schmerz, entgegnete aber nichts. Das Hefichen steckte er wieder in die Tasche, reicher an Erfahrung und um ein Gefühl ärmer, als er vor einer Stunde gewesen. Mit hoffnungsloser Miene grübelte er vor sich hin, während Peters Ungeduld beständig wuchs.

Wenn man in der Stadt nicht der eintreffenden Revolutionsnachrichten aus dem Reich halber in Angst und Aufregung geraten wäre, hätte sich wohl unter den Beamten und Gerichtspersonen ein besonnener Mann gefunden, den die Verhaftung der beiden Reisenden bedenklich gemacht hätte. Trotz der verbotenen Bücher, die man in ihren Koffern entdeckt hatte, ließ der Aktuar den Wunsch verlauten, sie in eine minder entwürdigende Umgebung zu bringen. Der Beschluß darüber wurde aber vertagt, und so kam es, daß die unrechtmäßig Eingekerkerten in die Ereignisse der folgenden Nacht verwickelt wurden.

Es war am Morgen ein neuer Sträfling angelangt, ein Friseur namens Wengiersky, der wegen Kuppelei zu zwei Jahren verurteilt war. Er hatte sich schon bei der Kopfschur ungebärdig benommen, und als die Hausordnung verlesen wurde, insonderheit der Paragraph vom Schweiggebot, lachte er verächtlich. Im Arbeitssaal musterte er die Kameraden mit flackernden Blicken, stand eine Weile mürrisch und untätig, rührte sich erst nach dem dreimaligen Befehl des Aufsehers, plötzlich aber schrie er in die Totenstille des Raums mit einer gellenden Stimme: „Brüder! Wißt ihr auch, daß man im ganzen Land die Fürsten und Herren massakriert! Eine große Zeit bricht an. Es lebe die Freiheit!" Weiter kam er nicht, drei Aufseher stürzten sich auf ihn, und obgleich er nur ein schmächtiges Männchen war, hatten sie Mühe, ihn zu überwältigen. Er wurde sofort in Eisen gelegt.

Die Sträflinge zitterten an allen Gliedern und sahen aus wie Verhungernde, an denen eine duftende Schüssel vorübergetragen wird. Erst allmählich wirkte das gehörte Wort; es gab also diese Möglichkeit, die bisher nur wie Phantasmagorie und Wahnsinn in den verborgensten Winkeln ihres Geistes gewohnt hatte! Und wenn es die Möglichkeit gab, dann konnte sie erfüllt werden. Sie konnte nicht nur, sie mußte. Es ging eine furchtbare Verständigung von Blick zu Blick vor sich. Es war fünf Uhr nachmittags; um halb sechs sollten sie in die Zellen zurückkehren. Die Wärter, den nahenden Aufruhr mehr spürend, als seiner gewiß, beschlossen, die Arbeitsstunde zu kürzen; auf das erste Kommando wurden die Werkstücke niedergelegt: Putzlappen, Nadel, Zwirn, Korbrohr, Hobel, Sackleinwand, auf das zweite zum Antreten, stieß auf einmal der Riese, Hennecke war sein Name, einen heiseren Ruf aus, warf sich über den ersten Aufseher, umschlang ihn und schleuderte ihn zu Boden. Im Nu folgten die Gefährten seinem Beispiel; keuchend und dumpf jauchzend schlugen sie ihre Peiniger nieder, banden sie mit Baststricken, stopften ihnen Knebel zwischen die Zähne, dann setzte sich Hennecke an die Spitze des Haufens und drang in den Korridor. Sie waren dreiunddreißig; vierundzwanzig befanden sich in den Zellen, fünf in Dunkelhaft. Die Schar teilte sich; die größere Anzahl unter dem Befehl Woltrichs, eines blatternarbigen Diebes, zog zur Kanzlei und zum Wachthaus, um die Schreiber, die Nachtaufseher, den Posten am Tor, die Wache selbst zu überrumpeln und unschädlich zu machen. Ein Unteroffizier, der verzweifelt Widerstand leistete, wurde getötet. Der Gewehre hatten sich die Meuterer mit umsichtiger Schnelligkeit versichert; das Haupttor wurde zugeschlagen und von innen abgesperrt, und die Gefesselten wurden in einen Keller hinuntergeschleift. Inzwischen hatte Hennecke sämtliche Zellen geöffnet und auch die Kettensträflinge befreit. Die ganze Horde

wälzte sich aus dem dunklen Eingang in den Schloßhof. Hennecke fragte, ob einer von den Muffmaffs, wie sie die Obrigkeits- und Aufsichtsorgane nannten, entkommen sei, worauf der mit dem Schinkenkeulengesicht erwiderte, er habe einen Soldaten den Berg hinabrennen sehen. Es wurde beschlossen, eine Wache auszustellen, und Hennecke kommandierte einen Alten auf die Mauerbrüstung. Widerwillig gehorchte der, weil er sich ungern von den Brotlaiben, Würsten und Bierfässern trennte, welche die Genossen aus der Kantine herzuschleppten.

Auch Peter Maritz und Alexander Lobsien waren befreit worden. Sie traten unter den Letzten in den Hof und duckten sich scheu in einen Winkel. Am liebsten hätten sie sich unsichtbar gemacht; in ihrer Zelle hätten sie sich wohler befunden. Das Heldenherz von Peter Maritz schrumpfte zusammen; er erwog die Annehmlichkeit von Gesetz und Polizei; es ist eine mißliche Sache mit den Ideen, die in die Tat umgesetzt werden, wenn man gerade dabei ist und mitspielen soll. Alexander hingegen war so kalt, wie es die Leute von Phantasie nicht selten werden, wenn sie ernstlich in Gefahr geraten. War doch so viel vom Leben schwadroniert worden; er sagte sich, daß wirkliches Erleben nur zu finden ist, wo das Leben abgewehrt, nicht wo es aufgesucht wird. Hier drang Geschehen und Leiden, Schicksal auf Schicksal gegen ihn ein wie Lichtstrahlen durch eine zersprengte Tür.

Die anbrechende Nacht wurde den Meuterern unbequem. Ein gewisser Hahn, Buchbinder seines Zeichens und wegen seines Pergamentgesichts der gelbe Hahn geheißen, schlug vor, den Holzstoß neben dem Wachthaus anzuzünden. Die Scheite wurden in die Mitte des Lagers geschafft, bald flammte das Feuer auf und beleuchtete die ruhelosen Gestalten, die verwitterten Züge, kahlen Köpfe, grauen Kittel und ununterbrochen sprechenden Mäuler mit schwarzen, schiefen, einschich-

tigen oder gelbblitzenden Zähnen. Denn jetzt brach ein fieberhafter Redesturm los. Manche fanden nur allmählich den Mut; erst nippten sie wie glückselige Trinker, dann kam über alle der Rausch. Sie schrien und gellten durcheinander, lachten und tobten grundlos, räkelten sich auf der Erde, patschten in die Hände, johlten unflätige Lieder oder auch ein kindisches Eiapopeia, umarmten einander, zerschlugen Gläser und Töpfe, rauften, fluchten, meckerten, weinten, pfiffen, tranken und stopften faustgroße Bissen in den Rachen.

Der Alte auf der Mauerbrüstung, ein vielfach abgestrafter Wildfrevler, sang fortwährend ein und dieselbe Strophe: „Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehn wir zum Land hinaus," immer in derselben schläfrigen und langgezogenen Tonart, nur um am allgemeinen Lärm teilzunehmen. Woltrich zählte an den Fingern auf, was er bei seinem letzten großen Fang gestohlen hatte: neunzig Silbergulden, zwei Armbänder, eine Elfenbeinkassette, ein Dutzend goldene Schaumünzen und vierzehn Uhren. Und strahlend rief er: vierzehn Uhren! vierzehn Uhren! als ob sie noch in seinem Besitz wären. Ein Mensch mit einer winzigen Nase, der heitere Konrad genannt, redete mit Entzücken von der Brandstiftung, die er begangen, und wie er sich dadurch an einem wucherischen Bauern gerächt. Der mit dem infamen Lächeln hieß Gutschmied und war ein zu sechs Jahren verurteilter Hochstapler. Er war viel in der Welt herumgekommen, war immer vierspännig gefahren, wie er versicherte, und trug noch einen Rest von noblen Manieren und gravitätischem Benehmen zur Schau. Er kannte alle Hehler der großen Städte, verachtete die Juden und liebte den Kaviar. Er hatte dem Herzog von Nassau eine Mätresse abspenstig gemacht und einen Reichshofrat um zehntausend Taler betrogen. Er verstand sich auf Edelsteine und beklagte es, daß er einmal, um nicht erwischt zu werden,

einen kostbaren Sternsaphir verschluckt habe, der nie mehr zum Vorschein gekommen sei.

Ihn überschrie mit Kastratenstimme einer, der seiner Geliebten Gift in den Salat gemengt hatte. Er behauptete, nicht er habe das Weibsbild geschwängert, sondern der Ortsschulze; auch sei kein Gift im Salat gewesen, sondern Glasscherben, und gestorben sei sie, weil sie dreißig Jahre lang an Kolik gelitten. Ein anderer, der Sohn eines Schäfers, hatte ein ganzes Dorf betrogen durch die Vorspiegelung eines unter Ruinen vergrabenen Schatzes; den Ärmsten hatte er ihre Ersparnisse mit der geheimnisvollen Phrase entlockt, er müsse die bösen Geister des Schatzes besänftigen, und durch nächtliche Beschwörungen und feierlichen Hokuspokus hatte er die einfältigen Leute in eine wahre Hysterie der Habsucht versetzt. Und da war Hennecke, der einer umgehauenen Buche wegen gemordet, im Jähzorn den Nachbar erschlagen hatte; seine Gedanken hafteten noch immer an dem Baum, dessen Wipfel das Gemüsebeet hinter seinem Haus zerstört hatte. Wie ein aus Eisen gegossener Riese stand er da, kalt und wild. Da war ein Müller, der den Knecht erstochen hatte, weil er die Frau verführt, und der nicht müde wurde, zu schildern, wie er vom Wirtshaus zu früherer Stunde als sonst heimgekehrt und die Treppe hinaufgeschlichen und wie das ehebrecherische Weib ihm entgegengestürzt und wie das Kind geweint und wie der Schuft entfliehen gewollt und wie er den Leichnam in den Bach geworfen und wie er in den Wäldern herumgeirrt, sein winselndes Knäblein an der Hand. „Da griffen sie mich," sagte er, „da griffen sie mich, und der Bub hatte solchen Hunger, daß er den Mehlstaub von meinen Ärmeln leckte." Der gelbe Hahn erzählte von einer Erbschaft, die ihm hätte zukommen sollen und die sein Schwager an sich gerissen. Da hatte er Briefe gefälscht und Zeugen der Sterbestunde zum Meineid beredet. Wehmütig klang seine Trauer um das

verlorene Erbe, Gold und Scheine zählte er auf und schwärmte, wie er damit hätte genießen können, wie er ein schuldenfreier Mann geworden wäre, den Sohn hätte er Theologie studieren lassen. Die zwei Bauern, die für ihn den falschen Eid geschworen, waren auch zugegen, frömmelnde und scheinheilige Gestalten; sie leierten Gesangbuchverse und tranken Schnaps. Peckatel, ein Totengräber aus dem Spessart, hatte einem durchreisenden Fremden den Hals abgeschnitten, und das war so zugegangen: er hatte zugleich den Beruf eines Barviers versehen; da er aber meist Leichname rasierte, so konnte er dies Geschäft an den Lebendigen nur verrichten, wenn sie auf dem Rücken lagen wie Tote; als er nun den Fremden vor sich liegen sah, dachte er: was für einen schönen, glatten Hals der Mann hat, und so schnitt er den verführerischen Hals durch und bemächtigte sich der gefüllten Geldkatze seines Opfers, nur um des schönen, glatten Halses willen.

Betrüger, Diebe, Straßenräuber, Erbschwindler, Kuppler, Meineidige, Bankrottierer und Fälscher, sie alle redeten vom Geld, priesen oder verfluchten das Geld, das sie bezaubert, berauscht und verraten hatte.

Fern vom Feuerkreis, einsam auf einem Holzblock gekauert, saß Christian Eßwein, ein Mann von fünfzig Jahren, mit langem grauem Bart, durch Blick und Gebärde eine stille Gewalt ausübend. Welch ein Dasein! Im Strom der bürgerlichen Existenz tauchen manchmal Figuren von heroischer Prägung auf, deren Weg nur darum zum Abgrund führt, weil ihnen die tragische Lebenshöhe fehlt; Gemeinsamkeit bindet ans Gemeine.

Er hatte alles probiert, was ein Mann probieren kann, um sich und den Seinen Brot zu verschaffen. Er war Schmelzer, Seifensieder, Oblatenbäcker, Handschuhmacher, Wirt, Gärtner, Knecht, Kleinkrämer und Händler gewesen, aber was er auch beginnen mochte, das Unglück war stets hinter-

her. War die Wirtschaft gerade im Aufblühen, so brach die Cholera in der Stadt aus; hatte er zweitausend Oblaten gebacken, so kamen die neuen Blättchen mit der Namenschiffre in Mode, und sein Vorrat wurde wertlos; kaufte er Schweine für den Winter ein, weil sie billig waren, da der Bauer kein Futter hatte und verkaufen mußte, so hatten die Händler ebenfalls viele Schweine erworben und verdarben ihm die Preise; bewahrte er Schinken und Würste für den Sommer, so trat eine entsetzliche Hitze ein und verdarb alles; waren einmal Ersparnisse im Haus, so erkrankte die Frau und Arzt und Apotheker verschlangen das bißchen Geld. Er arbeitete Tag und Nacht, aber die Arbeit trug keinen Segen; es war, als ob er von schattenhaften Feinden umstellt sei, und endlich lähmte ihn die Furcht vor dem Verhängnis dermaßen, daß er bei jedem Beginnen schon des üblen Ausgangs gewärtig war. Er war nicht beliebt; er verscherzte es mit der Kundschaft durch ein kurzes und allzu sachliches Wesen. Sein stolz verschlossener Sinn konnte von den Mitbürgern nicht gewürdigt werden. In seiner Familie war niemals Zwist. Am Abend saß er entweder beim Schachbrett, in die Lösung von Problemen vertieft, oder er las schöne Bücher vor, am liebsten die Lebensbeschreibungen seiner Helden Abd el Kader, Ibrahim Pascha und Napoleon. Eines Tages kaufte er ein Klassenlos, und in einer Anwandlung froher Laune versprach er seiner Schwägerin, die dabei war, die Hälfte des Gewinns, wenn das Los gezogen würde. Das Los kam mit zweihundert Talern heraus. Er schickte die jüngere Tochter, um das Geld abzuholen; sie verlor es unterwegs; es waren Staatsscheine, das Geld war hin. Kein Wort des Vorwurfs kam aus seinem Mund; nicht nur, daß er das Mädchen tröstete, sondern er bezahlte auch unter den schwersten Opfern, weil das Gewinnerglück bekannt geworden war und man den Verlust als schnöde Ausrede betrach-

tet hätte, seinem Versprechen gemäß hundert Taler an die Schwägerin.

Seine beiden Töchter liebte er über alle Maßen. Er hatte sie nie zur Schule geschickt, sondern beide selbst unterrichtet. In ihnen verkörperte sich seine Lebens- und Schicksalsangst, für sie zitterte er vor der Zukunft. Es war Weihnachten vorüber, und nur noch ein einziger preußischer Taler war im Haus. Die Uhr der Jahre schien abgelaufen, die Zeit selber still zu stehn, Hoffnungslosigkeit verrammelte alle Wege. Eßwein war müd und mürb; der ewige nutzlose Kampf hatte ihn verworren und verzweifelt gemacht, seine Gedanken gehorchten ihm nicht mehr, böse Ahnungen verfinsterten seinen Geist. Am ersten Januar mußte die Miete für das Häuschen bezahlt werden, am ersten Januar war ein Wechsel fällig, der Viehhändler verlangte sein Geld für gelieferte Schweine. Frau und Töchter wollten leben; wovon? Das Geschäft war so gut wie vernichtet, alle Vorräte weg, und Eßweins Erwägungen kreisten bang um den einzigen Taler, den letzten Schutz vor dem Bettlertum. Er zergrübelte sich das Hirn nach einem Aushilfsmittel; umsonst. Eine schlaflose Nacht folgte der andern, und nun lagen noch drei Tage da, der Sonntag, der Montag und der Dienstag. Allein aus der Welt gehen durfte er nicht. Die Frauen preisgegeben! der Armut, der Schande, der Bosheit, dem Laster verfallen, hingestreckt vor dem ungerührten Schicksal, beleidigt, besudelt, zertreten! Vielleicht, daß die Mutter ehrenhaft ihr Brot finden konnte, aber die Töchter nicht; Jungfrauen, unschuldige, vertrauende Geschöpfe. Die eine, schön und stolz, schwermütig und weich, mit ihren zwanzig Jahren noch des Lebens Fülle erwartend; die fünfzehnjährige, vor der Zeit erblüht, heiter und anmutig, ohne Falsch, ohne Wissen von der Welt, was sollte aus ihnen werden? Sie werden ihre Käufer finden, sagte sich Eßwein, sie werden sich der Reinheit entwöhnen, sie werden die Hand

beschmutzen, niedergeschleudert von der Gewalt des Elends. Wenn es Knaben gewesen wären; aber Töchter! Töchter! Es gibt einen Punkt, wo das Gefühl eines Vaters tyrannischer wird als das eines Verliebten, noch angstvoller erregt von den Drohungen des Geschicks. Ein Kind ist Eigentum, trotzte Eßwein, eigen Fleisch, eigen Blut; seine Ehre ist meine Ehre, seine Schmach die meine. So gab ihm die Liebe Kraft zu der furchtbaren Tat. Er schickte sein Weib mit einem Auftrag in das nächste Dorf, wo sie auch übernachten sollte. In wunderlichen Gesprächen verbrachte er mit den Töchtern den Abend; er war eine Art Philosoph und hatte sich vieles von den Lehren der alten Mystiker zu eigen gemacht. Die beiden Mädchen gingen zur Ruhe, für die Ewigkeit zur Ruhe. Kein lüsterner Geck soll euch nahen, rief ihnen Eßwein im Geiste zu, kein Unwürdiger eure keusche Brust öffnen; der Verrat nicht zu euch dringen, Notdurft euch nicht peinigen, die Kälte der Herzen euch nicht frieren machen. Wenn auch nur der entfernteste Hoffnungsstrahl geleuchtet hätte, und wenn es nicht ein Werk der Liebe gewesen wäre, so hätte ihm sicherlich der Mut gefehlt, als er mit der Schußwaffe an das Lager der Jüngsten trat, um sie noch einmal zu küssen, bevor er sie der Menschheit entwand. Und nun hinüber, schmerzlos hinüber, auch die andere, nicht minder geliebte hinüber, dann zum Ende mit dem eigenen Dasein. Aber die Kugel traf das Herz nicht. Er sank nieder, er atmete noch, er lebte weiter; du stirbst nicht, du kannst nicht sterben, das Schicksal läßt dich nicht aus seiner Faust, schrie es in ihm. Das Auftauchen von Menschen, die Wochen der Heilung; Haft, Gericht, Verhör, das alles war ein einziger schwarzer Traum, bis endlich das ersehnte Todesurteil verkündet wurde. Schuldig konnte er sich nicht finden, aber den Tod wünschte er mit allen Kräften seiner Seele herbei. Und „das Schicksal läßt mich nicht!“ schluchzte er erschüttert, als ihm der Richter die Begnadigung des Kö-

nigs vorlas. „Am Leben bleiben!" rief er; „gezüchtigt durch Zuchthaus für eine solche Tat, die dem Himmel selber abgerungen war! Eingekerkert mit dem Abschaum der Kreaturen!" Er wollte sich durch Verhungern töten, aber die körperlichen Erniedrigungen, denen er sich dadurch aussetzte, zwangen ihn, dieser Absicht zu entsagen.

Jetzt, hervorgezerrt aus dem Frieden seiner Zelle, trug er die ganze Beschwer und Finsternis der Vergangenheit um sich, und während die andern gegeneinander sprachen, redete es in ihm. Es war etwas Aufgerissenes in seinem Gesicht; es wehte Todesluft um ihn. Vielleicht fühlte er in dieser Stunde, daß er ein Verbrechen begangen, erkannte das Einzige, Einmalige, Unwiederbringliche und Heilige des Lebens und daß er kein Recht besessen, den Fügungen Gottes vorzugreifen. Die Sträflinge beachteten ihn kaum; sie wichen ihm in Wort und Blick aus. In Alexanders Nähe erzählte Wengiersky einem gewissen Deininger, der wegen Kurpfuscherei verurteilt war, Eßweins Geschichte so verzerrt und böse, wie eben der seelenlose Klatsch berichtet, denn er war aus derselben Stadt wie Eßwein und hatte alles sozusagen miterlebt.

Alexander bedurfte der Auslegung nicht und spürte die Wahrheit hinter dem Gehechel. Schicksale haben ihren Geruch wie Leiber. War er denn nicht dazu da, sie zu empfinden? Nannte sich Dichter als einer, der schaut mit tiefen Augen? Die Elenden schauen, ihren Krampf, ihre Not, ihre zum Häßlichen entstellte Sehnsucht, ihre Schreie von unten auf hören, ihr unterirdisches Dasein wissen? Und was sie scheidet von den Oberen, nennt es Verbrechen, diesen Zufall einer Stunde, diese unlösbare Verworrenheit eines dunklen Geistes und armen Herzens, nennt so den Trotz der Verfolgten, den Zwang der Besessenen, den Irrtum der Gewaltsamen; was sie niedergeworfen hat, ist auch in mir, wächst, will und seufzt in mir, umflutet mir den Traum, lemurisch groß. Oh, wie sie

leben, dachte Alexander versunken; und wie ich sie alle gewahre, diese und hinter ihnen andre, ihre Brüder und Schwestern, ihre Ahnen und ihre Kinder, diese und die draußen, den Landmann am Pflug, den Drechsler an seiner Bank, den Schuster vor der Wasserkugel, den Schmied am Windbalg, den Maurer an der Mörtelgrube, den Bergknappen im Schacht, den Uhrmacher, die Lupe am Aug' und auf die Rädchen lugend, den Schlächter und sein Beil, den Holzfäller im Wald, den Boten, der Briefe bringt, den Drucker am Setzkasten, den Fischer auf dem Meer, den Hirten bei der Herde; die vielen Schweigsamen, die keine Worte haben, alle die unten sind weil sie keine Worte haben, und die nach den Oberen verlangen, nach den Mächtigen, die mächtig sind, weil sie Worte haben, ihnen deswegen dienen, weil sie Worte haben, sie deshalb zu vernichten trachten, weil sie Worte haben. Denn Worte haben bedeutet: Wissen, Schätze, Ehre, Kraft und Sieg haben. Worte bedeuten Leben. Und diese haben keine Worte, fuhr der junge Dichter zu grübeln fort, ich aber besitze die Worte und bin ihnen das Begehrte und die Gefahr zugleich. Doch nur fern von ihnen besitze ich die Worte, mitten unter ihnen bin ich stumm; was sie reden, ist Stummheit für mich, was ich rede, Stummheit für sie. Verstünden wir einander, es wäre der Schrecken aller Schrecken; sie würden mir aus der Brust zu reißen suchen, was Gott ihnen versagt hat, sie würden mich zermalmen in ihrer Wut. Ich muß fern von ihnen bleiben, um nicht zermalmt zu werden. Wirklich leben, heißt zermalmt werden von denen, die stumm sind.

Indessen war die Aufregung der Meuterer beständig gewachsen. Der Lärm war ohrenzerreißend. Offenbar ahnten sie, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern könne, und wiewohl ihnen Wengiersky immer von neuem versichert hatte, im Deutschen Reich gehe jetzt alles drunter und drüber, auch das Militär sei rebellisch, war ihnen keineswegs geheuer zu-

mut, und sie entfesselten sich mit doppelter Gier. In einen Ruf war ein Erlebnis gepreßt; einer berauschte sich am Außersichsein des andern; Prahlerei klang wie Beichte, Hohn wie Reue; sie brüsteten sich mit Roheiten und schlechtes Gewissen schimmerte wie fahle Haut durch einen zerfetzten Rock. Daß sie gehungert, damit schmückten sie sich; daß sie hinterm Busch gelegen mit einem Mädchen, war heldenhaft; daß sie den Richter belogen, gezahlte Arbeit nicht vollendet, daß ein niedriger Schurkenstreich nie ans Licht gekommen, darüber lachten sie sich toll. Der eine schwärmte von einem Kalbsbraten, den er auf der Kirmes verzehrt, der andre von Wohlleben und Jungferieren, der dritte plätscherte förmlich in Unflätigkeiten; einer hüpfte mit beiden Füßen und gluckste nach Hennenart; zwei, die schon betrunken waren, hatten einander umhalst und wimmerten dabei; ein krüppelhafter Bursche stieß Gotteslästerungen aus; Hennecke erzählte, daß er einst einen Bocksbart, in die Haut eines schwarzen Katers gewickelt, am Hals getragen, um sich stich- und schußfest zu machen; der Schatzgräber sprach von der Zauberblume Efdamanila, mit der man alles Gold in der Erde finden könne; der Hochstapler, dessen Hirn ein Sammelsurium geschwollener Romanfloskeln war, schilderte ein Liebesabenteuer mit einer Fürstin, der er dann die Diamanten gestohlen hatte. Der heitere Konrad fragte vielleicht zwanzigmal, ob jemand die Geschichte des Majors Knatterich kenne, der sich in Sachsen für den russischen Kaiser ausgegeben. Dazwischen hörte man Worte, wie: „Ich will's ihm schon geben, wie Johannes dem Herodes will ich's ihm eintränken"; oder: „Dem Amtmann hab' ich einen glupischen Streich angetan, der dreht sich im Sarg noch 'rum, wenn er meinen Namen hört." Unmöglich, dies Höllenwesen zu beschreiben; Alexander Lobsien gefror das Mark in den Knochen, und schaudernd dachte er: das alles enthältst du, Leben, du Nußschale, du ungeheures Meer! Peter Maritz

zitterte wie Espenlaub; mit leiser Stimme sprach ihm Alexander Mut zu. Er erwiderte: „Ein Hundsfott hat Mut. Ein Kerl, der auf sich hält, kann hier keinen Mut haben. Es ist des Teufels mit der bürgerlichen Gesellschaft, daß ihr solche Geschwüre am Körper wachsen. Mut, wo mir's an die Nieren geht! Ein Hundsfott hat Mut."

Auf einmal stürzte ein gewisser Jamnitzer, seines Zeichens Friseur wie Wengiersky, ein schwerer Verbrecher, ein Mörder, der die Manie gehabt, seine Opfer zu frisieren, wenn sie tot vor ihm lagen, und der nur deshalb, als kranker Geist, dem Strick entgangen war, dieser Jamnitzer also stürzte aus dem Tor des Gefängnishauses und wies mit Gebärden voll Entsetzen zurück ins Finstere. „Der Eßwein," keuchte er, „der Eßwein."

Urplötzlich ward es stille. Nur der Alte auf der Mauerbrüstung leierte seinen blöden Gesang weiter. Dann schwieg auch der. Die Sträflinge erhoben sich und drängten sich zusammen. Haupt um Haupt stieg aus dem Feuerkreis, und die vielen feuchtglitzernden Augen fragten angstvoll, was geschehen sei. Jamnitzer deutete mit beiden Armen in die Halle; der Adamsapfel an seinem hohen Hals bebte schluckend auf und ab.

Sie ahnten; der Unheimliche, war er nun endlich zu seinen Töchtern entronnen! Er, dem auch die Freiheit Gefangenschaft war, der die Worte verschmähte, dem keine Mitteilung mehr hatte dienen können! Alexander, als er die wilden, tiergleichen Menschengesichter lauschend und feuerglühend dicht nebeneinander sah, verlor allen inneren Halt, er taumelte gegen das offene Tor, und ein Schrei entrang sich seiner Kehle. Peter Maritz packte ihn und preßte die Hand um seinen Arm, aber es war schon zu spät; sechzig Augenpaare veränderten die Richtungen ihres Blicks und hefteten die Aufmerksamkeit gegen die beiden, die sie auf einmal als

Fremde erkannten; Furcht, Mißtrauen und Haß sprühten aus ihren Mienen. „Es sind Spitzel!" „Es sind Spione!" „Wer sind sie?" „Wo kommen sie her?" So wurde gekündet und gefragt. Die Vordersten schoben sich gegen sie hin. „Wer seid ihr?" gellte eine drohende Stimme aus dem Haufen. — „Ja, wer seid ihr?" wiederholte der Riese Hennecke; „Eier- und Käsebettler vielleicht? Muttersöhne und Milchmäuler?" — „Die wollen Hasauf spielen," schrie Gutschmied. — „Die kommen aus einer guten Küche," ein dritter. — „Die sind weich wie Papier, wenn's im Wasser liegt," ein vierter. „Heraus mit der Sprache, ihr Schweiger!" rief Hennecke und ballte die Faust.

Alexander stotterte eine Erklärung, doch sie verstanden ihn nicht. Ein abscheuliches Durcheinanderschreien begann, voller Wut drängten alle näher, da trat ihnen Peter Maritz in seiner Herzensangst entgegen und brüllte mit Donnerstimme: „Ruhig, Brüder! Wir gehören zu euch! Wir sind Revolutionsleute! Wir sind's, die euch frei gemacht haben! Wir haben Lieder gedichtet, die den Tyrannen in die Fenster geflogen sind, verderblicher als Kanonenkugeln." — „Hurra!" heulten die Meuterer. „Her mit den Liedern! Zeigt uns die Lieder! Singt uns eure Lieder! Heraus damit!"

Peter Maritz blickte seinen Gefährten flehend an. Alexanders Miene war verstört. Der Atem der auf ihn Eindringenden verursachte ihm Übelkeit. Sie forderten stürmischer, ihr argwöhnischer Haß war nicht vermindert, Alexander schämte sich für den Freund und fürchtete doch auch für sich, mechanisch zog er sein Gedichtheft aus der Tasche, schlug das erste Blatt um und fing an zu lesen. Die Worte widerten ihn an. Trotz jäh eingetretener Stille vermochte ihn keiner zu hören; die hintersten drängten sich wütend vor, noch war der allgemeine Grimm im Wachsen, da entriß Peter Maritz das Manuskript

aus Alexanders Hand, stellte sich in große Positur und las mit schmetternder Stimme:

Ich richt euch einen Scheiterhaufen,
auf dem das Herz der Zeit erglüht,
mein Volk will ich im Blute taufen,
das sich umsonst im Staube müht.

Ich will euch Freiheitsbrücken zeigen
und Kronen, die der Rost zerfraß,
euch müssen sich die Fürsten neigen
und wer im Gold sich frech vermaß.

So öffnet denn die dunklen Kammern
und strömt hervor wie Gottes Schar,
es soll mich heute nicht mehr jammern,
daß gestern Nacht und Grausen war.
Auf denn, ihr Armen und Geschmähten,
du seufzend hingestrecktes Land,
genug der ungehörten Reden,
setzt nur das alte Haus in Brand.

Zerschlagt, was mürb und morsch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur,
den stolzen Henkern keine Gnade,
zerschmettert Höfling und Pandur.
Der Feige mag vergebens zittern,
der Held macht seine Brüder kühn,
und aus zerbrochnen Kerkergittern
wird neue Welt und Zeit erblühn.

Eine andächtige Stille folgte. Wie Schulkinder am Lehrer, der zum erstenmal vom Evangelium spricht, sahen sie empor, die Zuchtlosen, die Gemeinen, die Verräter am Eigentum, am Leben, an sich selbst und an der Menschheit. Nachdem

sie eine Weile wie atemlos geblieben, brach jählings ein Begeisterungsjubel von einer Vehemenz los, daß die Mauern der Burg davon erschüttert schienen. „Wer hat das gemacht?“ „Eine tüchtige Chose.“ „Ein wackeres Stück.“ „Das geht wie Trompetenschmalz.“ „Geschrieben hat er's!“ „Auf Papier steht's geschrieben!“ „Der Dicke hat's gemacht!“ „Nein, der Kleine.“ „Wer? der Kleene?“ „Der Kloane!“ „Der Schmächtige!“ „Tausendsasa.“ So johlte, schrie, gellte, fragte, antwortete es in allen Dialekten durcheinander.

Peter Maritz, auf einem leeren Faß stehend, schaute mit triumphierender Miene herab, denn schon hatte er sich mit Würde in seine Tyrtäos-Rolle gefunden, und es war ihm etwas unbequem, daß sich der Beifall des entflammten Publikums an Alexander richtete. Doch erschrak er, als zwei der aufgeregt tobenden Sträflinge den Freund emporhoben, und ihn über den vom Feuer lohenden Platz gegen das geschlossene Burgtor trugen. Die übrigen begriffen, was im Werke war.

„Zerschlagt, was mürb und morsch im Staate,
von eurer Not klagt Dorf und Flur;
den stolzen Henkern keine Gnade,
zerschmettert Höfling und Pandur!“

sangen sie in einer Melodie, die sie irgendeinem Vaganten- oder Soldatenlied entnommen hatten. Fünf oder sechs Kerle rissen den hölzernen Querriegel vom Tor, die Flügel taten sich weit auseinander, und der berauschte, gefährliche Haufe wälzte sich ins Freie.

Mit totenbleichem Gesicht hockte Alexander auf den Schultern seiner Träger. Gedanken von einer absurden Zerstücktheit schwirrten ihm durch das Hirn. Schon beim Anhören seiner Verse war es ihm zumut gewesen als hätte ihn Gott auf einer Lüge ertappt. Es ist alles nicht wahr, schrie es in ihm, ich habe euch und mich selbst betrogen. Jetzt weiß ich erst was

ihr seid, und weiß was ich bin, aber die falschen Worte werden mich und euch verderben. Trug und Mißverständnis schienen ihm so ungeheuerlich, daß ihm die Erde wie verkehrt war, wie wenn man Häuser auf die Dächer baut und Kirchen über ihre Türme stülpt. Zwischen Furcht und Begreifen, zwischen Menschenliebe und Menschenhaß, Dichtertraum und Erlebnisqual schwankte sein zerrissenes und nach Wahrheit schmachtendes Herz, und ihm wurde kalt wie im Fieber. Lüge, Lüge, Lüge, knirschte er, doch in einer letzten, herrlichen Vision erblickte er ein Bild des Lebens, das ihn in eine Wolke geisterhaften Schweigens hüllte und ihn vom Schmerz der Schuld und des Irrtums befreite.

Es war gelindes Wetter und Mondschein. Durch die Allee der blätterlosen Bäume funkelten die Lichter der Stadt herauf. Vom Hof der Plassenburg lohte das halbverbrannte Feuer den Davonziehenden nach, die plötzlich mitten in ihre aufrührerischen Gesänge hinein den Schall von Trommelwirbeln vernahmen. In der Raserei des Trotzes setzten sie ihren Weg fort. Peter Maritz, durch die Dunkelheit geschützt, war dem Sträflingshaufen vorausgeeilt, als er das militärische Signal gehört hatte. Ihm bangte um das Schicksal des Kameraden, und erleichtert seufzte er auf, als von fern die Helme und Bajonette aus der Nacht blitzten. Der Zusammenstoß erfolgte rascher als die Meuterer gedacht. Eine Kommandostimme befahl ihnen über einen Zwischenraum von zweihundert Schritten, sich zu ergeben. Sie antworteten mit einem Wolfsgeheul. Da prasselte die erste Gewehrsalve. Von einer Kugel durchbohrt, stürzte Alexander Lobsien lautlos von den Achseln seiner Träger auf das Schottergestein der Straße herab. Die Sträflinge wandten sich zur Flucht.

Zwei Stunden später saß Peter Maritz unten im Leichenhaus neben dem Körper seines toten Freundes. Seine Betrachtungen waren sehr ernsthaft und nicht ohne Reue und

Selbstvorwurf. Kann man besser als durch den Tod bezeugen, daß man gelebt? Stand hier ein Wille über dem Zufall, damit das versucherische Wort vom Schicksal erfüllt würde? War dies groß oder niedrig beschlossen? häßlich oder schön geendet? Es kommt nur auf das Auge an und den Sinn, der es faßt. Über den vergehenden Menschen bleibt die unendliche, aufgeblätterte Schönheit einer stummen Welt.

Die Kommune
Von
Emile Zola

Am Tage nach Sedan hatten die beiden deutschen Armeen begonnen, ihre Menschenfluten gegen Paris zu wälzen; die Maasarmee kam im Norden durch das Marnetal daher, indes die Armee des Kronprinzen von Preußen, nachdem sie die Seine bei Villeneuve Saint-Georges übersetzt hatte, auf Versailles losging und die Stadt im Süden umstellte. An dem lauen Septembermorgen, als General Ducrot, dem man das kaum auf die Beine gebrachte vierzehnte Korps anvertraut hatte, beschloß, die Armee des Kronprinzen während ihres Flankenmarsches anzugreifen, erhielt Maurice, der mit seinem neuen Regiment, dem hundertundfünfzehnten, in den Wäldern links von Meudon lagerte, erst dann Marschbefehl, als die Niederlage schon gewiß war. Einige Granaten hatten genügt; eine furchtbare Panik war in einem aus Rekruten zusammengesetzten Zuavenbataillon ausgebrochen, der Rest der Truppen wurde mit fortgerissen, und es trat eine solche Unordnung und Zerrüttung ein, daß die kopflose Flucht erst hinter den Wällen, in Paris, halt machte, wo die Bestürzung grenzenlos war. Alle Stellungen vor den Forts im Süden waren verloren; und noch am selben Abend wurde der letzte Faden, der die Stadt mit Frankreich verband, der Telegraph der Westbahn, abgeschnitten. Paris war von der Welt losgetrennt.

Das war für Maurice ein Abend voll schrecklicher Traurigkeit. Wenn die Deutschen es gewagt hätten, so hätten sie nachts schon auf dem Karussellplatze lagern können. Aber das waren Leute von größter Vorsicht; zu einer Belagerung nach allen Regeln der Kriegskunst entschlossen, hatten sie bereits die Hauptpunkte der Einschließung genau festgesetzt: die Kette der Maasarmee im Norden von Croissy über Epinay bis zur Marne, dann die andre Kette der dritten Armee im Süden, von Chennevières bis Châtillon und Bougival, während das preußische Hauptquartier, der König

Wilhelm, Graf Bismarck und General von Moltke in Versailles regierten. Die riesenhafte Einsperrung, an die man nicht geglaubt hatte, war eine vollendete Tatsache. Diese Stadt mit ihrer achteinhalb Meilen langen, durch Bastionen verstärkten Ringmauer, mit ihren fünfzehn Forts und ihren sechs vorgeschobenen Schanzwerken stak nun wie in einem Gefängnis. Die Verteidigungsarmee zählte nur das von General Vinoy gerettete und zurückgebrachte dreizehnte Korps, das in Bildung begriffene vierzehnte Korps unter General Ducrot, beide zusammen mit einem Mannschaftsstand von achtzigtausend Leuten, zu denen man die vierzehntausend Marinesoldaten, die fünfzehntausend Mann der Freikorps und hundertundfünfzehntausend Mann von der Mobilgarde rechnen mußte, abgesehen von den dreimalhunderttausend Nationalgardisten, die auf die neun Abschnitte der Festungswälle verteilt waren. Wenn aber auch ein ganzes Volk beisammen war, so fehlten doch kriegstüchtige, an Mannszucht gewöhnte Soldaten. Man rüstete die Leute aus und drillte sie; Paris war nur noch ein unermeßliches verschanztes Lager. Die Verteidigungsarbeiten wurden von Stunde zu Stunde fieberhafter betrieben: die Straßen abgeschnitten, die in der militärischen Zone liegenden Häuser rasiert; die zweihundert Kanonen schweren Kalibers und die übrigen zweitausendfünfhundert Geschütze in Bereitschaft gesetzt, andre Kanonen gegossen — ein ganzes Arsenal, das da unter den rastlosen patriotischen Bemühungen des Ministers Dorian aus dem Erdboden wuchs. Nach dem Abbruch der Verhandlungen von Ferrières, als Jules Favre die Forderungen des Grafen Bismarck bekanntgab: die Abtretung des Elsaß, die Besatzung von Straßburg gefangen, drei Milliarden Entschädigung, erhob sich ein Schrei der Entrüstung; die Fortsetzung des Krieges, der Widerstand fanden wie eine für das Dasein Frankreichs unerläßliche Bedingung begeisterte Zustimmung.

Selbst ohne die Hoffnung auf Sieg mußte sich Paris verteidigen, damit das Vaterland lebe.

An einem Sonntag, Ende September, wurde Maurice dienstlich ans andre Ende der Stadt geschickt, und die Straßen, denen er folgte, und die Plätze, über die er schritt, erfüllten ihn mit neuer Hoffnung. Seit der Niederlage von Châtillon, so schien es ihm, waren die Herzen für das große Werk noch emporgewachsen. Dieses Paris, das er so gierig nach Genuß und dicht an den allerschlimmsten Lastern stehend gekannt hatte, er fand es schlicht, von fröhlicher Tapferkeit erfüllt und zu allen Opfern bereit. Man traf nur Uniformen, die Harmlosesten trugen das Käppi der Nationalgarde. Wie eine Riesenuhr, deren Feder zerspringt, standen das gesellschaftliche Leben, die Industrie, der Handel, der Geschäftsverkehr plötzlich still; nur ein Drang blieb lebendig, der feste Wille, zu siegen; es war der einzige Gegenstand, von dem man sprach, der die Herzen und die Köpfe entflammte, in den öffentlichen Versammlungen wie des Nachts in den Wachhäusern und unter der beständig sich stauenden Volksmenge, die den Gehweg versperrte. Die Selbsttäuschungen wurden so Gemeingut und rissen aller Seelen mit fort; eine wahre Ueberreizung gab dieses Volk der Gefahr hochherziger Tollheiten preis. Es war ein völliger Anfall krankhafter Nervosität, der sich da kundgab, ein ansteckendes Fieber, das die Furcht wie die Zuversicht übertrieb und beim geringsten Hauch das Tier im Menschen ungezügelt losließ.

Maurice wohnte in der Rue des Martyrs einem Auftritt bei, der ihn leidenschaftlich erregte: eine wütende Bande stürzte sich in regelrechtem Angriff auf ein Haus, in dem man eines der hohen Fenster die ganze Nacht von dem grellen Licht einer Lampe beleuchtet gesehen hatte, offenbar ein Signal für die Preußen in Bellevue oberhalb von Paris. Von Spionenfurcht gequälte Bürgersleute lebten auf ihren Dächern, um

die Umgebung zu überwachen. Tags zuvor hatte man im Tuilerienteich einen Unglückseligen ertränken wollen, der auf einer Bank einen Plan der Stadt ausgebreitet und etwas nachgesehen hatte.

Auch Maurice, der früher so unbefangenen Geistes gewesen war, wurde durch die Erschütterung alles dessen, an das er bisher geglaubt hatte, von dieser Krankheit des Argwohns befallen.

Er verzweifelte nicht mehr wie am Abend der Panik von Châtillon, wo ihn die angstvolle Frage quälte, ob die französischen Armeen je wieder die männliche Kraft finden werden, sich zu schlagen.

Der Ausfall vom 30. September auf L'Hay und Chevilly, der vom 13. Oktober, bei dem die Mobilgardisten Bagneux erobert hatten, und schließlich der vom 21. Oktober, bei dem sein Regiment sich einen Augenblick lang des Parks von Malmaison bemächtigte, hatten ihm seine ganze Zuversicht wiedergegeben, jene Hoffnungsflamme, die zu entzünden ein Funke genügte und die ihn selbst verzehrte. Wenn sie auch von den Preußen auf allen Punkten aufgehalten worden war, so hatte sich die Armee darum nicht weniger tapfer geschlagen, sie konnte noch siegen.

Wirklichen Schmerz verursachte aber Maurice dieses große Paris, das von der höchsten Illusion zur schlimmsten Entmutigung übersprang und in seiner Begierde nach Sieg von der Furcht vor Verrat gequält ward. Waren nach dem Kaiser und nach dem Marschall Mac Mahon die Generale Trochu und Ducrot nicht die mittelmäßigen Führer, die gewissenlosen Werkmeister der Niederlage! Dieselbe Bewegung, die das Kaiserreich weggeschwemmt hatte, drohte nun auch die Regierung der nationalen Verteidigung wegzufegen. Eine Anzahl Ungestümer brannte vor Ungeduld, die Gewalt an sich zu reißen, um Frankreich zu retten. Schon waren Jules Favre

und die andern Mitglieder unpopulärer als die gefallenen Minister Napoleons III. Da sie die Preußen nicht schlagen wollten, hatten sie eben nur den andern Platz zu machen, den Revolutionären, die des Sieges sicher waren, indem sie die Massenerhebung anordnen und bereitwillig den Erfindern entgegenkommen wollten, die sich anheischig machten, das Weichbild der Stadt zu unterminieren oder den Feind unter einem Regen neuen griechischen Feuers zu vernichten.

Am Vorabend des 31. Oktober ward Maurice von dieser Krankheit des Mißtrauens und der Träumerei geplagt. Er gab sich jetzt den Gaukelbildern willig hin, über die er früher gelächelt hätte. Warum nicht? Hatten denn die Dummheiten und das Verbrechen keine Grenzen? War inmitten dieser Katastrophen, die die Welt erschütterten, nicht ein Wunder möglich? Ein tiefer Groll hatte sich in ihm angesammelt seit der Stunde, da er dort vor Mühlhausen die Niederlage von Fröschweiler erfahren hatte. Er blutete an dem Unheil von Sedan wie an einer frischen, stets schmerzenden Wunde, die von neuem zu öffnen das geringste Ungemach genügte.

Von einer jeden Niederlage blieb die Erschütterung in ihm zurück, und er, dessen Körper durch eine so lange Reihe von Tagen ohne Brot, von Nächten ohne Schlaf herabgekommen und dessen Kopf geschwächt war, sah sich in dieses schreckliche, wie von bösen Träumen erfüllte Dasein geschleudert und wußte nicht einmal, ob er lebte.

Der Gedanke, daß so viele Leiden zu einer neuen, unheilbaren Katastrophe führen mußten, machte ihn halb wahnsinnig und verwandelte diesen Gebildeten in ein Wesen, das nur seinen Trieben nachgab und sich gleich einem Kinde unaufhörlich von der augenblicklichen Erregung fortreißen ließ. Alles, die Zerstörung, die Vernichtung eher, als einen Sou von dem Vermögen, einen Zollbreit von dem Gebiete Frankreichs! In ihm vollendete sich der Umschwung, der

unter dem Eindruck der ersten verlorenen Schlachten die napoleonische Legende zerstört hatte, jenen empfindsamen Bonapartismus, den er den Heldengeschichten seines Großvaters verdankte.

Schon war er kein Anhänger der theoretischen, vernünftigen Republik mehr, er neigte zu den revolutionären Gewalttätigkeiten, glaubte an die Notwendigkeit der Schreckensherrschaft, um die Unfähigen und die Verräter hinwegzufegen, die im Begriff waren, das Vaterland abzuschlachten. So war er denn auch am 31. Oktober von ganzem Herzen mit den Aufständischen, als die unheilvollen Nachrichten Schlag auf Schlag gefolgt waren: der Verlust von Le Bourget, das von den Freiwilligen der Presse in der Nacht vom 27. auf den 28. so tapfer erobert worden war; die Ankunft des Herrn Thiers in Versailles, der von seiner Reise durch die Hauptstädte Europas zurückgekehrt war, um, wie man erzählte, im Namen Napoleons III. zu verhandeln; und schließlich die Uebergabe von Metz, die ihm inmitten der unbestimmten Gerüchte, die bereits umliefen, zur schrecklichen Gewißheit geworden war, der letzte Keulenschlag, ein zweites, noch schmachvolleres Sedan. Und als er am nächsten Morgen die Ereignisse im Stadthaus erfuhr: wie die Meuterer einen Augenblick Sieger gewesen, wie die Mitglieder der Regierung der nationalen Verteidigung bis vier Uhr morgens gefangen gehalten und dann erst infolge eines Umschwungs in der Bevölkerung befreit worden waren, die anfangs gegen sie erbittert, hernach bei dem Gedanken an einen siegreichen Aufstand ängstlich geworden war — da bedauerte er die mißglückte Empörung, die Kommune, von der vielleicht das Heil gekommen wäre, der Ruf zu den Waffen für das bedrängte Vaterland, eingedenk all der klassischen Erinnerungen eines freien Volkes, das nicht untergehen will. Herr Thiers wagte nicht einmal nach Paris zu kommen, und man hätte

nach dem Abbruch der Verhandlungen beinahe eine festliche Beleuchtung veranstaltet.

Dann ging der November in einer fieberhaften Ungeduld vorüber. Kleine Gefechte fanden statt, an denen Maurice nicht teilnahm. Er biwakierte jetzt in der Gegend von Saint-Ouen; von einem beständigen Bedürfnis nach Neuigkeiten verzehrt, entwischte er bei jeder Gelegenheit. Gleich ihm war Paris in angstvoller Erwartung. Die Wahl der Bürgermeister schien die politischen Leidenschaften beruhigt zu haben; aber fast alle Gewählten gehörten den extremen Parteien an, und darin lag für die Zukunft ein furchtbares Anzeichen. Was Paris in dieser Beruhigung erwartete, war der so oft verlangte große Ausfall, der Sieg, die Befreiung!

Und wiederum unterlag es für niemand einem Zweifel: man würde die Preußen über den Haufen werfen und über ihre Bäuche hinwegschreiten.

Auf der Halbinsel von Gennevilliers, die als der geeignetste Punkt für einen Durchbruch erschien, waren schon Vorbereitungen getroffen worden. Dann trafen eines Morgens die guten Nachrichten von Coulmiers ein und verursachten eine tolle Freude: Orleans war zurückerobert worden, die Loirearmee befand sich auf dem Marsche und lagerte angeblich bereits in Etampes. Das änderte alles, es handelte sich nun nur noch darum, ihr auf der andern Seite der Marne die Hand zu reichen. Man hatte die Streitkräfte neugestaltet und drei Armeen geschaffen: die eine aus den Bataillonen der Nationalgarde unter dem Befehl des Generals Clément Thomas, die andre aus dem dreizehnten und vierzehnten Korps gebildet und mit den besten Truppen vermehrt, die man so ziemlich von überallher genommen hatte und die General Ducrot zu dem großen Angriff führen sollte, und schließlich die dritte, die Reservearmee, die ausschließlich aus der Mobilgarde bestand und dem General Vinoy anvertraut worden war.

Eine unerschütterliche Zuversicht erhob Maurice, als er am 28. November mit dem hundertundfünfzehnten Regiment in dem Vincenner Wäldchen lagerte.

Die drei Korps der zweiten Armee waren da; man erzählte, daß man mit der Loirearmee am nächsten Morgen in Fontainebleau zusammentreffen werde. Es stellten sich dann aber alsbald das gewöhnliche Mißgeschick, die gewöhnlichen Fehler ein: ein plötzliches Anschwellen des Flusses, das den Bau der Schiffbrücken verhinderte, widrige Befehle, die die Marschbewegung aufhielten.

In der folgenden Nacht ging das hundertundfünfzehnte Regiment als eines der ersten über den Fluß, und um zehn Uhr drang Maurice unter einem furchtbaren Feuer in das Dorf Champigny ein. Er war wie toll, sein Gewehr brannte ihm in den Händen trotz der schrecklichen Kälte. Seit er marschierte, war sein einziger Wille, so vorwärts zu gehen, immer zu, bis man dort drüben die Kameraden aus der Provinz erreicht hätte. Aber Champigny und Bry gegenüber war die Armee auf die Mauern der Parks von Coeuilly und Villiers gestoßen, einen halben Kilometer lange Mauern, aus denen die Preußen uneinnehmbare Festungen gemacht hatten. Das war die Grenze, der Mut aller scheiterte. Nun gab es nur noch Zaudern und Zurückweichen. Das dritte Korps hatte sich verspätet, das erste und zweite, die nun schon festgenagelt waren, verteidigten zwei Tage lang Champigny, das sie nach ihrem unfruchtbaren Siege in der Nacht vom 2. Dezember verlassen mußten. In dieser Nacht ging die ganze Armee zurück, um unter den beeisten Bäumen des Vincenner Wäldchens zu lagern; und Maurice lag mit abgestorbenen Füßen und dem Antlitz auf der eisigen Erde da und weinte.

Oh, die düsteren und traurigen Tage nach dem Mißglücken dieser ungeheuern Kraftanstrengung!

Der große Ausfall, der seit so langer Zeit vorbereitet war, der unwiderstehliche Vorstoß, der Paris befreien sollte, war gescheitert; und drei Tage später gab ein Brief des Generals von Moltke bekannt, daß die Loirearmee, die geschlagen worden war, Orleans wiederum aufgegeben hatte. Das war der Ring, der sich immer fester zusammenzog und den zu durchbrechen nunmehr unmöglich war.

Aber Paris schien in seiner fieberhaften Verzweiflung neue Kräfte zum Widerstand gefunden zu haben.

Die Hungersnot begann zu drohen. Seit Mitte Oktober hatte man das Fleisch in Rationen abgeteilt. Im Dezember war kein Stück von den großen Rinder- und Hammelherden mehr übriggeblieben, die man im Boulogner Wäldchen losgelassen hatte und die da, Staub aufwirbelnd, umhergetrabt waren. Man war dann gezwungen, die Pferde zu schlachten.

Die Vorräte und später die Requisitionen von Mehl und Getreide mochten für vier Monate Brot geben. Als das Mehl zu Ende war, hatte man auf den Bahnhöfen Mühlen bauen müssen.

Auch das Brennmaterial mangelte. Man sparte es auf, um das Getreide zu mahlen, Brot zu backen und Waffen zu erzeugen. Und Paris, das, ohne Gas, nur von wenigen Petroleumlampen erleuchtet, unter seinem Eismantel zitterte, Paris, dem man das Schwarzbrot und Pferdefleisch in gemessenen Rationen zuteilte, hoffte trotz alledem und sprach von Faidherbe im Norden, Chanzy an der Loire, Bourbaki im Osten, als ob irgendein Wunder sie siegreich unter die Mauern führen sollte.

Vor den Bäcker- und Fleischerläden wurden die langen Reihen, die da im Schnee warteten, bisweilen von der Nachricht über große eingebildete Siege fröhlich gestimmt. Nach der Niedergeschlagenheit, die jeder Niederlage folgte, erstand die hartnäckige Selbsttäuschung von neuem und flammte noch

höher empor in dieser Menge, die das Leid und der Hunger mit Wahngebilden erfüllte.

Auf dem Platze von Château d'Eau wäre ein Soldat, der davon gesprochen hatte, sich zu ergeben, von Vorübergehenden beinahe in Stücke gehauen worden.

Während die Armee, die mit erloschenem Mute das Ende herannahen fühlte, Frieden verlangte, forderte die Bevölkerung nochmals den Massenausfall, den sturzbachartigen Ausfall: das ganze Volk, die Weiber, die Kinder sogar sollten sich auf die Preußen stürzen, gleich einem ausgetretenen Strome, der alles mitreißt und fortwirbelt.

Maurice hielt sich von seinen Kameraden fern; ein wachsender Haß gegen sein Soldatenhandwerk stieg in ihm auf, das ihn da, im Schutze des Mont Valérien, müßig und unnütz festbannte. Er suchte denn auch so oft als möglich nach Gelegenheiten, um eiligst nach Paris zu entwischen, wo sein Herz war. Er befand sich nur inmitten der Menge wohl, er wollte sich zwingen, zu hoffen wie sie. Oft sah er die Abreise der Luftballons mit an, die jeden zweiten Tag mit Brieftauben und Depeschen vom Nordbahnhof aufstiegen. Die Ballons erhoben sich an dem trüben Winterhimmel und verschwanden. Und die Herzen schnürten sich vor Angst zusammen, wenn der Wind sie gegen Deutschland trieb. Viele mochten verlorengegangen sein. Er selbst hatte zweimal an seine Schwester Henriette geschrieben, ohne zu wissen, ob sie seine Briefe erhalten habe. Die Erinnerung an seine Schwester, die Erinnerung an Jean war ihm so entrückt, so fern in dieser weiten Welt, von der nichts mehr zu ihm drang, daß er selten an sie dachte, wie man an Neigungen denkt, die man in einem andern Leben zurückgelassen hat. Sein Leben war zu voll von der beständigen Aufregung, in der ihn Niedergeschlagenheit und Ueberreizung erhielten.

Seit den ersten Januartagen wühlte ihm ein neuer Zorn

das Herz auf: der Zorn über die Beschießung der Stadtviertel auf dem linken Ufer.

Er hatte das lange Zaudern der Preußen schließlich menschenfreundlichen Erwägungen zugeschrieben, indes dasselbe nur durch die Schwierigkeiten der Geschützaufstellung veranlaßt worden war. Jetzt, da eine Granate zwei kleine Mädchen im Val-de-Grâce-Viertel getötet hatte, war er von wütender Verachtung gegen diese Barbaren erfüllt, die die Kinder töteten und die Museen und die Bibliotheken anzuzünden drohten. Im übrigen nahm Paris nach den ersten Tagen des Grauens auch unter den Bomben sein Leben voll heldenhafter Starrköpfigkeit wieder auf.

Seit der Schlappe von Champigny hatte nur noch ein neuer unglücklicher Versuch in der Gegend von Le Bourget stattgefunden. An dem Abend, an dem unter dem Feuer der gewaltigen gegen die Forts zielenden Geschütze die Hochfläche von Avron geräumt werden mußte, teilte Maurice die Erregung, die ungestüm die ganze Stadt erfaßte. Der Sturmhauch wachsender Unbeliebtheit, der den General Trochu und die Regierung der nationalen Verteidigung zu verjagen drohte, nahm so zu, daß er sie zwang, eine letzte unnütze Kraftanstrengung zu versuchen.

Warum weigerte man sich, die dreimalhunderttausend Nationalgardisten ins Feuer zu führen, die sich unaufhörlich anboten und ihren Anteil an der Gefahr verlangten! Das wäre der sturzbachartige Ausfall, den man vom ersten Tage an gefordert hatte: Paris wie ein Fluß seine Dämme durchbrechend und die Preußen in der Riesenflut seines Volkes ertränkend. Man mußte diesem Wunsche der Tapferkeit wohl nachgeben trotz der Gewißheit einer neuen Niederlage. Aber um das Gemetzel einzuschränken, begnügte man sich, mit der aktiven Armee die neunundfünfzig Bataillone der mobilisierten Nationalgarde zu verwenden. Der Vorabend des 19. Januar glich einem Feste.

Eine ungeheure Menge auf den Boulevards und in den Champs Elysées sah die Regimenter vorüberziehen, die, mit der Musikkapelle an der Spitze, patriotische Lieder sangen. Kinder und Frauen begleiteten sie. Die Männer stiegen auf die Bänke, um ihnen flammende Siegeswünsche zuzurufen. Und am andern Morgen strömte die ganze Bevölkerung gegen den Arc de Triomphe. Eine wahnwitzige Hoffnung ergriff sie, als vormittags die Nachricht von der Einnahme von Montretout eintraf. Erhebende Berichte über die unwiderstehliche Tapferkeit der Nationalgarde liefen um, die Preußen waren über den Haufen geworfen worden, Versailles würde vor Abend zurückerobert sein. Welche Niederschmetterung war es dann aber auch bei Anbruch der Nacht, als die unvermeidliche Niederlage bekannt geworden war.

Während die linke Kolonne Montretout besetzte, zerschellte die mittlere, die die Mauer des Park von Bougival überstiegen hatte, an einer zweiten, inneren Mauer.

Es war Tauwetter eingetreten, ein dünner, hartnäckiger Regen hatte die Straßen aufgeweicht, und die Kanonen, die mit Hilfe öffentlicher Beiträge gegossenen Kanonen, in die Paris ein Stück seiner Seele hineingelegt hatte, konnten nicht an Ort und Stelle gelangen.

Rechts war die Kolonne des Generals Ducrot, die zu spät ins Treffen geführt worden war, zurückgeblieben.

Man war mit der Kraft am Ende, und General Trochu mußte den Befehl zum allgemeinen Rückzug geben. Man gab Montretout und Saint-Cloud auf, das die Preußen in Brand steckten. Und als die Nacht ganz finster geworden war, war an dem Horizont von Paris nur diese ungeheure Feuersbrunst zu sehen.

Diesmal empfand Maurice selbst, daß es das Ende war. Während vier Stunden war er unter dem furchtbaren Feuer der preußischen Schanzwerke mit den Nationalgardisten im

Park von Bougival geblieben, und in den folgenden Tagen, als er zurückgekehrt war, lobte er ihren Mut überschwenglich. Die Nationalgarde hatte sich in der Tat tapfer gehalten. Rührte die Niederlage nicht notgedrungen von der Dummheit und dem Verrat der Führer her? In der Rivolistraße begegnete er Ansammlungen von Menschen, die schrien: „Nieder mit Trochu! Es lebe die Kommune!" Das war das Erwachen der revolutionären Leidenschaft, ein neuer Ansturm der öffentlichen Meinung, so beunruhigend, daß die Regierung der nationalen Verteidigung, um nicht selbst zu fallen, den General Trochu zwang, abzudanken, und diesen durch General Vinoy ersetzte.

Am selben Tage hörte Maurice in einer öffentlichen Versammlung in Belleville, in die er eingetreten war, neuerdings die Forderung nach einem Massenangriff erheben. Der Gedanke war wahnsinnig, er wußte es, und doch schlug sein Herz höher angesichts dieser hartnäckigen Begierde nach dem Sieg. Wenn doch alles zu Ende war, blieb einem dann nicht auch übrig, das Wunderbare noch zu versuchen? Die ganze Nacht träumte er von Wundern.

Noch acht lange Tage flossen dahin. Paris zuckte klaglos im Todeskampfe, die Läden wurden nicht mehr geöffnet, in den verlassenen Straßen begegneten die wenigen Vorübergehenden keinem Wagen mehr. Man hatte vierzigtausend Pferde aufgegessen, man war so weit, daß man die Hunde, Katzen und die Ratten sehr teuer bezahlte. Seitdem das Getreide mangelte, buk man aus Reis und Hafer ein schwarzes, schleimiges, schwer verdauliches Brot, und um davon eine Ration von dreihundert Gramm zu erhalten, harrte man vor den Bäckereien in endlosen Reihen tödlich lange Stunden aus. Ach, diese Leidensstationen der Belagerung, diese armen, im Gußregen zitternden Frauen, die im eisigen Kot dastanden! Das ganze heldenmütige Elend der großen Stadt, die

sich nicht ergeben wollte, drückte sich darin aus. Die Sterblichkeit hatte sich verdreifacht, die Schauspielhäuser waren in Lazarette umgestaltet worden.

Bei Anbruch der Nacht fielen die alten reichen Stadtviertel einem düsteren Frieden, tiefer Finsternis anheim, gleich den Straßen einer fluchbeladenen, von der Pest verheerten Stadt. Und in dieser Stille, in dieser Dunkelheit vernahm man nur das unaufhörliche Krachen des Bombardements, sah man nur die Blitze der Kanonen, die den Winterhimmel mit roter Glut färbten.

Plötzlich, am 29. Januar, erfuhr Paris, daß Jules Favre seit zwei Tagen mit Bismarck verhandle, um einen Waffenstillstand zu erlangen; und gleichzeitig hörte es, daß es nur noch für zehn Tage Brot gäbe, kaum die Zeit, um die Stadt von neuem mit Lebensmitteln zu versehen. Das bedeutete die Uebergabe, die sich mit roher Gewalt aufdrängte. Paris, düster und bestürzt über die Wahrheit, die man endlich sagte, ließ alles geschehen.

Noch am selben Tage um Mitternacht wurde der letzte Kanonenschuß abgefeuert.

Als dann am 29. die Deutschen die Forts besetzt hatten, lagerte Maurice mit dem hundertundfünfzehnten Regiment in der Gegend von Montrouge innerhalb der Festungswerke. Und da begann für ihn ein zweckloses Dasein voll Müßiggang und fieberhafter Erregung. Die Mannszucht war völlig gelockert, die Soldaten zerstreuten sich und warteten umherschlendernd darauf, daß man sie heimschicke. Er aber blieb verstört, voll argwöhnischer, nervöser Ueberreizung und von einer Unruhe, die der geringste Anstoß in Verzweiflung verwandelte. Er las begierig die revolutionären Zeitungen, und dieser dreiwöchige Waffenstillstand, der nur geschlossen war, um Frankreich die Wahl einer Nationalversammlung zu ermöglichen, die über den Frieden beschließen sollte, schien ihm eine Falle, ein letzter Verrat.

Selbst wenn Paris gezwungen wäre, sich zu ergeben, war er mit Gambetta für die Fortsetzung des Kriegs an der Loire und im Norden. Das Unglück der Ostarmee, die, im Stich gelassen, genötigt war, nach der Schweiz hinüberzugehen, machte ihn wütend.

Dann kamen die Wahlen, die seinen Grimm zum Wahnsinn steigerten. Er hatte es wohl vorausgesehen: die feige Provinz, die über den Widerstand von Paris aufgebracht war, wollte den Frieden um jeden Preis und unter den noch aufgepflanzten Kanonen der Preußen die Monarchie zurückführen.

Nach den ersten Sitzungen in Bordeaux wurde Thiers, der in sechsundzwanzig Departements gewählt und zum Chef der ausübenden Gewalt ernannt worden war, in seinen Augen ein Ungeheuer, ein Mann, der sich aller Lügen und aller Verbrechen bediente. Er kam aus seinem Zorn nicht mehr heraus. Dieser von einer monarchistischen Versammlung geschlossene Friede erschien ihm als der Gipfelpunkt der Schmach, er geriet in wahnsinnige Aufregung bei dem bloßen Gedanken an die harten Bedingungen: die Kriegsentschädigung von fünf Milliarden, die Preisgabe von Metz, die Abtretung des Elsaß; es war das Geld und das Blut Frankreichs, das aus einer offenen, unheilbaren Wunde an seiner Flanke floß.

So entschloß sich denn Maurice, in den letzten Tagen des Februar zu desertieren. Eine Bestimmung des Vertrages sagte, daß die in Paris lagernden Soldaten entwaffnet und heimgeschickt würden. Er wartete nicht, es schien ihm, als würde ihm sein Herz herausgerissen, wenn er das Pflaster dieses glorreichen Paris verließe, das der Hunger allein hatte bewältigen können; und er verschwand und mietete in der Ortiesstraße auf der Höhe des Moulinshügels in einem sechsstöckigen Hause ein schmales möbliertes Zimmerchen, eine Art

Aussichtsturm, von dem aus man das grenzenlose Dächermeer von den Tuilerien bis zur Bastille überblickte. Ein ehemaliger Studienfreund hatte ihm hundert Franken geliehen. Im übrigen ließ er sich, sobald er sich eingerichtet hatte, in ein Bataillon der Nationalgarde einreihen, und der Sold von dreißig Sous mußte ihm genügen.

Der Gedanke an ein ruhiges, selbstsüchtiges Dasein in der Provinz flößte ihm Grauen ein. Selbst die Briefe, die er von seiner Schwester Henriette empfing, an die er am Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes geschrieben hatte, erregten seinen Unwillen mit ihren Bitten und ihrem flehenden Wunsche, daß er nach Remilly kommen und sich dort ausruhen möge. Er lehnte es ab, er werde später kommen, wenn die Preußen nicht mehr da wären.

Er setzte sein müßiges Bummelleben in wachsender, fieberhafter Erregung fort. Er litt nicht mehr unter dem Hunger. Er hatte das erste Weißbrot mit Wonne verschlungen. Paris, in dem es weder an Branntwein noch an Wein gemangelt hatte und das wie in Alkoholdunst gehüllt war, lebte zu dieser Stunde üppig und fiel einer beständigen Trunkenheit anheim. Aber es war immer noch das Gefängnis. Die Tore waren von den Deutschen bewacht, und eine Unzahl von Förmlichkeiten verhinderte einen, die Stadt zu verlassen. Das gesellschaftliche Leben hatte noch nicht begonnen, es gab keine Arbeit, kein Geschäft. Ein ganzes Volk war da und wartete, ohne etwas zu tun, und verlotterte schließlich im hellen Sonnenschein des erwachenden Frühlings. Während der Belagerung hatte wenigstens der Kriegsdienst die Glieder ermüdet und den Kopf beschäftigt, während jetzt die Bevölkerung plötzlich in ein Leben vollständigen Müßigganges geraten war, getrennt von der ganzen Welt, wie sie noch immer blieb. Er schlenderte gleich den andern von morgens bis abends umher und atmete die Luft, die mit allen seit Monaten aus

der Menge emporgestiegenen Keimen des Wahnwitzes geschwängert war. Die unbegrenzte Freiheit, die man genoß, vollendete das Werk der Zerstörung. Er las die Zeitungen, besuchte die öffentlichen Versammlungen, zuckte manchmal die Achseln über allzu starke Eseleien, kehrte gleichwohl mit einem von Gewalttätigkeiten erfüllten Gehirn zurück, zu verzweiflungsvollem Handeln und zur Verteidigung dessen bereit, was er als Wahrheit und Gerechtigkeit ansah. Und von seinem kleinen Zimmer aus, von dem er die Stadt beherrschte, erging er sich noch in Siegesträumen, sagte er sich, daß man Frankreich, daß man die Republik retten könne, solange der Friede nicht unterzeichnet sei.

Am 1. März sollten die Preußen in Paris einmarschieren, und ein langer Schrei des Hasses und des Zornes entrang sich den Herzen aller. In jeder öffentlichen Zusammenkunft, der er beiwohnte, hörte Maurice die Anklage gegen die Nationalversammlung, Thiers und die Männer des 4. September ob dieser höchsten Schmach, die sie der großen, heldenmütigen Stadt nicht hatten ersparen wollen. Er selbst ließ sich eines Abends so weit hinreißen, um das Wort zu ergreifen und zu rufen, daß ganz Paris eher auf den Wällen sterben als einen einzigen Preußen eindringen lassen sollte. In dieser durch monatelange Angst und Hungersnot herabgekommenen Bevölkerung, die nunmehr einem Müßiggange voll böser Hirngespinste anheimgefallen und angesichts selbstgeschaffener Wahngebilde von Argwohn verzehrt war, wuchs der Aufstand dergestalt wie auf seinem natürlichen Boden empor und organisierte sich am hellen Tage. Es war dies eine jener seelischen Krisen, die man nach allen großen Belagerungen beobachten konnte: die Maßlosigkeit des getäuschten Patriotismus, der, nachdem er vergeblich die Seelen entflammt hatte, sich in ein blindes Bedürfnis nach Rache und Zerstörung verwandelt. Der Hauptausschuß, den die Ver-

treter der Nationalgarde gewählt hatten, legte gegen jeden Versuch der Entwaffnung Verwahrung ein. Auf dem Bastilleplatz fand eine große Kundgebung statt: rote Fahnen flatterten, flammende Reden wurden gehalten, es entstand ein ungeheurer Zusammenlauf von Menschen, und es kam zur Ermordung eines unglückseligen Schutzmannes, der an ein Brett gebunden, in den Kanal geworfen und mit Steinwürfen getötet wurde.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 26. Februar, wurde Maurice durch das Alarmsignal und die Sturmglocke geweckt, und er sah auf dem Boulevard des Batignolles Banden von Männern und Weibern, die Kanonen schleppten; er selbst spannte sich mit zwanzig andern vor ein Geschütz, als er hörte, daß das Volk diese Kanonen vom Wagramplatze geholt habe, damit die Nationalversammlung sie nicht den Preußen ausliefern könne. Es waren ihrer hundertundsiebzig, die Gespanne fehlten, und das Volk zog mit Stricken, schob sie mit den Fäusten und brachte sie mit der wilden Begeisterung einer Barbarenhorde, die ihre Götter rettet, bis auf den Gipfel des Montmartre.

Als am 1. März die Preußen sich zufriedengeben mußten, während eines Tages das Champs-Elysées-Viertel zu besetzen, in Schranken zusammengepfercht gleich einer Herde von scheuen Siegern, rührte sich das düstere Paris nicht. Die Straßen waren verödet, die Häuser geschlossen, die ganze Stadt tot, wie mit einem ungeheuern Trauerflor verhüllt.

Zwei weitere Wochen vergingen. Maurice, in der Erwartung dieses dunkeln, ungeheuerlichen Etwas, das er herannahen fühlte, wußte nicht mehr, wie sein Leben dahinfloß. Der Friede war endgültig geschlossen worden. Die Nationalversammlung sollte sich am 20. März in Versailles niederlassen. Für ihn aber war das Ende noch nicht gekommen. Irgendeine furchtbare Rache mußte nun ihren Anfang nehmen.

Am 18. März, als er aufstand, erhielt er einen Brief von Henriette, in dem sie ihn nochmals anflehte, zu ihr nach Remilly zu kommen, indem sie ihm liebevoll drohte, sich selbst auf den Weg zu machen, wenn er allzulange zaudern sollte, ihr diese große Freude zu bereiten.

Sie berichtete ihm dann über Jean, sie erzählte ihm, wie er, nachdem er sie Ende Dezember verlassen hatte, um sich der Nordarmee anzuschließen, in einem belgischen Spital an einem bösen Fieber erkrankt war und erst die verflossene Woche ihr geschrieben hatte, daß er trotz seiner Schwäche nach Paris gegangen sei, entschlossen, daselbst wieder in den Kriegsdienst einzutreten. Henriette schloß, indem sie ihren Bruder bat, ihr recht genaue Nachrichten über Jean zu geben, sobald er mit ihm zusammengetroffen wäre. Da wurde Maurice, den auseinandergefalteten Brief anstarrend, von zärtlicher Träumerei erfüllt. Henriette, seine heißgeliebte Schwester, Jean, sein Bruder des Elends und des Mitleids — Gott, wie weit entfernt waren diese geliebten Wesen von seinen gewöhnlichen Gedanken, seit der Sturm in ihm hauste!

Indes, da seine Schwester ihn benachrichtigt hatte, daß sie Jean die Adresse der Rue des Orties nicht hatte geben können, nahm er sich vor, ihn am selben Tage zu suchen und auf den Militärämtern nach ihm Umschau zu halten.

Aber kaum war er hinabgestiegen, als er in der Saint Honoréstraße von zwei Kameraden seines Bataillons die Ereignisse erfuhr, die sich in der Nacht und in den Vormittagsstunden auf dem Montmartre abgespielt hatten. Und alle drei eilten außer sich im Laufschritt davon.

Oh, dieser Tag des 18. März, mit welcher tiefergreifenden Erregung wühlte er Maurice auf! Später konnte er sich nicht mehr klar erinnern, weder an das, was er gesprochen, noch an das, was er getan hatte. Zuerst sah er sich, wie er dahinstürmte, wütend über die militärische Ueberrumpelung, die

man vor Tagesanbruch versucht hatte, um die Kanonen vom Montmartre zurückzunehmen und Paris zu entwaffnen. Seit zwei Tagen hatte Thiers, der von Bordeaux eingetroffen war, offenbar diesen Gewaltstreich geplant, damit die Nationalversammlung ohne Furcht die Monarchie in Versailles ausrufen könnte. Dann sah er sich auf dem Montmartre selbst. Es war gegen neun Uhr, und er war von den Siegesberichten, die er hörte, entflammt.

Man erzählte ihm, wie die Truppen heimlich angerückt, wie die Gespanne glücklicherweise zu spät gekommen waren, wodurch es den Nationalgardisten ermöglicht wurde, die Waffen zu ergreifen; wie die Soldaten nicht wagten, auf die Frauen und die Kinder zu schießen, und Gewehr bei Fuß mit dem Volk fraternisierten. Dann sah er sich wieder, wie er durch Paris lief und mittags erfuhr, daß die Stadt der Kommune gehöre, ohne daß ein Kampf stattgefunden hätte. Thiers und die Minister waren aus dem Auswärtigen Amte, wo sie sich versammelt hatten, geflohen, die ganze Regierung war in kopfloser Hast nach Versailles geeilt, die dreißigtausend Mann, die in aller Hast hinweggeführt worden waren, hatten über fünftausend der Ihrigen in den Straßen zurückgelassen. Dann, es war gegen halb sechs Uhr, sah er sich wieder an einer Ecke des äußeren Boulevard in einer Gruppe von wütenden Strolchen, wo er ohne jede Entrüstung den grauenvollen Bericht über die Ermordung der Generale Lecomte und Clément Thomas anhörte. Oh, diese Generale! Er erinnerte sich an die von Sedan, an die Prasser und die Unfähigen. Einer mehr oder weniger, was lag daran! Und der Rest des Tages ging für ihn in derselben übermächtigen Erregung zu Ende, die ihm alle Dinge in einem falschen Lichte zeigte. Es war ein Aufstand, den die Pflastersteine selbst zu wollen schienen, der durch seinen unerwarteten, verhängnisvollen Triumph groß und mit einem Schlage Herr geworden

war und endlich um zehn Uhr abends das Stadthaus den Mitgliedern des Hauptausschusses auslieferte, die nicht wenig erstaunt waren, sich dort zu sehen.

Eine Erinnerung jedoch blieb Maurice ganz klar im Gedächtnis. Seine plötzliche Begegnung mit Jean. Seit drei Tagen befand sich der letztere in Paris, wo er ohne einen Sou angekommen war, noch abgezehrt und erschöpft von dem Fieber, das ihn zwei Monate in einem Brüsseler Spital zurückgehalten hatte. Als er einen ehemaligen Hauptmann vom hundertundsechsten Regiment, den Hauptmann Ravaud, wiedergefunden hatte, ließ er sich sofort in eine neue Kompagnie des hundertundvierundzwanzigsten Regiments einreihen, die derselbe kommandierte. Er hatte seine Korporalsuniform wieder angelegt und an jenem Abend, da er eben als letzter mit seinem Zuge die Prinz Eugen-Kaserne verlassen, um das linke Ufer zu erreichen, wo die ganze Armee, ihrem Befehle gemäß, sich vereinigen sollte, hielt auf dem Boulevard Saint-Martin eine wogende Menge seine Leute auf. Man sprach davon, sie zu entwaffnen. Ganz ruhig erwiderte Jean, man möge ihn ungeschoren lassen, all das kümmere ihn nicht, er wolle seinem Befehl nachkommen, ohne jemand etwas Böses zu tun.

Aber da stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus. Maurice, der herangetreten war, fiel ihm um den Hals und küßte ihn brüderlich.

„Wie! Du bist's!! Meine Schwester hat mir geschrieben, und ich wollte heute morgen auf den Militärbureaus nach dir fragen."

Dicke Freudentränen hatten die Augen Jeans verschleiert.

„Ach, mein armer Junge, wie bin ich froh, dich wiederzusehen! Auch ich hab' dich gesucht, aber wo sollt' ich dich in dieser unmenschlichen Stadt finden!"

Die Menge grollte noch immer, und Maurice wandte sich um:

„Bürger, laßt mich doch mit ihnen sprechen! Es sind brave Leute, ich bürge für sie.“

Er ergriff die beiden Hände seines Freundes und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Nicht wahr, du hältst zu uns?“

Das Antlitz Jeans drückte eine tiefe Ueberraschung aus.

„Zu euch? Was heißt das?“

Dann hörte er ihn einen Augenblick lang an, wie er sich gegen die Regierung, gegen die Armee ereiferte und an all das erinnerte, was sie gelitten hatten, wie er auseinandersetzte, daß sie endlich die Herren seien, die Unfähigen und die Feigen bestrafen und die Republik retten würden.

In demselben Maße, als Jean sich bemühte, ihn zu verstehen, umdüsterte ein wachsender Kummer sein ruhiges Bauerngesicht:

„O nein, nein, mein Junge! Ich bleibe nicht bei euch, wenn es sich um dieses nette Geschäft handelt ... Mein Hauptmann hat mir befohlen, mit meinen Leuten nach Vaugirard zu gehen, und ich gehe hin; und wenn es dort Schwefel regnete, würde ich gleichwohl hingehen. Das ist selbstverständlich, das mußt du ja fühlen.“

Er lachte schlicht und unbefangen auf und fügte hinzu:

„Du selbst wirst mit uns gehen.“

Mit einer Gebärde wütender Empörung aber hatte Maurice seine Hände losgelassen. Und alle beide blieben ein paar Sekunden einander gegenüber stehen. Der eine außer sich, von dem Wahnsinn erfaßt, der ganz Paris mit sich fortriß, dieser aus der Ferne gekommenen Krankheit, diesen bösen, unter der letzten Regierung entstandenen Keimen der Zersetzung, — der andere kräftig mit seinem einfachen Menschenverstand und in seiner Unwissenheit, noch gesund, weil er abseits herangewachsen war, im Lande der Arbeit und des Sparsinns. Und doch waren beide Brüder, ein festes Band

verknüpfte sie, und es gab einen Riß, als ein plötzliches Gedränge sie trennte.

„Auf Wiedersehen, Maurice!"

„Auf Wiedersehen, Jean!"

Es war ein Regiment, das neunundsiebzigste, das, in fest geschlossenen Reihen aus einer nahen Straße heranrückend, die Menge auf den Gehweg gestoßen hatte. Aufs neue wurden Schreie laut, aber man wagte nicht, den Soldaten, die von den Offizieren angefeuert wurden, die Straße zu versperren.

Und der kleine Zug des hundertundvierundzwanzigsten vermochte nun, nachdem er derart befreit worden war, zu folgen, ohne weiter aufgehalten zu werden.

„Auf Wiedersehen, Jean!"

„Auf Wiedersehen, Maurice!"

Sie grüßten sich noch mit der Hand; sie wichen dem gewalttätigen Verhängnis, das sie trennte, aber beiden war das Herz vom andern voll.

An den folgenden Tagen dachte Maurice anfangs inmitten der außerordentlichen Ereignisse, die einander Schlag auf Schlag folgten, nicht mehr daran. Am 19. war Paris ohne Regierung erwacht, mehr überrascht denn erschreckt, als es erfuhr, welch sturmartige Panik während der Nacht die Armee, die Behörden, die Minister nach Versailles gejagt hatte; und da das Wetter an jenem Märzsonntag herrlich war, stieg Paris ruhig auf die Straßen hinab, um die Barrikaden anzusehen. Eine große weiße Kundmachung des Hauptausschusses, die das Volk zu den Gemeindewahlen berief, schien sehr vernünftig. Man wunderte sich nur, sie von vollständig unbekannten Namen unterzeichnet zu sehen. Es war das Morgenrot der Kommune, Paris war gegen Versailles, in seinem Groll über das, was es gelitten hatte, und in seinem Argwohn, von dem es unaufhörlich gequält wurde. Es herrschte übrigens vollständige Gesetzlosigkeit, es war ein Kampf der

Bürgermeister mit dem Hauptausschuß; die ersteren machten unnütze Anstrengungen, eine Versöhnung herbeizuführen, während der letztere, der noch wenig sicher war, daß er die ganze vereinigte Nationalgarde für sich habe, auch weiterhin bescheiden nur Freiheiten für die Gemeindewesen verlangte. Die Gewehrschüsse, die auf die Teilnehmer der friedlichen Kundgebung auf dem Vendômeplatze abgefeuert worden waren, und die etlichen Opfer, deren Blut das Pflaster gerötet hatte, jagten die ersten Schauer der Schreckensherrschaft durch die Stadt. Und während die siegreichen Aufständischen sich endgültig aller Ministerien und aller öffentlichen Aemter bemächtigten, waren der Zorn und die Furcht in Versailles gar groß. Die Regierung beeilte sich, hinreichende Streitkräfte zu vereinigen, um einen, wie sie glaubte, nahe bevorstehenden Angriff zurückzuweisen. Die besten Truppen der Nord- und der Loirearmee waren in Hast herbeigerufen worden, zehn Tage hatten genügt, um an achtzigtausend Mann zu vereinigen, und die Zuversicht kehrte so schnell zurück, daß am 2. April zwei Divisionen die Feindseligkeiten eröffneten und den Föderierten Puteaux und Courbevoie wegnahmen.

Erst am andern Morgen sah Maurice, der mit seinem Bataillon zur Eroberung nach Versailles abmarschiert war, in seiner fieberhaft erregten Erinnerung das traurige Antlitz Jeans vor sich, wie er ihm „Auf Wiedersehen!“ zugerufen hatte. Der Angriff der Versailler hatte die Nationalgarde stutzig gemacht und entrüstet. Drei Kolonnen, etliche fünfzigtausend Mann, waren des Morgens über Bougival und Meudon vorwärtsgestürmt, um sich der monarchistischen Nationalversammlung und Thiers', des Mörders, zu bemächtigen. Das war der sturzbachartige Ausfall, den man während der Belagerung so glühend begehrt hatte, und Maurice fragte sich, wo er wohl Jean sehen werde, wenn nicht dort unter den Toten auf dem Schlachtfelde. Aber zu rasch trat

die Zerrüttung ein. Sein Bataillon erreichte kaum die Hochfläche von Bergères auf der Straße von Rueil, als plötzlich vom Mont Valérien geschleuderte Granaten in ihre Reihen fielen. Es war eine allgemeine Verblüffung. Die einen glaubten, daß das Fort von Kameraden besetzt sei, die andern erzählten, daß der Kommandant sich verpflichtet hätte, nicht zu schießen. Ein toller Schreck bemächtigte sich der Leute, die Bataillone gerieten in Unordnung und kehrten im Galopp nach Paris zurück, während die Spitze der Kolonne infolge einer Umgehungsbewegung von General Vinoy gepackt wurde und sich in Rueil niedermetzeln ließ.

Von da an empfand Maurice, der dem Blutbad entgangen war und vor Kampfeserregung zitterte, nur Haß gegen diese vorgebliche Regierung der Ordnung und Gesetzlichkeit, die, bei jedem Zusammenstoß mit den Preußen zerschmettert, ihren Mut erst wiederfand, um Paris zu besiegen. Die deutschen Armeen standen noch da, von Saint-Denis bis Charenton, und wohnten diesem schönen Schauspiel des Untergangs eines Volkes bei. Er billigte denn auch in dem düsteren Anfall von Zerstörungswut, der ihn erfaßte, die ersten gewalttätigen Maßregeln: die Errichtung von Barrikaden, welche die Straßen und Plätze versperrten, die Verhaftung der Geiseln, des Erzbischofs, der Priester und ehemaliger Beamten. Schon begannen auf der einen wie auf der anderen Seite die Grausamkeiten. Versailles erschoß die Gefangenen, Paris ordnete an, daß für jeden Kopf eines seiner Soldaten drei Köpfe von Geiseln fallen würden, und das bißchen Verstand, das Maurice nach so viel Erschütterungen und Vernichtungen blieb, verschwand in dem Sturm der Wut, der von überall her blies. Die Kommune erschien ihm wie die Rächerin der erlittenen Schmach, wie eine Befreierin, die das amputierende Eisen und das reinigende Feuer brachte. Das alles war nicht sehr klar in seinem Geist; der Studierte in ihm rief nur klas-

sische Erinnerungen wach an freie, sieghafte Städte und an die Bündnisse reicher Provinzen, die der Welt ihr Gesetz aufzwangen. Wenn Paris die Oberhand behielt, dann sah er, wie es ruhmvoll ein Frankreich der Gerechtigkeit und Freiheit schuf, eine neue Gesellschaft bildete, nachdem es die verfaulten Trümmer der alten hinweggefegt haben würde. In Wahrheit freilich hatten ihn nach den Wahlen die Namen der Mitglieder der Kommune ein wenig überrascht durch das seltsame Gemisch von gemäßigten Revolutionären und Sozialisten aller Richtungen, denen das große Werk anvertraut war. Er kannte mehrere dieser Männer und hielt sie für sehr unbedeutend. Würden nicht die Besten in der Verworrenheit der Ideen, die sie vertraten, stürzen und zugrunde gehen? Am Tage aber, als die Kommune auf dem Stadthausplatze feierlich konstituiert wurde, während die Kanonen donnerten und die roten Fahnen im Winde flatterten, wollte er, wiederum von einer grenzenlosen Hoffnung emporgetragen, alles vergessen. Und in der verschärften Krise der aufs höchste gesteigerten Krankheit begann die Selbsttäuschung von neuem inmitten der Lügen der einen und des überspannten Glaubens der anderen.

Während des ganzen April nahm Maurice an kleinen Scharmützeln in der Gegend von Neuilly teil. Der eilige Frühling hatte den Flieder zur Blüte gebracht, man kämpfte im zarten Grün der Gärten. Die Nationalgardisten kehrten des Abends mit Blumensträußen an der Spitze ihrer Gewehre zurück. Jetzt waren die in Versailles vereinigten Truppen so zahlreich, daß man aus ihnen zwei Armeen bilden konnte. Die eine für das erste Treffen unter dem Befehl des Marschall Mac Mahon, die andere als Reserve, die General Vinoy befehligte. Was die Kommune anbelangt, so hatte sie an hunderttausend mobile Nationalgardisten und fast ebenso viele Ersatztruppen. Aber nur fünfzigtausend schlugen sich

tatsächlich, und mit jedem Tag war der Angriffsplan der Versailler deutlicher zu erkennen: nach Neuilly hatten sie das Schloß Bécon besetzt und sodann Asnières, um die Umschließungslinie immer enger zu ziehen, denn sie beabsichtigten, über Point-du-Jour einzumarschieren, sobald sie unter dem Kreuzfeuer des Mont Valérien und des Fort von Issy die Wälle übersteigen konnten. Der Mont Valérien gehörte ihnen; alle ihre Anstrengungen zielten darauf ab, sich des Forts von Issy zu bemächtigen, das sie angriffen, indem sie sich die früheren Belagerungsarbeiten der Preußen zunutze machten. Seit Mitte April hörten das Gewehrgeknatter und der Kanonendonner nicht mehr auf. In Levallois, in Neuilly kämpfte man unausgesetzt, das Feuer der Plänkler knallte fortwährend, Tag und Nacht. Gewaltige Geschütze, die auf gepanzerten Waggons längs der Gürtelbahn aufgestellt waren, schossen über Levallois hinweg auf Asnières. Ganz besonders aber wütete das Bombardement in Vanves und Issy, alle Fensterscheiben in Paris erzitterten davon wie an den schlimmsten Tagen der Belagerung, und am 9. Mai, als nach einem ersten Ansturm das Fort von Issy endgültig in die Hände der Armee von Versailles fiel, war die Niederlage der Kommune unausbleiblich, und eine Panik bemächtigte sich ihrer, die sie zu den schlimmsten Entschlüssen trieb.

Maurice billigte die Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses. Ganze Seiten aus der Geschichte kamen ihm ins Gedächtnis zurück. Hatte nicht die Stunde für entschiedene Maßnahmen geschlagen, wenn man das Vaterland retten wollte! Von allen Gewalttätigkeiten hatte ihm eine einzige das Herz mit geheimer Angst zusammengeschnürt: der Sturz der Vendômesäule. Aber er machte sich Vorwürfe darüber wie ob einer Jugendschwäche; er hörte immerzu seinen Großvater, wie er ihm von Marengo, Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, Wagram und der Moskwa erzählte, Heldenge-

schichten, deren Erinnerung ihn erschauern ließ. Aber daß man das Haus Thiers', des Mörders, dem Erdboden gleich machte, daß man die Geiseln als eine Bürgschaft und Drohung behielt, waren das nicht gerechte Zwangsmaßregeln gegenüber dieser wachsenden Wut Versailles' gegen Paris, das bombardiert wurde, in dem Granaten die Dächer zerrissen und Frauen töteten! Der düstere Drang nach Zerstörung stieg in ihm empor im selben Maße, als das Ende seines Traumes näher kam. Wenn der richtende und rächende Gedanke in Blut erstickt werden sollte — daß dann doch die Erde auseinander klaffte und sich inmitten eines jener kosmischen Umstürze umgestaltete, die das Leben erneuert haben! Daß doch Paris zusammenstürze, daß es eher gleich dem riesigen Scheiterhaufen eines Opferaltars verbrenne, als daß es von neuem seinen Lastern, seinem Elend und dieser alt gewordenen, von abscheulicher Ungerechtigkeit verdorbenen Gesellschaft anheimfalle! Und er träumte einen anderen großen, finsteren Traum: die Riesenstadt in Asche, nichts mehr als rauchende Scheiter an beiden Ufern, die schwärende Wunde durch das Feuer geheilt, eine unsagbare, beispiellose Katastrophe, aus der ein neues Volk hervorginge. Die Gerüchte, die umliefen, versetzten ihn in immer fieberhaftere Aufregung: die Stadtviertel seien unterminiert, die Katakomben mit Pulver angefüllt, alle öffentlichen Gebäude daran, in die Luft gesprengt zu werden; elektrische Drähte seien gezogen, welche die Minenkammern verbanden, damit ein einziger Funke alle mit einem Schlage entzünde; beträchtliche Vorräte von brennbaren Stoffen, besonders Petroleum, seien aufgespeichert, um die Straßen und Plätze in Flammenbäche und Flammenmeere zu verwandeln. Die Kommune hatte geschworen, daß, wenn die Versailler eindrängen, nicht ein einziger über die Barrikaden käme, welche die Straßenkreuzungen absperrten. Das Pflaster würde sich öffnen, die Ge-

bäude würden zusammenstürzen, Paris in Flammen aufgehen und eine ganze Welt verschlingen.

Wenn Maurice sich diesem wahnwitzigen Traume hingab, so war es infolge einer dumpfen Unzufriedenheit mit der Kommune selbst. Er verzweifelte an den Männern, er fühlte, daß sie unfähig war, daß zu entgegengesetzte Elemente sie hin- und herzerrten, daß sie kopflos, ungereimt und unsinnig wurde im selben Maße, als sie sich immer mehr und mehr bedroht fühlte. Von allen gesellschaftlichen Reformen, die sie versprochen, hatte sie nicht eine einzige verwirklichen können, und er war sich bereits darüber klar, daß sie nicht ein einziges dauerndes Werk zurücklassen würde. Ihr großes Übel aber lag vor allem in den Nebenbuhlerschaften, von denen sie zerrissen wurde, in dem nagenden Argwohn, in dem jedes ihrer Mitglieder lebte. Viele von ihnen, die Gemäßigten und die Furchtsamen, nahmen bereits an den Sitzungen nicht mehr teil. Die anderen handelten unter der Peitsche der Ereignisse, zitterten vor der Möglichkeit einer Diktatur und waren für eine solche, um das Vaterland zu retten, als die revolutionären Gruppen sich untereinander bis aufs Messer bekämpften. Nach Cluzeret, nach Dombrowsky wurde Rossel verdächtig. Selbst Delescluze, der zum Zivilvertreter im Kriegsministerium ernannt worden war, vermochte nichts trotz seines großen Ansehens. Und die große soziale Kraftanstrengung, die man beabsichtigt hatte, zersplitterte sich und mißglückte, da es um die leitenden Männer, die zur Ohnmacht verurteilt und zu Verzweiflungstaten gezwungen waren, von Stunde zu Stunde einsamer wurde.

In Paris wuchs der Schrecken. Zuerst erbittert gegen Versailles, noch unter den Leiden der Belagerung erschauernd, sagte sich Paris jetzt von der Kommune los. Die gezwungene Aushebung, die Verordnung, die alle Männer unter vierzig Jahren in die Nationalgarde einreihte, hatte die ruhigen

Leute aufgebracht und eine Massenflucht veranlaßt. Die Bewohner zogen über Saint-Denis in allerhand Verkleidungen mit falschen elsässischen Papieren davon und stiegen mittels Stricken und Leitern während rabenschwarzer Nächte in den Graben der Festungswerke hinab. Die reichen Bürger waren schon lange davongegangen. Keine Fabrik, keine Werkstätte hatte ihre Tore wieder geöffnet. Es gab keinen Handel und keine Arbeit, das müßige Leben dauerte weiter angesichts des angstvollen Harrens auf die unausbleibliche Lösung. Das Volk lebte noch immer nur von seinem Nationalgardistensold, den dreißig Sous, die aus den von der Bank von Frankreich requirierten Millionen gezahlt wurden, den dreißig Sous, für die viele sich schlugen und die eigentlich eine der Hauptursachen und den Existenzgrund des Aufstandes bildeten. Ganze Stadtviertel hatten sich geleert, die Läden waren geschlossen, die Häuser wie ausgestorben. In der hellen Sonne des wunderbaren Lenzmonats begegnete man in den verödeten Straßen nur noch dem wilden Prunke der Beerdigungen von Föderierten, die von dem Feinde getötet worden waren, Trauerzügen ohne Priester, die Särge mit roten Fahnen bedeckt, und dahinter die Menge, die Immortellensträuße trug. Die Kirchen waren geschlossen und verwandelten sich jeden Abend in Vereinssäle. Nur die revolutionären Zeitungen erschienen, man hatte die anderen unterdrückt. Das bedeutete die Zerstörung von Paris, dieses großen und unglücklichen Paris, das gegen die Nationalversammlung seinen Widerwillen als republikanische Hauptstadt bewahrte und in dem jetzt der Schrecken vor der Kommune, die ungeduldige Begierde, von ihr befreit zu werden, immer größer wurde angesichts der furchtbaren Geschichten, die man erzählte, von täglichen Verhaftungen von Geiseln, von Pulverfässern, die man in die Kanäle geschafft habe, wo angeblich Männer mit Fackeln wachten und nur auf ein Signal warteten.

Maurice, der niemals getrunken hatte, war nun von dem allgemeinen Rausch erfaßt, und er ging förmlich in ihm unter. Es kam jetzt manchmal vor, daß er, wenn er Dienst auf irgendeinem vorgeschobenen Posten hatte oder die Nacht im Wachthause verbrachte, ein Gläschen Kognak annahm. Wenn er ein zweites annahm, geriet er, umweht von den Alkoholdünsten, die ihm über das Gesicht strichen, außer sich. Das war die um sich greifende Seuche, die chronische Trunkenheit, die die erste Belagerung hinterlassen und die die zweite verschlimmert hatte, unter dieser Bevölkerung ohne Brot, die Schnaps und Wein in vollen Fässern hatte und die nun, übersättigt, von ein paar Tropfen in Delirium geriet. Das erstemal in seinem Leben, am 21. Mai, einem Sonntag, kehrte Maurice betrunken gegen Abend nach der Ortiesstraße zurück, wo er von Zeit zu Zeit zu schlafen pflegte. Er hatte den Tag über noch in Neuilly verbracht, wo er sein Pulver verknallt und mit den Kameraden getrunken hatte, in der Hoffnung, die ungeheuere Müdigkeit, die ihn bedrückte, überwinden zu können; dann hatte er sich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, mit seiner Kraft zu Ende, von seinem Instinkt geleitet — denn er konnte sich nicht erinnern, wie er zurückgekehrt war —, auf das Bett in seinem kleinen Zimmer geworfen. Und erst am anderen Morgen, als die Sonne bereits hoch stand, weckte ihn der Lärm der Sturmglocken, der Trommeln und Trompeten. Am Abend zuvor hatten die Versailler bei Point-du-Jour ein verlassenes Tor gefunden und waren unbehindert in Paris einmarschiert.

Als er sich in Hast angekleidet, das Gewehr über die Schulter gehängt hatte und hinabgestiegen war, traf er eine Gruppe Kameraden auf dem Bürgermeisteramt des Bezirkes, die ihm die Ereignisse des Abends und der Nacht so verworren erzählten, daß es ihm anfangs schwer fiel, sie zu verstehen. Seit zehn Tagen, seit das Fort von Issy und die große Bat-

terie von Montretout, unterstützt vom Mont Valérien, die Wallmauer beschossen, war das Tor von Saint-Cloud unhaltbar geworden, und der Sturmangriff sollte am anderen Morgen stattfinden, als ein zufällig gegen fünf Uhr vorbeigehender Mann, der sah, daß niemand mehr das Tor bewachte, ganz einfach mit einem Wink die Wachtposten des Schützengrabens herbeirief, die sich kaum fünfzig Meter davon befanden. Ohne zu warten, waren zwei Kompagnien des siebenunddreißigsten Regiments einmarschiert. Hinter diesen kam das gesamte vierte Korps unter dem Befehle des Generals Douay nach. Während der ganzen Nacht waren die Truppen in ununterbrochener Flut hereingeströmt. Um sieben Uhr stieg die Division Vergé gegen die Grenellebrücke hinab und rückte bis zum Trocadero vor. Um neun Uhr nahm General Clinchamp Passy und La Muette. Um drei Uhr morgens lagerte das erste Korps im Boulogner Wäldchen, während zur selben Zeit die Division Bruat die Seine überschritt, um das Tor von Sèvres wegzunehmen und dem zweiten Korps den Einmarsch zu erleichtern, das unter dem Befehl des Generals Cissey eine Viertelstunde später das Grenelleviertel besetzen sollte. Und so war am Morgen des 22. die Armee von Versailles Herrin vom Trocadero und von La Muette auf dem rechten Ufer und von Grenelle auf dem linken Ufer; und das alles inmitten der Verblüffung, des Zorns und der Verwirrung der Kommune, die bereits Verrat schrie und ganz bestürzt war bei dem Gedanken an die unvermeidliche Niederschmetterung.

Das erste Gefühl von Maurice, als er die Lage begriffen hatte, war, das Ende sei gekommen, es bliebe nur noch übrig, sich umbringen zu lassen. Die Sturmglocke läutete unaufhörlich, die Trommeln rasselten noch stärker, Weiber und selbst Kinder bauten an den Barrikaden, die Straßen füllten sich mit fieberhaft erregten Bataillonen, die in aller Eile ver-

einigt auf ihre Kampfposten liefen. Und von Mittag an entstand im Herzen der maßlos erregten Soldaten der Kommune die ewige Hoffnung wieder; sie waren entschlossen zu siegen, als sie sahen, daß die Versailler sich kaum gerührt hatten. Die Armee, die sie in zwei Stunden in den Tuilerien zu sehen gefürchtet hatten, ging, durch ihre Niederlagen klüger gemacht, mit außerordentlicher Vorsicht vor, und sie übertrieb noch die Kampfesweise, die die Preußen sie in so empfindlicher Weise gelehrt hatten. Im Stadthause organisierten und leiteten der Wohlfahrtsausschuß und Delescluze die Verteidigung. Einem Gerücht zufolge hatten sie einen letzten Versöhnungsversuch verachtungsvoll zurückgewiesen. Das entflammte den Mut, der Triumph von Paris wurde neuerdings zur Gewißheit, der Widerstand sollte überall ein grimmiger werden, wie der Angriff ein unerbittlicher werden sollte, dank dem durch Lügen und Grausamkeiten gesteigerten Hasse, der im Herzen der beiden Armeen brannte.

Maurice verbrachte diesen Tag in der Gegend des Champ de Mars und des Invalidenhauses, um sich langsam unter beständigem Gewehrfeuer von Straße zu Straße zurückzuziehen; er hatte sein Bataillon nicht wiederfinden können, er schlug sich mit unbekannten Kameraden, von denen er, ohne es zu merken, auf das linke Ufer geführt worden war. Gegen vier Uhr verteidigten sie eine Barrikade, die die Rue de l'Université bei deren Mündung auf die Invalidenesplanade absperrte. Und sie verließen sie erst in der Dämmerung, als sie erfuhren, daß die Division Bruat, die längs des Kais herangekommen war, sich des Parlamentsgebäudes bemächtigt hatte. Sie wären beinahe gefangen worden und erreichten nur mit großer Mühe die Lillestraße, indem sie einen großen Umweg durch die Saint-Dominique- und die Bellechassestraße machten. Als die Nacht herniedersank, hielt die Armee von Versailles eine Linie besetzt, die von dem Tor von Vanves über das Par-

lamentsgebäude, den Elyséepalast, die Saint-Augustin-Kirche und den Bahnhof von Saint-Lazare bis zum Tor von Asniéres ging.

Der nächste Tag, der 23., ein Dienstag mit einer hellen, warmen Frühlingssonne, war für Maurice schrecklich. Die paar hundert Föderierten, denen er angehörte und unter denen sich Leute von verschiedenen Bataillonen befanden, hielten noch den ganzen Stadtteil vom Kai bis zur Saint-Dominiquestraße. Aber die meisten hatten in der Lillestraße biwakiert, in den Gärten der dort befindlichen großen Privathäuser. Er selbst war auf einem Rasenplatz beim Palast der Ehrenlegion in tiefen Schlaf gesunken. Am Morgen glaubte er, daß die Truppen vom Parlamentsgebäude hervorbrechen würden, um sie hinter die starken Barrikaden der Bacstraße zurückzudrängen. Allein die Stunden vergingen, ohne daß der Angriff erfolgte. Man wechselte immer nur von einem Ende der Straße zum andern vereinzelte Kugeln. Der wohlüberlegte Plan der Versailler, den sie mit vorsichtiger Langsamkeit entwickelten, ging dahin, nicht mit der Front auf die furchtbare Festung zu stoßen, welche die Aufständischen aus der Tuilerienterrasse geschaffen hatten. Sie hatten einen doppelten Umgehungsmarsch gewählt, links und rechts längs der Wälle, um sich zuerst des Montmartre und des Observatoireviertels zu bemächtigen und sich dann auf das gemeinsame Ziel zu werfen, um alle Teile der inneren Stadt wie mit einem ungeheuern Fangnetz in ihre Gewalt zu bekommen. Gegen zwei Uhr hörte Maurice erzählen, daß die dreifarbige Fahne auf dem Montmartre flattere. Die große Batterie von Moulin de la Galette war von drei Armeekorps, die ihre Bataillone nördlich und westlich durch die Lepic-, die Saules- und Mont-Cenisstraße auf den Hügel geschickt hatten, gleichzeitig angegriffen und weggenommen worden. Und die Sieger überfluteten jetzt Paris, bemächtigten sich des Saint-Georges-

und des Notre Dame de Lorette-Platzes, des Bürgermeisteramtes in der Drouotstraße und des neuen Opernhauses, während auf dem linken Ufer die vom Friedhof von Montparnasse ausgehende Schwenkung den Enferplatz und den Pferdemarkt eroberte. Mit Verblüffung, Wut und Schreck wurden die Nachrichten über die so schnellen Fortschritte der Armee aufgenommen. Wie, Montmartre war in zwei Stunden gefallen! Montmartre, die glorreiche, uneinnehmbare Feste des Aufstandes! Maurice nahm gut wahr, wie die Reihen sich lichteten, zitternde Kameraden sich geräuschlos davonschlichen, sich die Hände wuschen und aus Furcht vor Gewaltmaßregeln eine Bluse anzogen. Das Gerücht lief um, daß bei Croix Rouge eine Drehung sich vollzogen hätte und der Angriff vorbereitet würde. Schon waren die Barrikaden der Martignac- und Bellechassestraße genommen worden, und man sah die ersten Rothosen am Ende der Lillestraße. Es blieben nur noch die Ueberzeugten und Erbitterten übrig, Maurice und etwas über fünfzig andre, die entschlossen waren zu sterben, nachdem sie möglichst viele Versailler erschossen hätten, die die Föderierten als Banditen behandelten und die Gefangenen hinter der Schlachtlinie erschossen. Seit gestern war der abscheuliche Haß gewachsen, es war der Kampf bis zur Vernichtung zwischen den Empörern, die für ihren Traum starben, und der Armee, die von reaktionären Leidenschaften glühte und außer sich darüber war, sich nochmals schlagen zu müssen.

Um fünf Uhr, als Maurice und seine Kameraden sich endgültig hinter die Barrikaden der Bacstraße zurückgezogen, indem sie feuernd von Tür zu Tür die Lillestraße hinabstiegen, sah er plötzlich einen dicken schwarzen Rauch aus einem offenen Fenster des Palastes der Ehrenlegion herausdringen. Es war die erste in Paris gelegte Feuersbrunst, und in dem Sturm des grimmigen Wahnsinns, der ihn mit fortriß, hatte

er eine wilde Freude darüber. Die Stunde hatte geschlagen, da die ganze Stadt wie ein riesiger Scheiterhaufen aufflammen, da das Feuer die Welt reinigen sollte. Aber ein plötzlicher Anblick versetzte ihn in Erstaunen: fünf oder sechs Männer stürzten eilig aus dem Palast heraus, an ihrer Spitze ein großer Bursche, in dem er Chouteau, seinen ehemaligen Zugskameraden vom hundertundsechsten Regiment, erkannte. Er hatte ihn bereits nach dem 18. März mit einem Käppi mit Goldlitzen gesehen, und er fand ihn nun in noch höherem Range wieder, überall mit Goldlitzen geziert, dem Generalstab irgendeines Generals zugeteilt, der nicht kämpfte. Er erinnerte sich dessen, was man ihm erzählt hatte. Dieser Chouteau habe sich im Palast der Ehrenlegion niedergelassen und lebe da in Gesellschaft einer Geliebten in beständiger Schlemmerei; er strecke sich gestiefelt und gespornt auf den großen und kostbaren Betten aus und zertrümmere des Spaßes halber die Spiegel mit Revolverschüssen; seine Geliebte fahre jeden Morgen unter dem Vorwande, ihre Einkäufe in den Hallen zu besorgen, in einem Galawagen aus und schaffe ganze Päcke gestohlener Wäsche, Stockuhren und selbst Möbel beiseite. Als Maurice ihn und seine Leute mit einer Petroleumkanne in der Hand laufen sah, empfand er ein Unbehagen, einen furchtbaren Zweifel, in dem er seinen ganzen Glauben schwankend werden fühlte. Das schreckliche Werk konnte also doch ein schlechtes sein, da solch ein Mensch daran mitarbeitete!

Stunden flossen dahin; Maurice schlug sich nur noch, wenn es die Not erheischte, da er in seinem Innern nichts andres mehr empfand als den düsteren Willen zum Sterben. Wenn er sich getäuscht hatte, dann wollte er wenigstens den Irrtum mit seinem Blute bezahlen. Die Barrikade, welche die Lillestraße oben bei der Bacstraße absperrte und die aus sandgefüllten Säcken und Fässern bestand, war sehr stark und vorn

mit einem tiefen Graben versehen. Er verteidigte sie mit kaum einem Dutzend andrer, alle in halbliegender Stellung und jeden Soldaten, der sich zeigte, mit einem sicheren Schusse niederstreckend. Er rührte sich bis in die sinkende Nacht nicht von der Stelle und verschoß schweigend mit verzweiflungsvoller Hartnäckigkeit seine Patronen. Er betrachtete die wachsenden großen Rauchwolken des Palastes der Ehrenlegion, die der Wind in die Mitte der Straße trieb, ohne daß man noch in dem scheidenden Tageslichte die Flammen hätte sehen können.

Ein zweiter Brand war in einem benachbarten Privathause ausgebrochen. Und plötzlich kam ein Kamerad mit der Nachricht, daß die Soldaten, da sie es nicht wagten, die Barrikade von der Front zu nehmen, im Begriffe seien, quer durch die Gärten und Häuser heranzurücken, indem sie mit Spaten Löcher durch die Mauern brächen. Das war das Ende, sie konnten da von einem Augenblick zum andern hervorstürzen. Und als aus einem Fenster eine züngelnde Flamme herausschlug, sah er Chouteau und seine Leute, die in wahnsinniger Hast mit ihrem Petroleum und ihren Fackeln in den Eckhäusern auf und ab stiegen. Eine halbe Stunde später flammten unter dem finster gewordenen Himmel alle Gebäude an der Straßenkreuzung auf, während er, immerzu hinter den Fässern und Säcken liegend, die mächtige Helle benützte, um die unvorsichtigen Soldaten niederzustrecken, die sich auf die Straße hinauswagten.

Wie lange schoß Maurice noch! Er hatte weder von der Zeit noch vom Ort ein Bewußtsein mehr. Es konnte neun Uhr, vielleicht auch zehn Uhr sein. Das verabscheuenswerte Geschäft, das er verrichtete, erfüllte ihn jetzt mit einem erstickenden Ekel, wie ein schlechter Wein, der einem im Rausch aufstößt. Die brennenden Häuser ringsum begannen ihn in eine unerträgliche Hitze, in eine brennende Stickluft zu hüllen.

Die Straßenkreuzung mit den Haufen von Pflastersteinen, die sie abschlossen, war ein verschanztes Lager geworden, das durch die Feuersbrünste unter einem Glutregen verteidigt wurde. Waren nicht Befehle gegeben worden, die Stadtteile anzuzünden, sobald man die Barrikaden verließ, um die Truppen durch eine Linie alles verzehrender Glut aufzuhalten und Paris im selben Maße niederzubrennen, als man es preisgeben mußte! Und schon fühlte er, daß nicht nur die Häuser der Bacstraße brannten; er sah, wie der Himmel hinter ihm in einem unermeßlichen roten Schein erglühte, er hörte ein fernes Prasseln, als ob die ganze Stadt sich entzündete. Rechts längs der Seine mußten andre Riesenbrände ausgebrochen sein. Schon lange hatte er wahrgenommen, wie Chouteau, vor den Kugeln flüchtend, verschwunden war. Selbst seine verbissensten Kameraden zogen einer nach dem andern ab, entsetzt bei dem Gedanken, jeden Augenblick angegriffen zu werden. Schließlich blieb er ganz allein zwischen zwei Erdsäcken ausgestreckt liegen und hatte nur den einen Gedanken, unausgesetzt zu schießen, als die Soldaten, die sich quer durch die Höfe und Gärten einen Weg gebahnt hatten, aus einem Hause der Bacstraße hervorbrachen und sich gegen die Barrikade stürzten.

In der übermäßigen Anspannung während dieses letzten, äußersten Ringens hatte Maurice nicht an Jean gedacht, und ebensowenig hatte sich Jean, seit er in Paris mit seinem Regiment einmarschiert war, mit dem man die Division Bruat verstärkt hatte, auch nur während einer einzigen Minute an Maurice erinnert. Tags zuvor hatte er auf dem Champ de Mars und auf der Invalidenesplanade gekämpft. Am folgenden Tage hatte er den Platz vor dem Palais Bourbon erst gegen Mittag verlassen, um die Barrikaden dieses Stadtviertels bis zur Saint-Pèresstraße wegzunehmen. Er, sonst so ruhig, war in diesem brudermörderischen Kriege unter den

Kameraden, die den heißen Wunsch hatten, sich endlich nach ihrer monatelangen Mühsal auszuruhen, von grimmiger Leidenschaft erfaßt worden. Die Kriegsgefangenen, die man aus Deutschland zurückgeführt und eingereiht hatte, waren von wachsender Wut gegen Paris erfüllt. Dazu kamen noch die Erzählungen über die Scheußlichkeit der Kommune, die seine Achtung vor dem Eigentum und seinen Sinn für Ordnung verletzten und ihn außer sich brachten. Er war der Grundstock der Nation selbst geblieben, der verständige Landmann, der den Frieden herbeisehnte, damit man wieder anfangen könne zu arbeiten, zu verdienen und zu Kräften zu kommen. Besonders aber hatten ihn in diesen wachsenden Zorn, der selbst seine zartesten Gedanken austilgte, die Feuersbrünste in Raserei versetzt. Die Häuser verbrennen, die Paläste verbrennen, weil einer nicht der Stärkere war! Nein, das war zu viel! Nur Banditen waren einer solchen Handlungsweise fähig. Und er, dem die standrechtlichen Hinrichtungen tags zuvor das Herz zusammengeschnürt hatten, war seiner nicht mehr mächtig, und wild, mit hervorgequollenen Augen, schlug er brüllend um sich.

Ungestüm brach Jean mit ein paar Leuten seines Zuges aus der Bacstraße hervor. Zuerst sah er niemand, und er glaubte, daß die Barrikade eben geräumt worden sei. Dann bemerkte er dort zwischen zwei Erdsäcken einen Kommunarden, der sich regte, anlegte und noch in die Lillestraße feuerte. Und wie unter einem wutvollen Antrieb des Geschicks stürzte er auf den Mann los und nagelte ihn mit einem Bajonettstich an der Barrikade fest.

Maurice hatte nicht die Zeit gehabt, sich umzuwenden. Er stieß einen Schrei aus und richtete den Kopf empor. Die Feuersbrünste beleuchteten die beiden mit blendender Helle.

„O Jean, mein alter Jean, du bist's!?“

Sterben, das wollte Maurice. Er wartete mit wilder Unge-



duld darauf; aber von der Hand seines Bruders sterben, das war doch zu viel, das verdarb ihm die Freude am Sterben, das vergiftete ihm das Ende mit abscheulicher Bitterkeit.

„Du also bist's, Jean, mein alter Jean!"

Wie vom Blitz getroffen und entnüchtert betrachtete ihn Jean. Sie waren allein. Die andern Soldaten hatten sich an die Verfolgung der Fliehenden gemacht. Rings um sie flammten die Feuersbrünste noch höher auf, die Fenster spien große rote Flammen hervor, indes man hörte, wie im Innern die glühenden Decken einstürzten. Und Jean sank neben Maurice nieder, und, indem er ihn betastete und sich bemühte, ihn aufzurichten, um zu sehen, ob er ihn nicht noch retten könne, schluchzte er:

„Ach, mein armer Junge, mein armer Junge!"

Ein Staatsstreich
Von
Guy de Maupassant

In Paris war eben der Fall von Sedan bekannt geworden. Die Republik war proklamiert, und jener Wahnsinn brach aus, unter dem ganz Frankreich bis über die Tage der Kommune hinaus stöhnen sollte. Im ganzen Lande spielte man Soldat.

Ehrsame Strumpfwirker wurden Oberste und taten Generalsdienste. Revolver und Dolch steckten im roten Gürtel über dicken Philisterbäuchen. Kleine Bürger waren plötzlich Krieger geworden, kommandierten Bataillone freiwilliger Schreier und fluchten wie Fuhrleute, um sich ein Ansehen zu geben.

Die Tatsache allein, eine Waffe zu besitzen und mit einem Gewehre umgehen zu können, machte diese Leute, die sich bis dahin um nichts gesorgt als um ihre Bilanzen, ganz verrückt und gab ihnen ohne jeglichen Grund ein fürchterliches Aussehen für jeden, der sie erblickte. Unschuldige wurden verurteilt, um zu beweisen, daß man töten könne. Man lief durch die Gegenden, wo sich noch kein Preuße gezeigt, schoß die Hunde nieder, die friedlich weidenden Kühe und kranke Pferde, die auf der Weide grasten.

Jeder meinte sich in diesen Tagen zu großer militärischer Laufbahn bestimmt. Die Wirtshäuser der kleinsten Dörfer, die von allerlei uniformierten Geschäftsleuten wimmelten, hatten das Aussehen von Kasernen oder Lazaretten bekommen.

Der Ort Canneville hatte noch keine Nachrichten von der Armee und aus der Hauptstadt erhalten. Aber seit einem Monat herrschte große Aufregung und zwei feindliche Parteien standen einander gegenüber.

Der Bürgermeister Vicomte de Varnetot, ein kleiner, magerer, älterer Herr, der, bisher Legitimist, sich erst seit kurzem aus Ehrgeiz dem Kaiserreich wieder angeschlossen, hatte plötzlich einen entschiedenen Gegner bekommen in der Person des Doktor Massarel, eines dicken sanguinischen Mannes,

der das Oberhaupt der republikanischen Partei im Arrondissement war. Dazu war er Meister vom Stuhl der Freimaurerloge des Hauptortes, Präsident der landwirtschaftlichen Gesellschaft und der freiwilligen Feuerwehr. Dazu Organisator der Landmiliz, die das Vaterland retten sollte.

Im Laufe von vierzehn Tagen war es ihm gelungen, dreiundsechzig Freiwillige für die Verteidigung des Vaterlandes zu gewinnen. Es waren alles verheiratete Leute und Familienväter, verständige Bauern und Kaufleute aus dem Ort. Jeden Morgen exerzierte er sie auf dem Platze vor dem Rathause.

Wenn der Bürgermeister sich zufällig dem Rathause näherte, ließ Oberst Massarel, der ganz bespickt war mit Pistolen und stolz, den Säbel in der Faust, vor der Front seiner Truppe stand, seine Soldaten brüllen: „Es lebe das Vaterland!" Man hatte bemerkt, daß dieser Ruf den kleinen Vicomte ärgerte. Er sah darin ohne Zweifel eine Drohung, eine Herausforderung und zu gleicher Zeit eine hassenswerte Erinnerung an die große Revolution.

Am Morgen des 5. September hielt der Doktor in Uniform, den Revolver auf dem Tische, seine Sprechstunde ab. Ein altes Bauernpaar war gerade zur Konsultation erschienen. Der Mann litt seit sieben Jahren an Krampfadern und hatte so lange gezögert einen Arzt zu befragen, bis seine Frau auch welche bekommen hatte. Da brachte der Briefträger die Zeitung.

Herr Massarel öffnete sie, erbleichte, richtete sich plötzlich auf und hob in überspannter Weise die Arme gen Himmel, während er die beiden Landleute mit lauter Stimme anbrüllte:

„Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik!"

Dann fiel er in seinen Stuhl zurück, ganz schwach vor Bewegung. Und wie der alte Bauer fortfuhr:

„Es fing an mit Ameisenloofen sozusagen die Beene runter!" rief Doktor Massarel:

„Lassen Sie mich in Frieden, ich habe keine Zeit mich um Ihre Dummheiten zu kümmern. Die Republik ist proklamiert. Der Kaiser ist gefangen, Frankreich ist gerettet! Es lebe die Republik!"

Dann lief er zur Tür und schrie:

„Coelestine, schnell, Coelestine!"

Das Mädchen kam mit entsetztem Ausdruck gerannt, und er stotterte, so rasend schnell sprach er:

„Meine Stiefel, meinen Säbel, meine Patrontasche und den spanischen Dolch, der auf dem Nachttisch liegt, aber schnell!"

Als der dickköpfige Bauer den Augenblick des Schweigens benutzte, und fortfuhr:

„Dann ist's ganz dicke gewurden, wie 'n paar Taschen, die mir beim Gehen weh dhun!" heulte der Arzt verzweifelt:

„Himmelsakrament! Lassen Sie mich doch zufrieden. Wenn Sie sich die Füße gewaschen hätten, wär's nicht vorgekommen."

Dann packte er ihn beim Kragen und schrie ihn an:

„Weißt du nicht, daß wir jetzt in der Republik leben, du dreifacher Hornochse?"

Aber der Gedanke an die Würde seines Berufes brachte ihn wieder zur Ruhe, und er drängte das bestürzte Ehepaar zur Tür hinaus, während er wiederholte:

„Kommt morgen wieder, guten Leute. Heute habe ich keine Zeit."

Während er sich bis an die Zähne bewaffnete, gab er dem Mädchen wiederum eine Reihe von dringenden Aufträgen:

„Lauf mal schnell zu Leutnant Picart und zu Unterleutnant Pommel und sag ihnen, daß ich sie sofort hier erwarte. Dann schick mir mal gleich Torchebeuf her mit seiner Trommel, aber schnell, schnell!"

Und als Coelestine hinausgegangen war, sammelte er sich ein wenig und bereitete sich vor, die Schwierigkeiten der Lage zu überwinden.

Die drei Leute trafen zusammen ein in ihren Arbeitsröcken. Der Oberst, der darauf gerechnet hatte, sie in Uniform zu sehen, bekam einen furchtbaren Schrecken:

„Sakrament, wißt ihr denn noch nichts? Der Kaiser ist gefangen! Die Republik ist proklamiert. Jetzt heißt's handeln. Meine Stellung ist schwierig, ich kann sogar sagen gefährlich."

Seine Untergebenen machten ganz erschrockene Gesichter. Er dachte einen Augenblick nach. Dann begann er von neuem:

„Jetzt heißt es handeln und nicht zögern. Minuten bedeuten in solchen Augenblicken Stunden. Alles hängt von der Schnelligkeit des Entschlusses ab. Sie, Picart, gehen sofort zum Herrn Pfarrer und fordern ihn auf, die Sturmglocke läuten zu lassen, damit der ganze Ort zusammenströmt."

„Sie, Torchebeuf, schlagen Generalmarsch in der ganzen Gemeinde bis draußen zu den Höfen von Gerisaie und Salmare, damit die Miliz auf dem Markte unter Waffen tritt. Sie, Pommel, ziehen sofort Ihre Uniform an, nur Rock und Käppi, und wir werden zusammen das Rathaus besetzen und Herrn de Varnetot zwingen, mir die Zügel der Regierung zu überlassen! Verstanden?"

„Ja."

„Also, nun los und schnell. Pommel, ich begleite Sie bis nach Hause, weil wir zusammen handeln müssen."

Fünf Minuten später erschienen der Oberst und sein Untergebener, bis an die Zähne bewaffnet, auf dem Markte gerade in dem Augenblick, als der kleine Vicomte de Varnetot mit eiligen Schritten von der anderen Seite der Straße kam. Er trug Jagdgamaschen und das Gewehr über der Schulter. Drei Jäger in grünen Anzügen, den Hirschfänger an der Seite, das Gewehr geschultert, folgten ihm.

Während der Doktor ganz erstaunt stehen blieb, drangen die vier Männer in das Rathaus, dessen Tür sich hinter ihnen schloß.

„Sie sind uns zuvorgekommen," murmelte der Arzt. „Jetzt müssen wir auf Verstärkung warten; für den Augenblick ist nichts zu machen."

Leutnant Picart erschien und meldete:

„Der Pfarrer hat sich geweigert, zu gehorchen. Er hat sich sogar mit dem Kirchendiener und dem Schweizer in die Kirche eingeschlossen."

Auf der anderen Seite des Platzes, dem weiß getünchten Rathause gegenüber, lag die Kirche stumm und schwarz mit ihrem riesigen eisenbeschlagenen Eichentor.

Als nun die Einwohner neugierig den Kopf zum Fenster hinaussteckten oder auf der Schwelle ihrer Häuser erschienen, klang plötzlich ein Trommelwirbel und Torchebeuf kam daher, wie verrückt die drei Wirbel des Generalmarsches schlagend. Im Laufschritt lief er über den Platz und verschwand im Feldwege.

Der Oberst zog seinen Säbel und trat allein vor, etwa in die Mitte zwischen die beiden Gebäude, in denen sich der Feind verbarrikadiert hatte. Dann schwang er seine Waffe über den Kopf und brüllte mit aller Kraft seiner Lungen:

„Es lebe die Republik! Tod allen Verrätern!"

Darauf zog er sich zu seinen Offizieren zurück.

Der Fleischer, der Bäcker und der Apotheker schlossen ängstlich ihre Fensterläden. Nur der Materialwarenhändler behielt offen. Währenddessen kam allmählich die Miliz an. Die Leute waren ganz verschieden angezogen, nur trugen alle ein schwarzes Käppi mit rotem Streifen; darin bestand die ganze Uniform des Korps. Bewaffnet waren sie mit ihren alten verrosteten Gewehren, die seit dreißig Jahren in der Küche über dem Herd gehangen. Eigentlich machten sie den Eindruck einer Abteilung Feldhüter.

Als der Oberst einige dreißig Leute um sich sah, setzte er sie mit ein paar Worten aufs laufende. Dann wandte er sich zu seinem Stabe und sagte:

„Nun heißt's handeln."

Die Einwohner strömten zusammen und sahen sich neugierig um. Der Arzt hatte schnell seinen Feldzugsplan entworfen:

„Leutnant Picart, Sie werden jetzt ans Rathaus herangehen und Herrn de Varnetot auffordern, mir das Rathaus im Namen der Republik zu übergeben."

Aber der Leutnant, ein Maurermeister, weigerte sich:

„Das gloob ich. Sie sind schlau. Damit sie mich anschießen! Wissen Sie, die da drin, die schießen famos. Machen Sie lieber die Geschichte selbst."

Der Oberst wurde rot:

„Ich befehle es Ihnen, hinzugehen, im Namen der Disziplin."

Aber der Leutnant verweigerte den Gehorsam:

„Warum soll ich mich denn totschießen lassen, ich weeß gar nicht warum."

Die Honoratioren, die ein Stück davon eine Gruppe gebildet hatten, fingen an zu lachen und einer rief:

„Picart, du hast ganz recht. Das brauchste nich!"

Da brummte der Doktor:

„Memmen!"

Er übergab einem seiner Soldaten Säbel und Revolver und ging langsam, die Augen auf die Fenster geheftet, vor, indem er jeden Augenblick erwartete, einen Lauf auf sich gerichtet zu sehen.

Als er noch einige Schritte von dem Gebäude entfernt war, öffneten sich rechts und links die Flügeltüren der Schule. Und ein ganzer Schwarm Kinder, auf der einen Seite Jungen, auf der anderen Mädchen, strömte heraus und fing an, auf

dem großen leeren Platz zu spielen und sich, kreischend wie eine Gänseherde, um den Doktor, der sich nun nicht mehr verständlich machen konnte, herumzujagen.

Sobald die letzten Schulkinder herausgekommen waren, schlossen sich hinter ihnen die beiden Türen. Endlich verlief sich die Kinderschar und der Oberst rief mit lauter Stimme:

„Herr de Varnetot!"

Im ersten Stock öffnete sich ein Fenster. Herr de Varnetot erschien. Der Oberst fuhr fort:

„Mein Herr, Sie kennen die großen Ereignisse, welche die Physiognomie der Regierung verändert haben. Die Regierung, die Sie vertraten, existiert nicht mehr. Diejenige, die ich vertrete, hat von der Macht Besitz ergriffen. Unter diesen, vielleicht schmerzhaften, aber zweifellos bestehenden Umständen fordere ich Sie im Namen der neuen Republik auf, Amt und Würden, die Ihnen von den bisherigen Machthabern übertragen worden waren, in meine Hände zu legen."

Herr de Varnetot antwortete:

„Herr Doktor, ich bin der Bürgermeister von Canneville, von der gesetzmäßigen öffentlichen Behörde ernannt, und ich werde Bürgermeister von Canneville solange bleiben, bis ich abberufen oder durch einen Befehl meiner Vorgesetzten ersetzt werde. In diesem Ort bin ich Bürgermeister und im Rathaus bin ich bei mir zu Haus und hier bleibe ich! Sie können ja versuchen, mich herauszuwerfen."

Und er schloß das Fenster.

Der Oberst ging zu seinen Leuten zurück. Aber ehe er sprach, sah er Leutnant Picart von oben bis unten verächtlich an:

„Sie alter Renommist! Sie Hasenfuß! Sie sind die Schmach der Armee. Ich degradiere Sie hiermit."

Der Leutnant antwortete:

„Das ist mir ganz wurscht!"

Und er verschwand in der murmelnden Menge.

Da zögerte der Doktor ein wenig. Was tun? Angreifen? Aber würden seine Leute auch vorwärts gehen? Und dann, hatte er denn das Recht dazu?

Er verfiel auf eine Idee. Er lief zum Telegraphenamt, gerade gegenüber vom Rathaus, auf der anderen Seite des Platzes und sandte drei Depeschen ab:

„An die Herren Mitglieder der republikanischen Regierung zu Paris."

„An den neuen republikanischen Herrn Präfekten des unteren Seine-Departements in Rouen."

„An den neuen republikanischen Herrn Unterpräfekten in Dieppe."

Er setzte die Lage auseinander, sprach von der Gefahr, in der die Gemeinde schwebte, dadurch, daß sie in den Händen des ehemaligen monarchistischen Bürgermeisters blieb, bot seine ergebenen Dienste an, bat um Befehle und unterschrieb, indem er hinter seinen Namen alle seine Titel setzte.

Dann stieß er wieder zu seiner Armee und zog zehn Franken mit den Worten aus der Tasche:

„Hier, lieben Freunde, geht essen und trinken. Nur eine Abteilung von zehn Mann bleibt hier als Wache, damit niemand das Rathaus verläßt."

Aber der Exleutnant Picart, der mit dem Uhrmacher schwatzte, hatte es gehört, lachte laut auf und sagte:

„Bei Gott, wenn sie herausgingen, da gäb's doch gerade Gelegenheit, hereinzukommen, sonst seh' ich euch noch nicht drin."

Der Doktor antwortete nicht und ging frühstücken.

Nachmittags stellte er Posten aus, um den ganzen Ort herum, als ob ein Ueberfall in Aussicht stünde. Er ging mehrmals am Rathaus und an der Kirche vorüber, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Die beiden Gebäude lagen stumm da, als wären sie unbewohnt.

Der Fleischer, der Bäcker und der Apotheker öffneten wieder ihre Läden. Man schwatzte überall: wenn der Kaiser gefangen war, so war sicher irgendein Verrat daran schuld. Man wußte nicht genau, welche der Republiken eigentlich jetzt wieder gekommen sei.

Die Nacht brach herein.

Gegen neun Uhr näherte sich der Doktor ganz allein ohne Lärm dem Eingange des Rathauses. Er war fest überzeugt, daß sein Gegner nach Hause gegangen war, um zu schlafen. Aber wie er sich daran machte, das Tor mit ein paar Axthieben einzuschlagen, rief eine laute Stimme:

„Wer da!"

Und Herr Massarel riß aus, was er konnte.

Der Tag brach an ohne irgendeine Aenderung in der Lage. Die Miliz stand noch immer auf dem Platz unter Waffen. Alle Einwohner hatten sich um die Truppe zusammengefunden, die Entscheidung erwartend. Die Leute aus den Nachbarorten waren auch gekommen und standen da und gafften.

Da begriff der Doktor, daß es sich jetzt um Ehre und Reputation handelte und beschloß, der Geschichte auf diese oder jene Art ein Ende zu machen. Er mußte irgendeinen Entschluß fassen und zwar einen energischen. Da ging die Türe des Telegraphenamtes auf und das kleine Mädchen der Telegraphistin erschien, zwei Depeschen in der Hand.

Zuerst ging sie auf den Oberst zu und übergab ihm eins der Telegramme. Dann schritt sie mitten über den verödeten Platz, ganz verlegen, weil alle Leute sie anguckten, mit gesenktem Kopf dahintrippelnd und klopfte leise an dem verbarrikadierten Hause, als ob sie gar nicht gewußt hätte, daß dort eine bewaffnete Macht versteckt sei.

Die Tür öffnete sich ein wenig und eine Männerhand nahm das Telegramm in Empfang. Das Mädchen kehrte zurück,

rot, nahe am Weinen, weil alle Welt sie so ansah. Der Doktor rief mit zitternder Stimme:

„Ich bitte um Ruhe!“

Und da alles schwieg, begann er stolz:

„Ich habe eben die Antwort der Regierung bekommen!“

Dann nahm er das Telegramm in die Hand und las vor:

„Bisheriger Bürgermeister abgesetzt. Erledigen Sie das Notwendigste. Weitere Nachrichten folgen.

Für den Unterpräfekten:
Sapin, Regierungsrat.“

Er triumphierte. Hoch schlug vor Freude sein Herz. Seine Hände zitterten. Aber Picart, sein einstiger Untergebener, rief ihm aus der Menge zu:

„Das ist alles ganz gut; aber wenn die da drüben nicht rausgehen? Da wird Ihnen Ihr Papier viel nützen!“

Herr Massarel erbleichte. In der Tat, wenn die anderen nicht freiwillig gingen, mußte er nun angreifen. Das war nicht nur sein Recht, sondern sogar seine Pflicht. Er sah ängstlich zum Rathause hinüber in der Hoffnung, die Türe würde sich endlich öffnen und sein Gegner sich zurückziehen.

Aber die Tür blieb geschlossen. Was tun? Die Menge wuchs und drängte sich um die Miliz. Man lachte.

Eine Ueberlegung vor allen beunruhigte den Arzt. Wenn er den Befehl zum Sturme gab, mußte er an der Spitze seiner Leute vorgehen. Und da mit seinem Tode alle weiteren Widerreden aufhörten, so war es ganz sicher, daß Herr de Varnetot und seine drei Leute nur auf ihn zielen würden! Und sie schossen gut, sehr gut. Picart hatte es eben noch mal gesagt. Aber ihm kam eine Erleichterung. Und er wandte sich zu Pommel:

„Gehen Sie schnell zum Apotheker und bitten Sie ihn, mir einen Stock und ein Handtuch zu leihen.“

Der Leutnant lief davon.

Er wollte eine Parlamentärflagge, eine weiße Flagge hissen, deren Anblick vielleicht dem legitimistischen Herzen des bisherigen Bürgermeisters wohltun würde.

Pommel kam mit dem gewünschten Handtuch zurück und mit einem Besenstiel. Mit einem Endchen Bindfaden wurde die Fahne hergestellt, und Massarel nahm sie in beide Hände. Er ging von neuem gegen das Rathaus vor, indem er sie hoch hielt. Als er vor der Türe stand, rief er wiederum:

„Herr de Varnetot."

Die Tür ging plötzlich auf und Herr de Varnetot erschien mit seinen drei Leuten auf der Schwelle.

Unwillkürlich wich der Doktor zurück, dann grüßte er höflich seinen Feind und sagte, während ihm vor Erregung beinahe die Stimme versagte:

„Mein Herr, ich komme, um Ihnen die Befehle mitzuteilen, die ich erhalten habe."

Der Edelmann antwortete, ohne seinen Gruß zu erwidern:

„Ich ziehe mich zurück. Aber daß Sie es nur wissen, weder aus Furcht, noch um der hassenswerten Regierung, die sich die Gewalt anmaßt, zu gehorchen." Dann erklärte er, jedes Wort betonend:

„Ich will nicht, daß man sagt, ich hätte einen einzigen Tag unter der Republik gedient. Das ist mein Grund."

Massarel war erschrocken und antwortete nicht. Und Herr de Varnetot ging eilig davon und verschwand um die Ecke, seine drei Leute hinter ihm.

Da warf sich der Doktor stolz in die Brust, und ging auf die Zuschauer zu. Sobald er nahe genug stand, daß man ihn verstehen konnte, rief er:

„Hurra! Hurra! Die Republik siegt auf der ganzen Linie!"

Kein Mensch rührte sich. Der Arzt begann von neuem:

„Das Volk ist frei! Ihr seid frei, unabhängig! Seid stolz darauf!"

Die trägen Dorfleute blickten ihn an, ohne daß irgendein Stolz aus ihren Augen geleuchtet hätte.

Er sah sie seinerseits an, empört über ihre Gleichgültigkeit. Er suchte nach Worten, nach irgend etwas ganz Besonderem, um die stumpfsinnige Menge aufzurütteln und seine Erlöser-Sendung zu erfüllen. Ein Gedanke kam ihm. Und er wandte sich wieder an Pommel:

„Leutnant, holen Sie die Büste des Exkaisers, die im Sitzungssaale aufgestellt ist, und bringen Sie einen Stuhl mit."

Bald erschien der Mann wieder und trug auf der rechten Schulter den Napoleon aus Gips, in der linken Hand aber einen Rohrstuhl.

Massarel ging ihm entgegen, nahm den Stuhl, stellte ihn hin und setzte darauf die weiße Figur. Dann trat er ein paar Schritte zurück und hielt ihr mit laut schallender Stimme eine Rede:

„Tyrann! Tyrann! Du bist gestürzt! In den Schmutz gestürzt, in den Schlamm! Das sterbende Vaterland röchelt unter deinem Fuße. Die Nemesis hat dich getroffen. Niederlagen und Schmach haben sich an deine Fersen geheftet! Du fällst als Besiegter, als Gefangener der Preußen! Und auf den Ruinen deines zusammenstürzenden Reiches erhebt sich die junge strahlende Republik und nimmt dein zerbrochenes Schwert wieder auf."

Er erwartete, daß man Beifall klatschen sollte. Kein Ruf ertönte, keine Hand rührte sich. Die erstaunten Bauern schwiegen. Und die Büste mit dem spitzen Schnurrbart, der auf beiden Seiten heraussstand, die unbewegliche Büste, wohlgekämmt wie der Wachskopf in einem Friseurschaufenster, schien Herrn Massarel anzulachen mit einem spöttischen Zuge. So blieben sie einander gegenüber stehen, Napoleon auf seinem Stuhl, der Arzt drei Schritte von ihm. Eine fürchterliche Wut packte den Obersten. Aber was sollte er tun, um die Menge in Feuer zu bringen und endgültig für sich zu gewinnen?

Zufällig streifte seine Hand seinen Leib und er fühlte unter dem roten Gürtel den Kolben seines Revolvers.

Und da er keine andere Lösung mehr fand, zog er die Waffe, ging zwei Schritte vor und schoß den ehemaligen Monarchen nieder.

Die Kugel bohrte in der Stirne ein kleines schwarzes Loch, nur wie ein Fleck, beinahe nicht zu sehen. Der Effekt war ausgeblieben. Herr Massarel schoß ein zweites Mal und machte wieder ein Loch. Dann ein drittes Mal und schließlich gab er die drei letzten Schüsse hintereinander ab. Die Stirn Napoleons ging in Scherben, aber die Augen, die Nase und die Schnurrbartspitzen blieben unversehrt.

Das brachte den Doktor in Verzweiflung und mit einem Stoß warf er den Stuhl um. Dann stellte er den Fuß auf die Ueberreste der Büste und drehte sich in einer Art Triumphatorstellung zu dem bestürzten Publikum um, indem er rief:

„So mögen alle Verräter untergehen!“

Aber da sich noch immer keine Begeisterung zeigen wollte und da die Zuschauer vor lauter Staunen ganz dumm geworden zu sein schienen, rief der Oberst den Mannschaften der Miliz zu:

„Ihr könnt jetzt nach Hause gehen.“

Und er selbst lief mit großen Schritten seinem Hause zu, als ob er ausrisse.

Als er zu Hause ankam, teilte ihm sein Mädchen mit, daß ein paar Kranke seit drei Stunden im Sprechzimmer warteten. Er ging hinein. Es waren die beiden Bauern mit den Krampfadern, die bei Morgengrauen als hartnäckige Patienten wiedergekommen waren.

Und der Alte fing sofort wieder an zu erklären:

„Es fing an mit Ameisenloofen sozusagen die Beene 'runter ....“

Der Blutfleck
Von
M. Artzibaschew

In diesen ganzen Tagen hatte Anissimow fast gar nicht geschlafen, fühlte sich aber so gesund und frisch, wie nie zuvor. Er verjüngte sich geradezu; seine hagere ungeschlachte Gestalt mit der traurigen, langen Nase hastete lustig über die Station.

Alles überstürzte sich, war so unerwartet und schön, daß er ununterbrochen die Empfindung hatte, von einer frischen Welle herumgewirbelt zu werden, die von irgendwo heranflutete und das alte trübe und langweilige Leben fortspülte.

Auf der Station, die sonst still und menschenleer war, ging es lärmend zu. Durch die schwarzen Mengen, die unaufhörlich über Bahnsteig und Schienen liefen, wurde sie ewig bewegt wie ein Ameisenhaufen, darüber hing in der klaren, kalten Luft des hellen Tages das vielstimmige aufgeregte Gerede. Von Osten her kamen in rascher Folge bunte, in der Eile aus den verschiedensten Wagen zusammengestellte Züge, die fast ohne Aufenthalt stürmisch in die Ferne sausten, schnell kleiner wurden und mit dem weißen Panorama der Schneefelder verschmolzen. Jeder Zug wurde von der Menge auf der Station mit langhallendem „Hurra“ und Mützenschwenken empfangen und begleitet; die Fülle der Hände flimmerte vor den Augen und von dem Geschrei ergriff alle ein knabenhaft-übermütiges Gefühl. Jeder strengte sich an, die andern nach Möglichkeit zu überschreien und sah sich naiv lustig nach seinen Nachbarn um. Und wenn der Zug auch schon im Gehölz verschwunden war, tönten noch lange einzelne ersterbende Rufe:

„A—a! . . .“

Auf den Lokomotiven wehten rote Fähnchen im Winde. Aus allen Wagen guckten völlig unbekannte, meist junge Menschen, die doch eigentümlich nahe schienen, wie wenn sie gemeinsame Freunde wären.

Sie winkten mit Händen und Mützen und verschwanden in derselben Richtung. Daß ihrer so viele und diese Züge so häufig waren, daß Flinten und Revolver sonderbar von den

schwarzen Ueberziehern und Mützen abstachen — das flößte jeder Seele ein neues, freudiges Gefühl von Recht und Kraft ein.

Anissimow fertigte allein jeden Zug ab und schon ein Stück vor der Station an der Kreuzung stehend, streckte er allen seine lange, von der Kälte gerötete Nase freundlich entgegen. Was später kommen würde, wußte er noch nicht, aber etwas Lichtes, Glückliches zeichnete sich ihm unklar in der Zukunft ab; anscheinend hatte das vorherige Leben, mit seiner toten, schweren Arbeit, der seelischen Verkümmerung, den Demütigungen, dem Trunk aus Langeweile, den ewigen Sorgen und Entbehrungen für immer geendet.

Wenn es keine Züge gab, schlenderte er durch die Menge auf der Station, und, während er seine lange Nase bald in das eine oder das andere Häuflein aufgeregt diskutierender Menschen steckte, lächelte er hier und da oder warf eine Bemerkung ein. Alle kannten ihn schon, nannten ihn „unser Stationsvorsteher" und „Genosse", und knüpften mit ihm bereitwillig Unterhaltungen an, als wären sie Menschen, die sich seit langem nahe stehen.

Manchmal trat Anissimow in sein Stationszimmer, um eine Weile allein zu bleiben und seine Gedanken zu sammeln. Lange stand er mitten im Zimmer, ohne Mütze und Mantel abzulegen, lächelte träumerisch und dachte immer ein und denselben Satz durch, jedesmal überzeugt, etwas Neues gefunden zu haben:

„Oh! Das muß das echte Leben sein!"

Und Ausruhen und Nachdenken ganz vergessend, ging er wieder an die Luft, wo der Himmel grell weiß blinkte, der Schnee rein und klangvoll knirschte und sich noch immer muntere aufgeregte Menschen bewegten, lärmten, schrieen und lachten.

Von jedem vorbeifahrenden Zuge sprangen zwei, drei Menschen ab und teilten Anissimow Nachrichten mit oder stellten

Fragen von außerordentlicher allgemeiner Wichtigkeit. Anissimow war froh, wenn er etwas Gutes antworten konnte. Er drückte ihnen fest die Hände, schaute ihnen offen und freudig in die Augen und sagte:

„Nun, Abfahrt, Genossen! . . . Mit Gott!“

Die lange Nase wurde noch röter, die kleinen Aeuglein feucht. Er nickte ihnen eilig zu und lief in der Richtung zur Lokomotive. Die Pfeife gellte und wieder wurde eine Menge nahestehender Menschen in die Ferne entführt, wo etwas Ungeheures, das zugleich furchtbar und freudig war, ausgeführt wurde.

Gegen Abend erblickte Anissimow in einem der Züge ein bekanntes Gesicht. Ein dicker Lokomotivführer mit gedunsenem, abgelebtem Gesicht sprang von der Plattform zu ihm herab. Sie drückten sich fest die Hände, und Anissimow sagte, während er über das seltsame Aussehen des Lokomotivführers, der ein Gewehr und schwere Patronentaschen trug, lächelte:

„Was für Sachen, Karl Wulfowitsch! . . . Wie famos, mein Lieber! . . . Welch allgemeine Begeisterung!“

„O—o!“ erwiderte der blasse Lokomotivführer. „Werden noch was erleben!“

Er sprach nicht fehlerfrei russisch, und diese kleine Einzelheit, die Anissimow stets amüsiert hatte, kam ihm jetzt rührend vor.

„Soeben ist eine Nachricht eingetroffen, daß die Soldaten aus den Kasernen nicht herausgelassen werden, weil sie fürchten, daß sie zu uns übergehen,“ — teilte er mit, und sein Gesicht zog sich unbewegt in einem glücklichen Lächeln auseinander.

„O—o! . . .“ sagte begeistert der Lokomotivführer. „Darauf mußte man gefaßt sein . . .“ und nachdem er eilig Anissimow die Hand gedrückt hatte, lief er fort, um aufzusteigen.

Anissimow lief neben ihm her, Entgegenkommende mit der Schulter streifend, und rief:

„Auch ich möchte mit Ihnen fahren, aber ohne mich kommt hier alles durcheinander.“

„Ich dachte, Sie wollten Ihre Familie nicht verlassen ...“ bemerkte im Laufen der Lokomotivführer.

„Was jetzt die Familie!“ rief aufgeregt freudig Anissimow. „Habe Frau und Kinder ins Dorf geschickt zum Schwiegervater ... Die Familie kommt nachher, jetzt gibt's was anderes ... Nun, alles bestens! ... Gebe Gott Ihnen Gesundheit! ...“

Er blieb hinter dem Lokomotivführer zurück und sah dem Zuge lange, bedächtig lächelnd, nach.

„Wie eigentümlich das alles ist ...“ ging es ihm durch den Kopf. „Noch vor drei Tagen hätte ich nicht daran geglaubt ... Ich dachte, das ganze Leben wird so dahinschleichen ... ein Tag wie der andere, ein Tag wie der andere, nur die Not, diese verdammte, und die Plackerei.“

Das Gespenst eines grauen, langweiligen Lebens huschte an ihm vorüber und verschwand. Er sah sich ringsum, schüttelte den Kopf und ging, sich durch die Menge schiebend und auf die Stimmen hörend, in den Wartesaal dritter Klasse, in dem das ununterbrochene Dröhnen vieler Stimmen herrschte. Am Büfett stand der Weichensteller Akim und sprach, um sich die blauen Rauchschwaden seines Bauerntabaks verbreitend:

„Ja, was meinst du denn! ... Das Volk, Bruder, das ist ... wenn das mal losgeht, ja wenn, sagen wir, es sich aufrüttelt, ja, wenn es mal ... dann ... oho—ho, Bruder ...“

In der warmen Atmosphäre allgemeiner Belebung war es fröhlich und wohlig; in Knäueln wogte der graue Rauch; vor den Fenstern bewegten sich dichte schwarze Schatten; Stimmen dröhnten und an der Eingangstür knirschte alle

Augenblick der Hemmblock, während er ganze Haufen Volk hinaus- und hereinließ.

Noch am selben Tage, als es bereits zu dämmern anfing, und sich das ferne Gehölz grau von dem blau gewordenen Schnee abhob, sauste unter Volldampf, ohne Laterne, mit Dröhnen und Pfeifen, eine einzelne Lokomotive aus Moskau heran. Unter furchtbarem Aufzischen der Bremse und Knirschen der gefrorenen Schienen hielt sie für einen Moment auf der Station, und einer, der sich über die Plattform des Tenders hinauslehnte, brüllte mit verzweifelter Stimme:

„Genossen! . . . Alles verloren! . . . Bologoje ist gestürmt . . . Verbarrikadiert den Weg . . . Ein Zug mit Soldaten kommt!"

Die Lokomotive fuhr ab, passierte schwankend die Weiche und raste, Fetzen weißen Dampfes zurücklassend, weiter. Und in der plötzlich entstandenen Stille klang noch, sich entfernend ein einsamer Schrei:

„Ge—nossen, zuerst — welche von uns . . . Unser Zug zuerst, paßt au—ff . . ."

Auf der Station entstand unheimliche Hast. Von allen Seiten liefen Menschenhaufen auf den Ruf herbei. In schrecklichem Durcheinander drängten sich erblaßte, verwirrte Gesichter um Anissimow, in der seltsamen gespannten Stille tönten vereinzelt unterdrückte Schmerzenslaute. Anissimow stand, die Beine gespreizt, unbeweglich auf der Stelle, wo er den unheimlichen Schrei von der vorbeirasenden Lokomotive aufgefangen hatte und sah sich mit verständnislosem Gefühl nach allen Seiten um. Das, was er gehört, aber nicht ganz deutlich verstanden hatte, war so unerwartet und entsetzlich, daß es sein Denken für einen Augenblick zum Stehen brachte.

„Was ist das! . . . Was ist das! . . ." fragte er mechanisch die neben ihm Stehenden.

Niemand antwortete ihm; aus allen Augen, in denen die runden erweiterten Pupillen glänzten, sah ihn dasselbe dunkle Grauen an. Es schien, daß eine Minute, ein banger Ruf noch genügen würde — und alles stiebt auseinander, heulend, jammernd, wahnsinnig. Es war ein unfaßbarer, grauenhafter Augenblick, währenddessen Anissimow fühlte, wie eigentümliche Schwäche und Kälte durch seinen Körper rieselten. Doch gleich darauf wurde ein junger und sehr kleiner Student von unbekannten Händen in die Luft gehoben; die Mütze schwingend, schrie er aus allen Kräften mit hoher, durchdringender Stimme:

„Genos—sen! Das kann nicht sein!... Das ist ein Polizeitrick, Genossen!"

Und momentan verschwand der Stimmungsdruck. Der furchtbare Augenblick war vergangen. Allen wurde plötzlich klar, daß jene Nachricht Wahrheit sei, eine entsetzliche, nie gutzumachende vielleicht, und doch Wahrheit; aber trotzdem war zugleich damit der widerwärtige panische Schrecken überwunden und von Erbitterung und Entschlossenheit abgelöst worden.

Anissimow kam zu sich. Er nahm die Mütze ab, wischte den im Augenblick auf die Stirn getretenen Schweiß ab und sagte, ohne selbst auf seine Worte zu hören, zu dem neben ihm stehenden Telegraphisten:

„Na, was denn ... das beweist noch nichts ... wer weiß, wie sie sich da durchgeschlagen haben ... wir werden unsere Sache machen und weitersehen."

Der hagere, weißblonde Telegraphist antwortete etwas, doch Anissimow hörte es nicht. Plötzlich setzte wieder von allen Seiten Drängen ein. Einzelne Haufen begannen, Barrikaden zu errichten. Gleichzeitig an verschiedenen Stellen tauchten ihre schwarzen, formlosen Umrisse auf. Aus dem Bahnhof wurden Möbel geschleppt; zwei Mann trugen eilig,

stoßend, an Anissimow eine lange angefrorene Schwelle vorbei; das Klirren von eingeschlagenem Glas drang zu ihm herüber.

Ohne sich eine Erklärung dafür geben zu können, verstand Anissimow, daß in Wirklichkeit keiner eine Ahnung hatte, was man tun müsse; es war notwendig, daß er dieser ganzen belebten, unklaren Kraft die Richtung gab. Er kannte jede Schwelle auf dieser Station, durch seine Arbeit war sie zusammengehalten worden, nur durch ihn verrichtete sie ihre Funktionen und fügte sich ordnungsmäßig in die endlose Kette ebenso kleiner, einsamer Bahnstationen. Aber auch niemand wußte so gut wie er, daß diese genau ineinandergefügte Maschinerie in einem Augenblick in einen wirren Splitterhaufen verwandelt werden konnte. Und mit stumpfer Erbitterung gegen irgendeinen Fernen, lief Anissimow über den Bahnsteig, schwang die rote Mütze, fiel dem Studenten ins Wort, der aus einem Wagenfenster brüllte: „Genossen, hierher! Mit Waggons geht's am besten“ — und schrie selber:

„Nicht so, Genossen ... Die Waggons müssen quer über die Schienen kommen! ... Verbarrikadiert alle Gleise; außer dem Hauptgleise! ... Akim, Akim ... Her mit dem Kran!“

Er sprang vom Bahnsteig herunter und lief, über die Schienen setzend, zu einem langen grünen Wagen, der vor dem Prellbock stand. Und schon rannten gehorsam die verschiedensten Menschen von allen Seiten hinter ihm her.

Riesige rote, blaue und grüne Waggons bewegten sich langsam, wie von selbst, durch die Menschenhaufen, drehten sich dann langsam um und stürzten plötzlich unter Dröhnen, Kettengerassel und Scheibenklirren auf den Boden. Dumpf ächzte die Erde, und jedesmal schrien ungeordnete Stimmen: „Hurra!“

Herunterhängende Haarbüschel auf der Stirn, Schweiß-

tropfen auf der langen Nase, ohne Aufhören mit der allmählich heiser gewordenen Stimme aufmunternde Zurufe schreiend, lief Anissimow von einer Seite auf die andere, sprang über die Schienen, und seine rote Mütze tauchte an allen Ecken und Enden der Station auf. Er dachte nicht an die nahende Gefahr, an das, was geschehen würde, nachdem er die Barrikaden errichtet hätte. Die Zukunft kam nicht in seine Vorstellung.

Während er sich an der Aufrichtung des Krans, der einen schweren Pullmanwagen umwerfen sollte, zu schaffen machte, versäumte er die Ankunft eines Zuges. Als er sich bei den Hurrarufen umdrehte, sah er schon hinter der schwer atmenden Lokomotive eine lange Wagenreihe halten, aus der nach beiden Seiten schwarze bewaffnete Menschen herausströmten. Die ganze Station wurde von einer riesigen lebhaften Menge überflutet.

In dieser Masse sah Anissimow zum erstenmal Blutflecke auf weißen Verbänden. Mit eigentümlich banger Neugierde blickte er auf dieses Blut; zum erstenmal regte sich Unruhe in ihm. Frau und Kinder kamen ihm in den Sinn; ihm wurde kalt; er empfand plötzlich die Abspannung.

„Herr Vorsteher, Genosse!“ schrie ein großer Mann, der sich durch die Menge zu ihm schob: „Man muß auch diesen Schienenstrang verbarrikadieren ... Verstehen Sie, damit es eine ununterbrochene Barrikade abgibt... Sonst werden wir die Verwundeten über einen freien Platz nach dem Bahnhof tragen müssen. Nu? ...“

„Wird es denn Verwundete geben? ...“ schwirrte es durch Anissimows Hirn, und für eine Sekunde wurde er ganz wirr.

„Ach ... Ja, ja!“ antwortete er, sich aufrüttelnd. „Natürlich, das ist notwendig. Ich werde sofort ...“

Er nickte mit dem Kopf und lief zur Lokomotive.

„Kommt, was kommt... was sein muß, ist nicht zu ver-

meiden . . . Na, sie werden töten . . . also mußte es sein . . . ohne Opfer ist nichts möglich . . . Vielleicht auch töten sie nicht, verwunden nur. Ich werde mein ganzes Leben lang wissen, daß ich meine Sache getan habe! . . ." Sein ganzer Körper wurde von unbestimmter, konzentrierter Entschlossenheit gepackt.

Von der Plattform der Lokomotive sah sein Bekannter, der Lokomotivführer zu ihm herunter.

„Wir sind nicht bis Moskau durchgekommen . . ." rief er abgerissen, erschrocken. „Was da passiert . . . Ein Soldat hat auf unseren Zug geschossen!"

„Nun, nun, macht nichts, Täubchen!" erwiderte Anissimow aufmunternd. „Der hat auch Furcht!" dachte er und fühlte sich selbst dadurch leichter.

„Hören Sie, lassen Sie Ihre Lokomotive auf die Wagen rennen: wir wollen den Weg versperren . . ."

Als dann die riesige Lokomotive, abgekuppelt, einen Anlauf nahm, dröhnend und pfeifend die trotzig krachenden Wagen über den Haufen rannte, sich bäumte, wankte und in weiße Dampfwolken gehüllt, schwer auf die Seite stürzte, so daß sich auf den gradlinigen Schienensträngen ein hoher rauchender Trümmerhaufen bildete — da trat in Anissimows Brust ein stolzes Gefühl.

„Wollen abwarten, wollen abwarten . . ." sagte er laut, doch ohne sich an jemanden zu wenden. „Weit kommen sie nicht!"

„Haben Sie eine Waffe?" fragte der Lokomotivführer.

„Nein . . . Ich kann kaum schießen . . ." antwortete Anissimow lächelnd. „Schlagt Ihr Euch da nur, ich finde auch so Arbeit . . ."

„Jawohl, wir werden uns schlagen! . . ." erwiderte zornig der Lokomotivführer.

„Er kommt, kommt!" riefen aus der Ferne ungeordnete,

unruhige Stimmen, und einige Menschen, die einsam auf dem Wasserturm über dem Dache des Bahnhofsgebäudes standen, kamen eilig heruntergelaufen.

„Höchst willkommen ...“ sagte leise und wütend ein unbekannter Telegraphist neben Anissimow und lief, das Gewehr am Lauf hinter sich herziehend, zur Barrikade.

Die Menge wogte vorwärts und zurück, und zerteilte sich schleunig hinter den Barrikaden. Es wurde plötzlich auffallend still.

In der durchsichtigen Dämmerung schob sich hinter dem Gehölz vorsichtig ein Zug ohne Licht heran. Er war noch fern, klein, sein Aussehen war ungewöhnlich und grauenhaft.

„Sie sind's! ...“ sagte der Lokomotivführer und duckte sich hinter einen Haufen Holz und Kohlen.

Eine eigentümliche, bange Neugierde bemächtigte sich Anissimows. Unsicher lächelnd, ohne selber zu wissen worüber, kletterte er mit Mühe auf die glitschige Seite eines schiefstehenden Wagens, und, indem er sich an seinen kalten metallnen Rändern festhielt, schob er sich über sie hinaus.

Der schwarze Zug kroch langsam heran; je näher er kam, um so langsamer. Von Zeit zu Zeit machte es den Eindruck, war vielleicht auch so, daß er anhielt, als wenn er nach dem Weg tastete, erst dann kroch er weiter. Auf der Station war es totenstill, als wenn alles verschwunden wäre; doch wenn sich Anissimow umschaute, sah er überall, hinter jedem Zacken der Barrikaden, hinter den Bäumen, hinter dem Gitter des Gärtchens, hinter den Fenstern des Bahnhofes und unter den Wagen schweigsame, geduckte Gestalten.

Der Zug blieb jetzt ganz stehen und stach in seltsamem Schwarz von dem hellen Felde ab. Dort war es ebenso still; als ob sich die Station und der Zug wie zwei Raubtiere ins Auge faßten und aufeinander lauerten. Die Dämmerung verdichtete sich schnell.

Minuten vergingen, die schwere Ungewißheit der Ewigkeit lag in ihnen. Schon rührte sich in Anissimows Hirn der sinnlose Gedanke, daß der Zug leer sei und mitten im Felde verlassen liege; aber gerade da begann es an seinen beiden Seiten von Menschen, die in der Dämmerung kaum zu unterscheiden waren, zu wimmeln.

Dann entwickelten sich lange schwarze Streifen, gerieten in wellenförmige Bewegung und näherten sich langsam. Etwas erzitterte in Anissimows Brust; in seiner Seele entstand ein kompliziertes Gefühl: er hatte noch niemals gesehen, daß sich Menschen in großen Massen ganz regelrecht und wohlüberlegt in eine Schlägerei stürzten, deren Ausgang vielen von ihnen Tod und Leiden bringen würde. Vom Krieg hatte er nur eine sehr undeutliche Vorstellung, ein unbestimmtes Mißtrauen vor ihm, wie wenn seine Greuel in Wirklichkeit nicht existierten, sondern nur übertrieben oder erfunden wären. Immerhin war es leichter, sich einen Krieg vorzustellen! Der schien stets auf irgendeinem besonderen, eigens dazu bestimmten Ort, der nichts mit einer Umgebung, wo tagaus tagein Menschen leben, gemein hat, geführt zu werden; dann aber schienen auch die Menschen selbst, die sich im Kriege schlagen, einfach unfähig, Furcht und Leid so stark zu empfinden, wie die umgebenden Arbeiter, Beamten, Studenten, Frauen und Kinder. Anissimow wußte, daß dem nicht so sei; trotzdem kam ihm der Gedanke an eine Schlacht, an Schüsse, Blut, Verwundete und Getöse auf dieser einfachen, öden Station, mit ihren Zäunen, Gärtchen, dem schwarzen Fleck am Haltepunkt der Lokomotiven, gegen eine Masse ebenso einfacher und gewöhnlicher Menschen wie er selbst, grauenhaft und handgreiflich sinnlos vor.

„Was, zum Teufel! . . . soll es denn wirklich dazu kommen? . . .“ In seinem Kopf kreiste verwirrte Ratlosigkeit.

Die Soldaten kamen näher heran. Die Stille war so un-

erträglich schwer, daß man nur den einen Wunsch hatte: „es möge schneller beginnen."

„Es kann nicht möglich sein ... es wird nichts ..." dachte Anissimow, beugte sich zu dem Lokomotivführer nieder, der zu seinen Füßen kauerte, und sagte leise, da er sich aus irgendeinem Grunde schämte, laut zu sprechen:

„Ich meine, wenn man mit ihnen unterhandeln würde ..."

Das geschwollene Gesicht des Lokomotivführers starrte ihn von unten völlig verständnislos an. Anissimow sah aufmerksam in seine Augen, die einen wilden Ausdruck angenommen hatten, und wandte dann seinen Blick auf einen nebenan stehenden unbekannten Menschen, dessen höckernasiges, blasses Profil regungslos war, als wäre er hypnotisiert worden — mit einem Male packte ihn solche Furcht, daß seine Hände zu zittern begannen.

Unvermutet knallte irgendwo rechts neben Anissimow ein Schuß und wie auf ein Signal wurden alle Zäune, Gräben, Schwellen und Schutthaufen von kurzen, flimmernden Feuerchen bedeckt, die in der durchsichtigen, frostigen Luft trommelnd zerkrachten.

Anissimow sah deutlich, wie die grauen Reihen in Unordnung gerieten, sich vermengten und wie unter einem Windstoß nachgaben. Er sah, wie sich auf dem leeren Raum einzelne Gestalten krümmten, vernahm einen entfernten Schrei; doch immer noch stand er unter dem Eindruck, daß es nur „so" sei und bald aufhören würde. Aber im nächsten Augenblick umgürteten feurige Muster die ganze graue Soldatenmasse, und das trockene Krachen der Salven belebte stürmisch das schweigsame weiße Feld. Kraftvoll schnalzte etwas über die Wagen, jemand schrie erschrocken auf, der hypnotisierte, höckernasige Mensch schoß dicht an Anissimows Ohr mit betäubendem Knall seine Flinte ab. Anissimow wendete sich wieder dem Lokomotivführer zu. Der hockte noch immer auf

den Fersen, aber mit ihm ging nichts Gutes vor: seine Flinte lag auf dem Schnee, das Gesicht war erstaunlich weiß, die Augen ungeheuer weit, und doch, als ob sie nichts sähen. Er schwenkte kurz die beiden Arme hoch und stürzte dann langsam rückwärts. Sobald er auf dem Schnee lag, hörte er auf, die Hände zu schwingen; sein mächtiger Körper mit dem in die Höhe ragenden massigen Bauch wurde starr wie ein gefrorenes Stück Schlachtvieh. Wieder schoß der Höckernasige betäubend laut, Anissimow glitt, mit einem Blick auf ihn, leise herunter.

Er zitterte am ganzen Leib und lächelte trübe. Das tote Gesicht des Lokomotivführers sah ihn mit den glanzlosen Augen durchdringend an. Das war der Tod; erst jetzt begriff Anissimow, daß das, woran zu glauben sich sein ganzes Wesen sträubte — geschehen war. „Getötet . . .“ dachte er. „Mein Gott, was ist denn das! . . .“

Dieser Lokomotivführer hatte eine Frau und vier Kinder, die Anissimow alle kannte. Jeden Tag fuhr er an der Station vorbei, und grüßte ihn. Jetzt lag er wie ein Balken da. Gestorben.

Anissimow trat langsam zurück, wobei er sich Mühe gab, nicht auf die Leiche zu schauen und strengte sich vergeblich an, für seine Empfindungen eine Erklärung zu finden: was mußte es sein — Entsetzen, Wut oder Widerwillen. Er erinnerte sich an das Jahr vorher, als durch dieselbe Station ebensolche Soldaten, ebensolche russischen angehörigen Soldaten in den Krieg geführt wurden. Sie taten ihm aufrichtig leid, er wurde traurig, daß man sie in unbekannte Ferne schleppte; er hatte den starken Wunsch, ihnen irgendeine Annehmlichkeit zu verschaffen, durch irgend etwas wenigstens zu helfen.

Ringsum roch es nach Pulverdampf; die schwarzen Gestalten hinter den Wagen bewegten sich ganz eigentümlich;

liefen bald zurück, fielen, richteten sich wieder auf oder kletterten auf die Wagendächer und rollten eilig hinunter, um sich auf den Schienen zu krümmen.

Dann begann sich in der Luft etwas Ungewöhnliches, Ungeheures mit entsetzlichem Krachen zu lösen, als berste der Himmel selber. Anissimow konnte von der Stelle aus, wohin er zurückgetreten war, sehen, wie für eine Sekunde in der graublauen Dämmerung ein grell glühender Stern auftauchte; nachdem er bereits verschwunden war, schien es, als platze dicht über Anissimows Kopfe ein krachender Donner, sein Brustkasten zitterte, und mit furchtbarer Kraft schlug etwas Unsichtbares, das Schnee, schwarze Splitter, Feuer und Rauch nach oben wirbelte, direkt in den schwarzen Wall der Barrikaden hinein. Schreien und Heulen ertönte; nach allen Seiten stoben die Menschen auseinander.

Der Kampf dauerte eine Viertelstunde, aber Anissimow kam es vor, daß alles in einer Minute zu Ende ging.

Er sah, wie oben auf einer Barrikade schwarze Schatten, die direkt auf ihn schossen, erschienen; vernahm etwas, unheimlich, wütend neben sich im Schnee knirschen; sah Trupps schwarzer Menschen, die längs der Bahnlinie und dem Bahnhofszaun zurückgingen und anscheinend voller Ruhe, ohne jede Eile, auf die Soldaten schossen; sah den zertrampelten, schmutzigen Schnee, der mit verwundeten Menschen, die sich wie Würmer krümmten, bedeckt war; sah wie hinter dem Bahnhof unerwartet ein paar Soldaten hervorsprangen und wie die schwarzen Menschen vereinzelt nach allen Seiten auseinanderrannten.

Die Kanonen verstummten, trotz der Schüsse und Schreie begann es still zu werden. Die grauen Soldaten liefen von der Station ins Feld, holten die einzeln im Schnee versinkenden schwarzen Menschen ein, machten sich hastig an ihnen zu schaffen und liefen weiter. Auf der Stelle blieb nur ein

zusammengekrümmter schwarzer Knäuel liegen. Das war so entsetzlich, daß Anissimow eisig kalt wurde; instinktiv, ohne zu überlegen und etwas anderes als unvorstellbaren Schrecken zu empfinden, rannte er aus Leibeskräften längs der Schienen fort.

Vom Wasserturm her kam, seinen Weg kreuzend, ein riesiger Soldat in langem grauen Mantel gelaufen, das Gewehr in einer Hand. Noch einige Schritt voneinander entfernt, sahen sie sich in die Augen und rannten noch schneller. Der Soldat hatte ein junges, schnurrbartloses Gesicht. Er holte Anissimow ein, nahm mit wutverzerrtem Gesicht das Gewehr in beide Hände und stieß mit dem Bajonett nach ihm. Anissimow wand sich wie eine fallende Katze und warf seinen Körper auf die Seite. Der Soldat sprang ihm nach, seine Bewegungen wiederholend, und für eine Sekunde tanzten beide auf dem Fleck hin und her, während sie sich mit glotzenden Augen gegenseitig gerade in die Pupillen starrten. Dann hob der Soldat das lange bajonettierte Gewehr und legte es auf Anissimows Bauch an.

„Ah, halt ...“ rief Anissimow mit dünner Stimme und brach, die Augen schließend, die Hände vorgestreckt, zusammen.

Er vernahm einen betäubenden Schuß, sah durch die geschlossenen Lider ein momentartiges Aufblitzen und verstand weniger in Gedanken, als mit seinem ganzen Wesen, daß der Soldat fehlgeschossen hatte. Aber in diesem Augenblick sprang jemand hinzu, schlug ihn dumpf, daß in seinen Augen Funken sprühten, über den Kopf, packte ihn am Aermel und fiel, da er nicht so plötzlich im Anlauf halten konnte, über ihn in den nassen Schnee.

„Loslassen!“ brüllte Anissimow und schlug, die Zähne zusammenpressend, aus allen Kräften mit dem Ellbogen über ein fremdes Gesicht, in dem eine weiche Nase unter dem Hieb

krachte; ganz sinnlose Augen, die er zum erstenmal im Leben sah, starrten ihn an.

Das schwarze Gesicht der Nacht schaute unbestimmbar in die Fenster der Station, die von Kugeln zerschlagen waren und von einer unbekannten Kraft ausgerenkt zu sein schienen. Auf der Station war es still; doch zitterten in dieser Stille noch immer Rufe, Schüsse und Stöhnen. Auf der Nebenbahn standen Waggons in Flammen, unbekannt, zu welchem Zwecke angezündet. Und über dem emporwirbelnden, grellroten Schein hing der Himmel tiefschwarz und niedrig. Der Rauch stieg langsam in schweren Ballen hoch; über ihm, in der Finsternis, tanzten die Funken einen graziösen, geheimnisvollen Tanz. Von allen Gegenständen fielen ungleichmäßige, ruhelose Schatten auf den Schnee; selbst die regungslosen Leichen, die man beim Bahnhof in Reihen zusammengetragen hatte, schienen sich behutsam zu bewegen.

Ueberall gingen und standen Soldaten, vom Brande beleuchtet, liefen wieder auseinander, beugten sich zur Erde; Schatten krochen hinter ihnen über den roten Schnee, knickten plötzlich auf den im Feuerschein glitzernden Schienen ein; ab und zu blitzten über ihnen, wie rote Nadeln, die Bajonette auf. Auf dem Bahnsteig standen Offiziere und sprachen halblaut miteinander, sich jede Minute eine Zigarette ansteckend.

In dem Zimmer, in dem man Anissimow eingesperrt hatte, war es kalt und leer. Es wurde nur von Streifen der Brandröte beleuchtet, erhielt aber durch ihr zappelndes, grelles Licht ein phantastisches Aussehen. Die Möbelstücke, die ihm längst bekannt waren, standen zu unbeweglich, wie Grabdenkmäler; die von einer Kugel zerschlagene Lampe baumelte an ihrem Haken wie die Leiche einer ungeheuren Fledermaus von der Decke herab. Die Schatten der Soldaten und Offiziere glitten

lautlos und bedächtig über die beleuchtete Wand und krümmten sich in den Ecken.

In der ersten Zeit konnte Anissimow nicht zur Besinnung und zur Ueberlegung seiner Lage kommen. Er atmete schwer, fühlte sich am ganzen Körper gezerrt, schloß und öffnete alle Augenblick die Augen, merkte aber nicht, wo er sich befand. Die ganze rechte Hälfte seines Kopfes schmerzte dumpf und er schüttelte unbewußt den Kopf, um diesen Schmerz loszuwerden. Aber er ließ nicht ab; diese eine Gesichtshälfte war hart wie Stein.

Als man ihn gefangen nahm, leistete er lange Widerstand. Ohne es zu wissen, schlug und biß er wie ein Tier um sich. Er wurde an Haaren, Bart und Händen ergriffen, wand sich aber trotzdem immer wieder heraus; die ganze Zeit über war er sicher, daß nur noch eine Anstrengung genügen würde, um ihn unbedingt frei zu machen und zu retten. Sobald er jedoch überwältigt und auf die Beine gestellt war, begriff er augenblicklich, daß der Widerstand zwecklos sei; er wurde still.

„He, du Aas! ...“ sagte wütend einer der Soldaten und schlug ihm, sich das Blut von der Backe wischend, mit verzerrtem Gesicht noch einmal von unten gegen das Kinn. Anissimow klapperte mit den Zähnen und schlug den Kopf in die Höhe, sah sich aber nur schweigend um.

„Reißt dich doch nicht mehr los!“ sagte triumphierend der Soldat.

„Na, scher dich vorwärts, was!“ rief ein anderer und stieß ihn gegen die Schultern. Anissimow wurde durch diesen Stoß, den er, ohne sich zu wehren, bekommen hatte, aufgerüttelt. Er drehte sich schnell um, aber ein neuer sicherer Stoß stieß ihn um zwei Schritte vorwärts. Er stemmte mit beiden Füßen dagegen, wurde aber hinten mit den Gewehrkolben geschlagen und vorwärtsgeschoben.

So schleifte man ihn bis nach dem Bahnsteig und stieß ihn

zu zwei anderen blutbedeckten und abgerissenen Menschen, die von Soldaten umzingelt waren.

Ein hoher, starkgebauter Offizier mit großem rotblondem Schnurrbart kam auf sie zu; etwa fünf andere Offiziere standen abseits.

„Euer Hochwohlgeboren,“*) sagte der Soldat, aus den Reihen hervortretend, „wie das die Festgenommenen sind, also mit Waffen . . .“

„Ah so, ja! . . .“ sagte der Offizier gedehnt; in seiner Stimme lag eine eigentümliche Nuance, als freue er sich insgeheim.

„Anatol Petrowitsch!“ rief er laut.

Von der Gruppe der Offiziere trennte sich ein Dicker mit kleinem schwarzem Schnurrbart. Während er näher kam, sah ihm Anissimow gerade ins Gesicht. Da der Brand ganz in der Nähe auf der Seite war, schien bei allen die eine Hälfte des Gesichts grell beleuchtet; die andere dagegen verschwand im schwarzen Schatten. Anissimow schaute mit einem Gefühl des Grauens, das ihm selber unbegreiflich war, auf diese halbierten Gesichter, mit den einsam glänzenden Augen; ihm kam es vor, daß das nicht einfache Menschen wären, Soldaten und Offiziere, wie er sie sein Leben lang gesehen hatte, sondern ungewöhnliche, furchtbare Wesen, in denen es nichts Menschliches gab.

Der lange Offizier sagte mit derselben schadenfrohen Stimme zu dem Nähertretenden:

„Hier empfehle Ihnen die Herren Revolutionäre.“

Er änderte plötzlich den Ausdruck und fragte hart und gebieterisch:

„Wer bist du?“

Anissimow wandte sich nach seinem Nachbar um, an den die Frage gerichtet war, und sah denselben höckernasigen,

*) Anredeform der russischen Soldaten zu Offizieren. D. Uebers.

scheinbar hypnotisierten Mann, der neben ihm von der Barrikade aus auf die Soldaten geschossen hatte.

„Ist mit einer Flinte ergriffen worden, Euer Hochwohlgeboren!" meldete einer der Soldaten.

„Ah . . . erschießen!" meinte deutlich und ruhig der Oberst.

Anissimow verstand das Wort, begriff aber in diesem Augenblick seine furchtbare Bedeutung nicht. Offenbar verstand sie auch der Höckernasige nicht, denn er rührte sich nicht von der Stelle, schrie nicht auf, zeigte durch nichts sein Entsetzen. Zwei Soldaten mit den gleichen dunklen Gesichtern faßten ihn unter die Arme und führten ihn ab. Er wendete noch einmal den Kopf, als wenn er etwas sagen wolle, blieb aber stumm und ebenso regungslos da stehen, wo man ihn, einige Schritte entfernt, hinstellte.

„Wer?" fragte wieder der lange Offizier.

Die Frage galt Anissimow, aber an seiner Stelle antwortete ein kleiner schmächtiger Mensch in zerrissenem, wattiertem Mantel und Schirmmütze.

„Wir sind von der Kostjukowschen Fabrik . . . Drechsler . . . Feduljew . . ." erklärte er eilig, sich ebenso eilig hervorschiebend, ganz in Hast geratend. Sein Unterkiefer bewegte sich eigentümlich.

„Hat auch gefeuert, Euer Hochwohlgeboren . . ." meldete wieder derselbe Soldat.

Und wieder sprach der Oberst deutlich und kurz dasselbe unbegreifliche Wort aus.

Ein trüber, eigentümlicher Gedanke flimmerte im Hirn Anissimows auf. Sein Gesicht wurde langsam blaß und er machte eine krankhafte Bewegung nach rückwärts, als wolle er sich in die Reihen der Soldaten eindrücken. Aber sogleich ergriff man ihn von hinten an den Händen.

„Du?" wandte sich der lange Oberst an ihn, als er seine Bewegung bemerkte.

Anissimow schwieg und drückte mit dem Rücken gegen die Hände, die ihn festhielten.

„Na—na—na!" Der Oberst hob spöttisch das Kinn an.

„Das ist doch der Stationsvorsteher . . ." bemerkte der dicke Leutnant, sein einziges Auge gerade auf Anissimows Gesicht richtend.

„Ja, ich bin der Stationsvorsteher . . ." antwortete Anissimow so eilig, als hätte ihn jemand von hinten gestoßen und lächelte plötzlich einschmeichelnd, ohne den Blick von diesem einsamen Auge zu lassen.

„Ah! . . . Se—hr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen!" Der Oberst zog die Oberlippe mit dem roten Schnurrbart an. „Also sind Sie — der Stationsvorsteher? . . . S—so . . . Nun, da wird es ja nicht überflüssig sein, wenn wir uns ausführlicher unterhalten, Herr . . . gestatten Sie, nach dem werten Namen zu fragen?"

„Anissimow . . ." antwortete Anissimow.

„Aha . . . immerhin se—hr angenehm . . ." Der Oberst neigte den Kopf zur Seite.

„Bis morgen früh unter Wache!" befahl er plötzlich laut, sich von Anissimow abwendend.

„Euer Wohlgeboren, und was mit mir?" fragte mit unsicherer Stimme der Arbeiter, den Hals vorreckend.

„Mit dir, lieber Freund? Du wirst erschossen werden . . ." antwortete der Oberst in Absätzen und offenbar den Eindruck seiner Worte auskostend.

„Euer Wohlgeboren!" rief der Arbeiter bebend.

Eine sonderbare, kurze Verwirrung lief bei diesem Aufschrei durch die Menge der Soldaten. Jemand begann neben Anissimows Ohr stärker und gespannt zu atmen.

„Ruhe da!" rief rasch, den Kopf anhebend, der dicke Offizier. Augenblicklich erstarb alles.

„Abführen!“ befahl der Oberst, energisch in der Richtung des Feldes nickend.

Mit derselben quälenden Neugierde, mit der Anissimow in der Kindheit beobachtet hatte, wie Hühner geschlachtet werden, stemmte er seine Blicke in die beleuchtete Gesichtshälfte des Arbeiters, in dessen Blässe das eine Auge aufgerissen war. Er erwartete, daß dieser Mann sofort hinstürzen, versuchen würde, sich loszureißen, aber der Arbeiter stand schweigend da und zog nur die herabhängende Kinnlade aus und ein; sie zuckte immer stärker. Anissimow schaute unverwandt auf diese Kinnlade, ebenso wie alle anderen, und mit jeder Bewegung derselben wuchs das allgemeine Grauen.

„Und wer bist du!“ rief plötzlich der höckernäsige Mensch laut und deutlich aus der Ferne. „Du Hund, du Aas ... schlachtest deine Landsleute ab, Halunke ... deine Mutter hab' ich gehabt ...“

„Wa—as! Schweigen!“ rief scharf der Oberst, griff krampfhaft nach dem Revolver und machte zwei Schritte auf ihn zu.

„Schweig selber! ... Wozu soll ich schweigen, wenn ich in den Tod gehe, Schafskopf! ...“ brüllte der höckernäsige Mensch. „Krepieren sollst du ... Judas, Hund verfluchter! ... Du meinst, ich habe Angst vor dir! ... Hier, schlag zu! ... Schlag selber zu, Aas, schlag zu! ...“

Mit leisem Aufschrei griff Anissimow mit beiden Händen nach seinem Gesicht und schloß die Augen.

Hintereinander blitzten zwei Schüsse. Jemand schrie auf, und plötzlich bewegten sich alle. Dunkle Schatten der Soldaten verdeckten Anissimow mit einem Male die Stelle, und unter die Arme gefaßt, wurde er rasch weggeschleppt ...

All dies stand nun in der trüben Dämmerung des kalten Zimmers vor den Augen Anissimows.

Jetzt begriff er, daß er morgen früh, in einigen Stunden, erschossen würde.

„Morgen werde ich erschossen!" dachte Anissimow, mit scharfen, glänzenden Augen in die kalte Dämmerung schauend. „Morgen werde ich erschossen!"

Das war kein Gedanke, denn es war unmöglich auszudenken, daß nach einigen kurzen Stunden Menschen, die er niemals gesehen hatte, kommen würden, um ihn, den lebenden, leidenden Menschen, wie einen aussätzigen Hund zu töten. Das war nur ein gewisser schwerer, kalter Druck im Gehirn, wie ihn in einem, der nicht an Uebernatürliches glaubt, eine unerklärliche Gespenstererscheinung hervorrufen muß.

Anissimow bekam manchmal Lust, mit den Schultern zu zucken, dann über diesen komischen Unsinn zu lächeln; statt dessen verzog sich nur sein Gesicht in der Finsternis zu einer krankhaften Grimasse, als nähme es die verzerrte Fratze eines Menschen an, der den Verstand verliert.

Die Schöße des Mantels wie einen Krankenhauskittel zusammenschlagend, ging er mit kurzen, ungleichmäßigen Schritten, mager, lang, wie ein Gespenst durch das Zimmer, umschritt behutsam die Möbelstücke, und bemühte sich aus irgendeinem Grunde, nicht zu lärmen. Sonderbar war es, daß diese Behutsamkeit durchaus nicht aus Furcht geschah: er wünschte nur leidenschaftlich, daß ihn niemand störe, „darüber" nachzudenken.

Er war überzeugt, daß er nur eins ruhig und sorgsam bis zum Ende durchzudenken brauche, damit sich alles ändere — er wird alles begreifen und alles wird sich sehr einfach und gut aufklären. Und er dachte nach, dachte und dachte ... Sein Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an, als überspanne er einen Gedanken; doch er kam zu keinem Schluß. Manchmal tauchte scheinbar der erlösende Gedanke auf, aber

auch nur in der Tiefe und undeutlich. Er machte übernatürliche Anstrengungen, um ihn auf die Oberfläche zu bringen und in Worte einzukleiden. Der Gedanke wurde stärker, stieg empor, begann sich zu entwirren und näherte sich seinem Ausdruck. Anissimow fühlte sich leichter, sein Kopf wurde heller, seine Augen verloren den gespannten Zug. Er blieb stehen, um den Kernpunkt zu fassen; begriff ihn auch und sagte in Gedanken, als ob es das wäre, was ihm nottat: „Morgen werde ich erschossen! . . .“ und dann verwirrte sich alles wieder, der Gedanke zerschmolz spurlos im Gehirn, klebriger Schweiß trat auf die Schläfen und Anissimow begann wieder behutsam aus einer Ecke in die andere zu wandern und sein müdes, drängendes Hirn anzustrengen.

Plötzlich trat ihm eine bekannte Stelle hinter der Station vor die Augen, wo neben einem Graben ein Stapel alter, schwarzgewordener Schwellen aufgebaut und der Schnee in abgerundeten, spröden Klumpen noch völlig unberührt lag. Der Stapel Schwellen fehlte schon; man hatte sie auf seine Anweisung zum Barrikadenbau auseinandergetragen, aber diese Stelle kam ihm genau so, wie sie früher war, ins Gedächtnis: der Zaun des Gärtchens, der schwarze Stapel eisbedeckter Schwellen, und weiter — ein weißes freies Feld, von dem aus man die spielzeugartigen roten Häuschen der Station und die über endlose Stahlbänder laufenden, bunten Züge sieht. Und gerade dort, auf dem Schnee, mit dem Kopf an den Schwellen, wird er, Anissimow, liegen, nicht einfach tot, aber „erschossen“. Kopf und Brust werden von Kugeln durchbohrt sein; die blauen Arme werden erstarren, und die Knie gleich scharfen Ecken aus dem Schneehaufen stechen.

Es wird kalt sein; er wird völlig zu Eis, starr wie ein Holzscheit werden, mit gefrorenen, hervorglotzenden Augen; den Mund voll Schnee und Eis. Doch er wird schon nichts

mehr empfinden, nichts wahrnehmen und sehen; nicht einmal mehr seine Leiche wird er sehen.

„Das ist das Entsetzlichste . . . das ist das Entsetzlichste . . .“ dachte er und ein Gram, der die ganze Seele herauszerrte, nagte an seinem Herzen.

Es war ringsum still; — nur das Krachen des brennenden Holzes drang hin und wieder durchs Fenster.

Anissimow lief immer schneller und schneller von einer Ecke in die andere und suchte nach Erinnerungen. Zuerst konnte er nicht darauf kommen, was er eigentlich in die Erinnerung zurückrufen wollte; doch allmählich schloß sich sein ganzes Denken um sein Leben, das augenscheinlich jetzt enden sollte. Ein Zug von Tagen, Jahren, Begegnungen, Handlungen, Stimmungen, Sorgen begann an ihm vorbeizufließen. Sein Leben stand trüb und blaß vor ihm auf, ein eintönig grauer Streifen ohne Anfang und Ende. Manchmal kam es ihm vor, als hätte es schon vor seiner Geburt eingesetzt; alle die Leiden, Demütigungen und Sorgen waren nur eine Fortsetzung unzähliger Leiden, die aus jener Zeit stammten. Als wäre sein Leben eine endlose Straße von Ewigkeit zu Ewigkeit, deren Anfang er unermeßlich fern, ohne es zu wissen, betreten hatte, um sie nach einigen qualerfüllten Augenblicken, noch ebenso weit vom Ende entfernt, zu verlassen, wie ein zufälliger Schatten, der gelangweilt über einen Weg gleitet.

Arm ist er zur Welt gekommen, hat seine Kinderzeit im Elend verlebt; er erinnerte sich stets mit trauriger Scheu daran, verwundert, daß Menschen von ihrer Kindheit wie von einem hellen Lebensfeste sprechen konnten. Er war ein abgerissener, schmächtiger und kränklicher Junge mit kaputem Schuhwerk, der typische Briefträgerssohn, dem Mühsale, Krankheiten und Kümmernisse der Eltern ein blasses Siegel aufgedrückt haben. Lernen konnte er nicht viel und er lernte

nicht leicht; das, was er gelernt hatte, war der Lebenssaft, den sich Vater und Mutter auspreßten. Man mußte früh ans Verdienen denken; mit fünfzehn Jahren trat er in den Eisenbahndienst, wo er fünfundzwanzig Jahre lang verschiedene Aemter, die aber alle gleich schwer und ermüdend eintönig waren, bekleidete.

Als er nach Jahren das Glück, auf einer kleinen, in der öden Steppe verlorenen Station lebenslänglich vegetieren zu dürfen, erreicht hatte, heiratete er. Aus Liebe heiratete er ein nicht hübsches, dummes Mädchen, hinter dem dasselbe Leben lag, wie hinter ihm.

Aber auch in dieser Liebe regte sich Widerwillen; denn selbst in dem glücklichsten Augenblick ließ sich das Bewußtsein von der Nichtigkeit und Unschönheit der Frau nicht verdunkeln. Doch die Gier, um jeden Preis einen mitfühlenden, nahen Menschen zu haben, vermochte diese Empfindung so zu dämpfen, daß sie in seiner Seele nur als nagende Sehnsucht nach geheimnisvoller und schöner Liebe blieb. Seine Frau alterte schnell und verlor jene gewisse Nettigkeit, die ihr Jugend und Frische verliehen hatte. Sinnlos häufig kamen Kinder. Die Frau wurde zur zanksüchtigen langweiligen Halbgreisin, auf deren Gesicht die elende Maske von Sorge und Neid für immer erstarrte.

Die Kinder wuchsen kränklich und schmächtig heran. Die freudige Steppenluft und die helle Sonne konnten das furchtbare Gift jahrhundertelangen Unterernährens und Hinvegetierens nicht in ihnen ausmerzen. Sie erfreuten die Seele nicht, sondern riefen nur Sorgen, Kummer und Bitterkeit hervor.

Mit Menschen verkehrten Anissimows wenig, weil es Kosten und Demütigungen ihrer Armut wegen zur Folge hatte. Anissimow trank viel, weinte in betrunkenem Zustande über sein Mißgeschick und sehnte sich in trübem Träumen

nach einem anderen freien und angenehmen Leben, das wenigstens von einem lichten Strahl erhellt würde.

So ging es stumpf hin, bis das plötzliche Aufleuchten allgemeiner Empörung und Anspannung alles vor ihm wie ein Blitz erhellte und ihn wie ein Blitz zu Boden schlug.

Anissimow blieb plötzlich stehen. In ihm spannte sich etwas bis zum Aeußersten und starb langsam ab. Und mit einem Male verstand er, daß es ihm um sein Leben nicht leid tat.

„Noch einmal solch Leben, dann lieber der Tod . . . dann hat auch der Tod nichts Schreckliches. Dann ist er notwendig, unumgänglich notwendig, als natürlicher Ausweg . . . Verflucht soll es sein, solch ein Leben!“ dachte er.

Sobald er mit diesem Gedanken zu Ende gekommen war, wurde er ruhig, und sein Gesicht, grau und gemartert, nahm einen ruhigen, entschiedenen Ausdruck an, denselben, mit dem er sich rückhaltlos in den rings um ihn brausenden Kampf gemischt hatte.

Aber tief in seiner Seele nagte noch immer ein dumpfer, kaum wahrnehmbarer Schmerz. Er lauschte unruhig auf ihn und sagte sich:

„Was denn noch . . . ich bin doch entschlossen? . . . Ich darf nicht daran denken . . . Wenn ich denke, so packt mich wieder das Grauen . . . Lieber nicht denken!“

Aber der Schmerz ließ nicht nach, stieg empor, drang ans Herz; wie eine nagende Maus wurde er kecker und kecker. Anissimow stand auf und schritt eilig durch das Zimmer, indem er sich anstrengte, mit den Schritten das, was unablässig in ihm vorging, zu übertönen. Doch der Schmerz wuchs an und zerfleischte sein Herz; dann brach er plötzlich durch und schlug mit solcher Kraft gegen sein ganzes Empfinden, daß es ihm in den Ohren brauste und die Brust einschnürte.

„Ja, so . . .“ lief sein Denken sprungweise weiter. „Mir tut das Leben nicht leid . . . lieber der Tod als solch ein

Leben ... Aber warum grad ein „solches“ und kein anderes? ... Wer wagte mich zu solchem Leben zu verdammen? Und es ist auch nicht wahr — mir tut es um mein Leben leid! Wie es auch sein mochte, es tut mir leid darum! Und wie wagt man es, mich zu töten, weil ich mein ganzes Leben lang litt, weil es mir schlecht ging ... Das ... das ... das ist ...“ murmelte er, während er mitten im Zimmer stehen blieb, stürzte sich aber plötzlich kopfüber ans Fenster, packte das Fensterkreuz, und begann, die Hände am Glas zerschneidend, daran zu reißen und zu rütteln.

Hinter dem Fenster erlosch allmählich der Brand, und die braune Finsternis trat dichter um das Feuer; in seinem Zimmer aber war es so dunkel, daß es dagegen draußen taghell erschien.

„Was rumorst du da!“ schrie mit roher Stimme ein Soldat, während er, das Gewehr im Arm, auf das Fenster zulief. Anissimow hielt an, starr geworden, und klammerte sich an das Fensterkreuz; auch der Soldat blieb stehen. Aus der Finsternis hob sich das blasse Gesicht Anissimows mit den geweiteten Augen und Büscheln verwirrter Haare; auf ihn blickte der schwarze Umriß eines unbekannten, runden, schnauzbärtigen Kopfes. Gegen eine Minute schauten sie sich gegenseitig ratlos an, und genau so wie bei jenem Soldaten, der ihn gefangen nahm, wußten beide nicht, was zu tun sei. Endlich schien Anissimow zur Besinnung zu kommen; er riß wieder am Fensterkreuz und rief ungestüm:

„Laß mich!“

„Ist nicht erlaubt!“ schrie in ebenso ungestümem, unnatürlichem Ton der Soldat.

„Schwindel! ... laß mich! ... Ruft den Obersten hierher ...“

„Was für einen Obersten brauchst du? ... Zurück! ...“

Ihre unnatürlich lauten Stimmen überraschten sie beide;

für eine Sekunde entstand wieder Schweigen und Regungslosigkeit, und von neuem richtete sich etwas zwischen ihnen auf. Es war ein Augenblick gespannter Stille; es schien, daß sich sofort etwas Besonderes ereignen müsse. Doch in diesem Moment ertönten nahende Stimmen und Schritte. Wie zur Antwort darauf begann Anissimow wieder schweigend und trotzig am Fensterkreuz zu reißen. Klirrend fielen ein paar Scherben herunter. Der Soldat machte einen Schritt vorwärts und stieß Anissimow aus aller Kraft, ebenso schweigend und trotzig, mit dem Kolben in die knochige Brust.

Eine heiße Welle stieg Anissimow in die Kehle; er drehte sich um, schlug die Hände auseinander und, ohne etwas zu sehen, setzte er sich schwer auf den Fußboden.

„Was ist hier los, Jefimow!“ fragte jemand hinter dem Fenster.

„So, daß der Gefangene zum Fenster hinaus wollte ...“ antwortete der Soldat.

Mehrere schwarze Köpfe guckten in das Zimmer herein und starrten lange unbeweglich in die Finsternis. Es war still. Anissimow kam alles wie ein Fiebertraum vor; er drehte plötzlich seinen Kopf herum und sah drei schwarze Schatten im Fenster. Gleich darauf waren sie verschwunden, und dieselbe Stimme sagte laut und zornig:

„Wenn er es zu toll treibt, so schieß ihm 'ne Kugel vor den Kopf. Sehr einfach!“

Die Stimmen verstummten.

Anissimow erhob sich, schaute mit wahnsinnigen Augen auf das Fenster und kroch beiseite. Er war über die letzten Worte ungeheuer verblüfft.

„Sehr einfach!“

Dann verstand er, daß es wirklich so wäre: sehr einfach.

Es waren einige Minuten Leere und tote Bewußtlosigkeit; dann trat es greller und klarer in sein Gehirn.

„Ich werde erschossen werden ... was ich auch tun würde, wie ich auch flehen oder mich vor Furcht zusammenkrümmen wollte, so wie jener Arbeiter ... ich werde zum Schwellenstapel geführt, sie werden auf mich anlegen, so ruhig, als wenn ich es nicht sehe und nicht schon vor Schreck sterbe ...“

Hinter dem Fenster begann es schon grämlich zu grauen, als wäre es ein Tagesanbruch im Herbst. Das berührte ihn eigentümlich. Im Zimmer wurde alles sichtbar; das blasse Licht legte sich matt auf die Wände, den Boden und auf seine blaß schimmernden Hände. Eine Sekunde lang glaubte er, alles sei zu Ende, und er wäre neu erwacht, aber mit schrecklicher Geschwindigkeit, wie von weither, kam es herangeflogen: das Bewußtsein der unabwendbaren Wirklichkeit, der Wunsch, daß alles schneller geschähe, das folternde Nichtbegreifen, das scharfe Verlangen, irgend etwas so schnell wie möglich zu überlegen und sich klar zu machen ... Rasch, im Flug, mit den Worten: „das nicht ... das nicht ...“ einzelne Worte beiseite werfend, erinnerte er sich an den getöteten Lokomotivführer, an andre noch, die von den Barrikaden herabrollten und sich auf dem blutbesudelten Schnee krümmten, dann des Arbeiters, dann des schwarzen höckernasigen Mannes und der zwei Schüsse, die von einem leichten Aufschrei begleitet wurden, dann sah er plötzlich einen schwarzen Haufen eisbedeckter Schwellen und eckige Knie, seine Knie, die aus einem Schneehügel ragten. „Aber warum denn alles das! ...“

Es wurde ihm lächerlich. Er lachte wirklich still und krampfhaft auf, verstummte aber gleich wieder. Der kurze, zittrige Schall seines Lachens war zu schweigend-laut und seltsam in dem leeren blassen Nebel des Tagesgrauens ...

„Nein, lieber nicht denken! ...“ dachte er erschöpft ... Ihm wurde kalt, er wünschte zu essen ... Da fielen ihm zum erstenmal Frau und Kinder ein, und er wunderte sich, daß er

bisher noch gar nicht an sie gedacht hatte. Es kam ihm vor, als wäre es das, was er sich vor allem klarmachen müßte.

„Schneller denken ... schneller denken ..." trieb er sich zur Eile an, sich unruhig umsehend. Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, peinigte es ihn, daß der Himmel im Fenster immer heller und heller glänzte.

„Muß an die Frau schreiben ..." kam es ihm in den Kopf.

Das Tintenfaß stand auf dem Tisch; die Tinte hatte eine leichte Eisschicht. Anissimow hauchte sorgsam darauf, durchbrach die Kruste mit der Feder und brachte das Tintenfaß ans Fenster.

Auf das Fensterbrett fiel bereits graues, kaltes Licht, von dem sein Gesicht mit den herumsteckenden Haarbüscheln und den schwarzen Schatten auf den Backenknochen und unter den Augen als ein ebenso grauer und kalter Fleck abstach. Es wurde ihm schwer, zu schreiben; die Feder entglitt zweimal seinen erstarrten Fingern, was in ihm ein tiefes stechendes Mitleidsgefühl mit sich selbst hervorrief.

Zuerst schien ihm, daß er sich beeilen müsse, da man ihn stören könnte, während er viel zu schreiben hatte. Manchmal warf er einen scharfen raschen Blick aus dem Fenster, wo unbeweglich, mit dem Rücken dagegen, der lange graue Soldat auf die Flinte gelehnt stand. Auf den grauen Rücken seines Mantels fiel bereits helles graues Morgenlicht.

„Liebe Ssascha," schrieb Anissimow, trotz der Helle die Buchstaben nur mit Mühe erkennend; nun wußte er nicht, was er weiter schreiben solle. Es war ihm unmöglich, einen Ausdruck zu finden, denn er mußte sowohl das Freudegefühl ausdrücken, mit dem er diese zehn Tage durchlebt hatte und das blutige Chaos, und den Tod vieler Menschen, und das Grauen seiner einsamen letzten Nacht und das Sinnlose, Wahnsinnige, das sich mit ihm ereignen sollte, und den Haufen schwarzer Schwellen, und die erstarrten Knie, die aus dem

Schnee ragen, und daß er niemals mehr sie und die Kinder sehen wird, und seine Hilflosigkeit, und sein Mitleid mit sich selbst, und jenen Kummer, in dem er sie liebkosen und trösten möchte, jene Tränen, die seine Augen erfüllten, über die Backen, die kalten und abgemagerten, hinunterrollten, und auf den Fetzen seines letzten Briefes tropften.

Es war unmöglich, und der Schrecken über diese Unmöglichkeit bekümmerte ihn unsäglich.

„Herr, Herr ... Herr! ... Warum quält man mich so! ... Nun, warum? ...“ flüsterte er, packte sich an den zerzausten Haaren und weinte. Er weinte lange, während seine Augen durch die Fenster, in den ferne weißen teilnahmslosen Himmel schauten.

Dann schrieb er weiter: „Lebewohl, Schurotschka*). Wie werdet Ihr nur ohne mich leben? Ich weiß nicht, ob man Dir meinen Brief aushändigen wird. Ich will darum bitten. Lebewohl! Du sollst nicht weinen, Schurotschka, was ist zu tun! Vergiß mich nicht und sag den Kindern, sie sollen sich an mich erinnern. Ich kann nicht mehr schreiben. Nochmals, Lebewohl!“

Ein unbestimmter dichter Nebel senkte sich auf sein Gehirn herab; er mußte schreckliche Anstrengungen machen, um nicht die Besinnung zu verlieren.

Einige Menschen kamen, mit den Waffen klirrend, aufs Fenster zu. Dann gingen sie fort und der neue Wachtposten schritt, mit dem Gewehrkolben klappernd, zweimal am Fenster vorbei, wobei er Anissimow von der Seite, wie verstohlen, anblickte.

Anissimow trat in die Tiefe des Zimmers zurück, versteckte den Brief auf der Brust, legte sich auf das Sofa mit dem Gesicht gegen die Wand und drückte den Fetzen Papier fest an die Brust. Ihm schien, daß ihn dieser Brief noch auf

*) Wie die erste Anrede Ssascha Diminutiv von Alexandra. D. Uebers.

irgendeine Weise mit dem Leben verbände, mit dem, was morgen, übermorgen, weiterhin sein würde — nachdem er nicht mehr sein wird, — mit Frau und Kindern, mit denen, die mit ihm das ganze Leben gelebt hatten und die jetzt der leere, kalte Strich für immer von ihm trennte.

Er preßte den Brief noch fester an die Brust und weinte lautlose, von niemandem gesehene Tränen. Seine Pulse flogen, sein Kopf schwindelte leise; ein grauer Dunst stieg vom Boden auf und hüllte seinen Kopf ein. Und den Fetzen Papier an die Brust gedrückt, war er mit tränendem Gesicht eingeschlafen. Der blasse Tag trat behutsam ins Zimmer und schaute auf das blasse Gesicht, das im Laufe einer Nacht bis auf die Knochen abgemagert und auf dem ein bemitleidenswert trauriger Zug erstarrt war.

Um acht Uhr früh wurde er erschossen.

Seine letzten Traumvisionen verflochten sich blitzschnell mit der Wirklichkeit: er träumte, daß er auf dem Bauch durch einen entsetzlich engen unterirdischen Gang kriecht, und daß der Korridor immer enger und das Kriechen immer schwieriger und schwieriger wird. Und doch kriecht er weiter, weil er weiß, daß es unmöglich ist, nicht zu kriechen. Hinter ihm bei jedem Schritt fällt die Erde ab; er fühlt, wie sich dort eine dumpfe Mauer bildet. Das Atmen wird ihm schwer; er will aufschreien, um das unerträgliche Entsetzen durch diesen Schrei zu verscheuchen, als er plötzlich vor sich, nur einen Ssafhen entfernt, einen abgeplatteten grauen Kopf mit regungslosen, grünlichen Augenritzen erblickt, dahinter einen langen schlüpfrigen Körper, auf dem sich ein matter unterirdischer Glanz spiegelt.

„Das ist eine Klapperschlange!“ schreit ihm jemand voll Grauen in die Ohren; seine Haare fangen an, sich leise auf seinem Kopfe zu sträuben. Krampfhaft weicht er zurück.

Aber hinter ihm steht die undurchdringliche Mauer. Er stößt entsetzt an sie an, wühlt sie mit den Füßen auf, kratzt, schlägt gegen sie. Trotzdem sie mürbe und widerstandslos ist, bleibt sie unüberwindlich. Er versucht mit aller Kraft, sich einzugraben, nichts zu sehen, schließt die Augen, hört aber doch schon das leichte, unerklärliche Zischen und sieht deutlich durch die geschlossenen Lider, daß der abgeplattete Kopf mit den grünlichen Augen nicht mehr regungslos aufliegt, sondern langsam zu ihm über die Erde gleitet. In furchtbarer Verzweiflung öffnete er die Augen ...

Vor ihm steht ein hochgewachsener hagerer Offizier in grauem Mantel und sagt, ihm gerade in die Augen sehend: „Nun, stehen Sie auf ... Herr A .. nissimow. Bitte!"

Anissimow hob sich rasch auf einen Ellenbogen und starrte dem Offizier ins Gesicht. Dann geriet er plötzlich in Hast und sprang mit geschäftsmäßiger und ernster Haltung auf.

„Ist denn schon Zeit?" fragte er eilig.

Der Offizier lächelte ein wenig.

„Tja ..."

Anissimow hastete noch mehr, um seine Mütze zu suchen. Sie war nicht auf dem Diwan, nicht auf dem Tisch. Er suchte sinnlos, eilig, überall; es war ihm eigentümlich peinlich, daß er andere warten lassen mußte. Seine Hände zitterten, seine Augen liefen unruhig hin und her.

„Nun, sind Sie bald fertig?" fragte barsch der Offizier.

„Sofort ... nur die Mütze ..."

„Ist gleich, geht auch ohne Mütze!" meinte der Offizier ungeduldig.

Anissimow sah ihm wieder rasch in die Augen und senkte den Blick.

„Allerdings, ganz gleich ..." sagte er hastig, wie vor sich hin, nach der Seite. Es entstand ein kurzes Schweigen; plötzlich zitterten deutlich die Lippen des Offiziers.

Anissimow begegnete einem eigentümlichen, einem ratlosen Blicke. Aber ebenso jäh war das Gesicht des Offiziers wieder verändert.

„Nun!" rief er kurz, überaus grob, mit dem Kopf heftig nach der Tür weisend.

Anissimow fuhr krampfhaft zusammen und machte, ohne den Offizier anzublicken, einen Schritt vorwärts.

Als er auf den Bahnsteig herausgeführt wurde und ein Häuflein Offiziere und Soldaten ihn schweigend ins Auge faßten, schauerte er wieder zusammen und machte eine schmerzliche Grimasse. Er hatte ein krankes, gemartertes Aussehen, seine Haare stachen nach allen Richtungen.

Derselbe Offizier, der ihn geholt hatte, kommandierte etwas, und aus den Reihen der Soldaten traten zwölf Mann vor und stellten sich hinter Anissimow auf. Da lächelte Anissimow ratlos, ließ den Blick über alles gleiten und sagte heiser und undeutlich!

„Herr Offizier . . ."

Der Offizier sah sich langsam um:

„Was ist los?"

„Ich weiß nicht . . ." sagte Anissimow mit Anstrengung immer gleich leidvoll und verlegen lächelnd: „Vielleicht wäre es doch möglich, einen Brief . . ."

Einer der nebenstehenden Offiziere, ein dicker, schwarzbärtiger, antwortete ärgerlich:

„Jetzt noch . . . aber wirklich . . . wann soll denn . . ."

„Er ist schon geschrieben . . ."

„Ah . . . Also was denn?"

„Wäre es nicht möglich, ihn an seine Adresse . . . abzuschicken?"

„Abschicken? . . . Ja . . . Iwanow, nimm ihn . . ." sagte barsch der dicke Offizier und sein kurzer Hals wurde blutunterlaufen.

Aus den Reihen trat ein pockennarbiger weißbärtiger Gefreiter. Anissimow steckte die Hand in die Brust und zog den Brief, schmutzig und zerknüllt, hervor.

„Bitte . . ." sagte er leise.

Und als er abgeführt wurde, sah er lange und traurig auf diesen weißen Fetzen Papier, den der Gefreite Iwanow sorgfältig in den Aermel-Aufschlag seines grauen Mantels schob.

Er wurde nach einem kleinen Friedhof gebracht, der eine halbe Werst entfernt von der Station lag. Dort war es leer und still; die Grufthügelchen leuchteten weiß, die krummen, schiefgewordenen Kreuze sahen geschwärzt aus.

Sie hatten nicht lange zu gehen. Anissimow ging so unterwürfig, als würde er von jemandem, der stärker als er ist, am Ellenbogen gehalten und geführt. Seine Augen drehten sich nach allen Seiten und nahmen von jeder Kleinigkeit Notiz; in seinem Kopfe hielt sich der eigentümliche Gedanke, daß all das gar nicht schrecklich und schmerzlich, sondern geradezu einfach und leicht enden würde, wenn er nur in jedem Teilchen jedes Augenblicks die Willenskraft und das volle Bewußtsein über sich behielte.

„Sie werden schießen und mich töten . . . weiter nichts. Was ist dabei so Schreckliches! Alles ist sehr einfach und gewöhnlich . . ."

Doch es quälte ihn, daß es ihm in keiner Weise gelingen wollte, alles zu sehen und wahrzunehmen. Jede Einzelheit: den rötlichen Stiefel des Soldaten, der voranging, die Bläue über dem schneeigen Horizont, Sperlinge, die vom Weg aufflogen und sich auf einem ins Schwanken geratenden schwarzen Busch niedersetzten, das weiße Licht, das Knirschen des Schnees unter den Füßen — alles schnitt deutlich in die Augen, ergab aber kein ganzes Bild, nichts; im Gehirn blieb eine Leere, als wäre bereits irgendein besonders wichtiges Mittelglied verlorengegangen, ohne das alles andere unbe-

deutend und leblos war ... Er senkte den Kopf und begann, auf die Füße, auf die Spuren der Gummischuhe des Offiziers zu schauen, und blickte so aufmerksam darauf hin, als hinge alles davon ab. Den Kopf hob er erst wieder, als er allein gelassen wurde.

Um ihn war es leer und kalt. Die Reihe grauer Soldaten, Offiziere und die direkt auf ihn gerichteten Gewehrläufe konnten dieser Leere und Kälte nichts hinzufügen.

Anissimow sah die Soldaten an. Alle blickten über die langen Läufe fort gerade auf ihn; plötzlich sah er nichts mehr, als diese Reihe buntfarbiger, erschrockener und unbegreiflicher Augen. Alles andere war verschwunden, und in dem knappen Moment zwischen Kommando und Salve dachte Anissimow mit blitzartiger Deutlichkeit und Klarheit:

„Sie brauchten mich nicht zu töten und ich brauchte nicht zu sterben ... Allen ist es gleich schrecklich, daß ich sofort erschossen werden soll, aber ich werde doch erschossen ... Das geschieht nur, weil ich nicht das eine Wort weiß, mit dem ich ihnen das ganze Entsetzen und die Qual dessen zeigen könnte ..."

Tausende feurige Worte durchfurchten sein Gehirn; in furchtbarer Anstrengung, um nur etwas zu sagen, schob er sich vorwärts und öffnete krampfhaft den Mund.

Er sah noch das aufblitzende blasse Feuer, hörte aber die Salve nicht mehr und fühlte nur, wie er die Arme hoch schlug und mit dem Gesicht gegen den harten Schnee prallte; er verstand auch noch, daß alles zu Ende und etwas nie wieder Gutzumachendes geschehen sei.

Das Knattern der Gewehrschüsse flog wie Trommelwirbel weit ins Feld. Die dünnen Birkenbäumchen zitterten, eine Krähe, die auf einem Kreuze saß, flog auf und strich, mit den schwarzen Flügeln schlagend, niedrig über die Schneefläche.

Das Blut wurde rasch von dem weißen Schnee aufgesogen

und zerrann zu einem formlosen rosigen Fleck. Die Soldaten beschmutzten sich an diesem Blut, als sie die Leiche zum Graben schleppten und dort begruben.

Der Blutfleck wurde mit Schnee beworfen; er sickerte wieder durch. Der lange Winter überschüttete ihn von neuem mit Schnee, doch als im Frühling der Schnee schmolz, erschien der braun gewordene Fleck für kurze Zeit und verlor sich erst zugleich mit dem letzten Schnee unter den freudigen Strahlen der hellen Sonne, um in die mürbe lebende Erde einzudringen.

Der Putsch

Von

Max Brod

Am nächsten Morgen, noch schlafen alle im Schloß.

Nur die beiden Glücklichen, Walder und Lotte, sind früh aufgestanden und, während der scharfe Wind ihnen Tränen in die Augen bläst, gehen sie einträchtigen Sinnes durch die Parkwege. In den leeren Aesten lärmen Spatzen. Die kalte Sonne glitzert auf die Glaskuppel des Schlosses, die dem Knauf eines riesigen Theaterschwertes ähnelt, und alle wagrechten Linien an der Front tragen weiße Borten aus Schnee. Auf der Erde sind die Striche des Rechens erfroren, ganz hart.

Da das Laubwerk fehlt, hat der Blick keine Grenzen und entwirrt ehemals rätselhafte Baumgruppen. Es hat den Anschein, als wäre der Park verengert worden.

Gartenhäuschen, die man im Sommer vor Blumen und Gesträuch nicht sehen konnte, verraten sich. Wege, die unendlich lang in ihren Krümmungen schienen, können überblickt werden. Die Grotten haben keine Geheimnisse mehr.

Welke Blätter machen eine zarte scharrende Musik auf dem Boden, wenn sie der Wind in Bewegung setzt. In den Ecken dreht sich manchmal der Staub wie die Schleppe einer tanzenden Frau.

Den Pfählen des roten Geländers am Teich sind weiße Schneehüte aufgesetzt. Der Teich hat trübes Wasser, kleine undurchsichtige Sternchen treiben darin, hier und dort wirbelt es im Erstarren.

Das Grün der Nadelbäume sieht wenig troftreich aus. Die sibirischen Tannen lassen an den Spitzen ihrer Aeste bläuliche Nadeln schäumen.

Die Gewächshäuser sind gefüllt. Man hat den Eindruck, als gingen immer viele Menschen drin hin und her. Stroh bedeckt die Rosenstöcke. Von den Aussichtspunkten sind die Fernrohre weggeräumt, aus Angst vor böser Witterung. Die Bänke, die sonst an den entferntesten Stellen verteilt waren, stehen beisammen in einem Schuppen ...

„Ach, könnt' ich nur immer so glücklich sein," sagt Walder.

Sie richtet mit viel Trostbereitschaft das braune Licht ihrer Augen auf ihn. Dicht vor sich sieht er nun den unregelmäßigen, ein wenig offenen Mund und die ländlichen Haare über der zarten Schläfe, die ein blaues Netzwerk der Adern erzittern macht. Mit einem vertraulichen Lächeln auf den Lippen gehen sie weiter. Und nun bleiben sie wieder zärtlich stehen, er küßt sie leise auf den Mund. Da ist es, als hätten sie ihr Lächeln ausgetauscht und jeder trüge nun auf seinen Lippen das Lächeln des anderen.

Schließlich hat sie der Weg ohne besonders viele Worte an das Schloß zurückgeführt, zum Pavillon der Differenziertenloge, der an den Seitenflügel angebaut ist. Eine schwere dunkle Eisentür, in die Wand aus schwarzem Labrador eingelassen, bezeichnet den Eingang zu den geheimen Gemächern. Walder greift einen Schlüssel aus der Tasche, probiert, das Tor weicht. Schnell zieht er ihn da wieder zurück und sperrt ab, indem er ihn nochmals umdreht. Und lächelnd wirft er ihn, den Blick fest auf Lotte gerichtet, in den Brunnen, an dem sie nach einigen Schritten vorbeikommen.

Noch am Vormittag ging Walder mit Vironet in die „Stadt".

Vironet sagte: „Ich habe zweierlei in der ‚Stadt' zu tun. Vor allem will ich eine Prüfung machen."

„Was für eine denn?"

„Die letzte, endlich einmal muß ich doch Doktor werden. Ich studiere ja jetzt schon mehrere Jahrhunderte lang." Das gehört zu seiner Weise, dachte Walder, er sagt beinahe immer Jahrhunderte statt Jahre. „Aber was haben Sie vor, Herr Nornepygge?"

Walder nahm es dankbar an, daß man für sein Tun Interesse zeigte: „Ich gehe ins Gericht."

„Da schauen Sie nur, daß Sie vor Mittag nach Hause kommen. Sonst könnten Sie in Tumulte hineingeraten."

„Sie haben recht. Die Erbitterung der Arbeiter in der ‚Stadt' hat den Höhepunkt erreicht."

„Meinen Sie?"

„Man weiß auch, daß Agitatoren im Solde einer unbekannten Persönlichkeit an der Arbeit sind und schüren."

Vor dem Universitätsgebäude, das scheu und gedrückt im Bewußtsein seines Mittelalters zwischen den Prachthäusern der Hauptstraße fußte, trennten sie sich.

Während Walder bedächtigen Schritts zum Justizpalast sich lenkte, um seinen gewohnten Platz auf der Galerie des Schwurgerichtssaales zu nehmen, enteilte Vironet schnell durch mehrere Höfe der Universität. An dem mürben schwarzen Mauerwerk lehnten Karren, Magazine einiger Großgeschäfte waren in Holzschuppen eingemietet, Kirchtürme mit dem Zinnglanz ihrer Schieferdeckungen strahlten über niedrige Einfahrten her, auf einer barocken Sternwarte trug ein Atlas seine Erdkugel aus eisernen Meridianreifen wie ein leichtes Gespinst in das Himmelsblau, unten im Durchhaus verbreitete sich der muffige Geruch eines Bierausschanks. Auf kugeligen Holzstiegen stieg Vironet dann empor, irgendwo roch es nach Aepfeln, ein Korridor war mit roten Ziegelsteinen löcherig und in Rissen gepflastert, doch gab das einen freundlichen Eindruck. Dann umfing ihn Dunkelheit zwischen dickem Gemäuer, ungeordnete Luft, Prüfungsangst, die feurige Sichel einer offenen Gasflamme brummte, das Geländer fühlte sich naß an. Plötzlich wieder Tageshelle, ein Durchblick auf entlaubte Bäume. Dann stand er im Prüfungssaal . . .

Er kam beinahe zu spät. Eben ließ sich die Kommission mit gelangweilten Gesichtern an der einen Seite des grünen Tisches nieder. Die Kandidaten in schwarzen Anzügen un-

gleicher Fasson nahmen gegenüber Platz. Vironet trat zu ihnen, wurde vorgestellt, setzte sich. Und gleich darauf begann der Kampf in dieser merkwürdigen Stimmung, gemischt aus dem Gefühle des besondern Ereignisses, das die Kandidaten festhielt, und dem Gefühle des Alltäglichen, gegen das die Professoren kaum ankämpften ... Das Zimmer war klein, angstvoll klein und dunkel wie eine Zelle, nur aus einem Fenster fiel bleiches Tageslicht staubig herein, öd und freudelos. Hinter einer Barriere drängten sich Studenten, die sich für die nächste Zeit zu dieser Prüfung vorbereiteten, Freunde der Prüflinge, besorgte Mienen. Man notierte sich dies und das, hielt etwas gegen das Licht, um besser zu sehen, man lächelte kaum. Die beschneiten Winterröcke an dem Rechen begannen zu tauen und dünsteten Feuchtigkeit aus. Eine fade Atmosphäre voll Spannung, ohne Kraft legte sich um die aufgeschichteten Gesetzbücher, die gelben Metalltintenfässer von erstaunlicher Größe, die Schreibzeuge, weißen Papiere und Löschblätter, über die kleine Wiese des grünen Tischtuchs. Die Professoren hielten lange Reden, die Kandidaten antworteten und stockten, alles ging seinen Gang ...

Nur Vironet fiel gleich anfangs ein wenig auf. Schon daß er bei seinen Antworten aufstand, lebhaft sprach, gestikulierte, auf den Tisch klopfte, machte einen seltsamen Eindruck. Während die andern Studenten wie von einer unsichtbaren Last niedergeduckt dasaßen, bewegte er sich unabhängig, stellte rhetorische Fragen an den Examinator und an das Publikum, machte einen Witz. Er ließ sich nie unterbrechen. Schließlich ging er so weit, daß er dem Professor offen widersprach und sogar bei dessen tadelnden Ausstellungen an einen andern Kandidaten mißbilligend durch die Zähne pfiff.

Bis jetzt war alles schön abgelaufen; denn Vironet riß mit seiner Sicherheit, mit dem selbstverständlichen geschmeidigen Aufruhr seines Körpers alle mit sich fort. Man konnte ihm

nichts übelnehmen. Da stellte der Prüfer aus „Staatsrecht“ die Frage nach den Verfassungsänderungen in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts. Schon während sein Nebenmann die Erhebung des Jahres 1830 flau aufsagte, rückte Vironet in steigender Leidenschaft auf seinem Sessel hin und her, stemmte die Knie aneinander, spielte Klavier auf seiner Stirne. Nun kam die Reihe an ihn, das Jahr 1848 . . . Mit einem Ruck erhob er sich in seiner ganzen Größe, warf den Sessel hinter sich an die Wand und, halb gegen die Professoren, halb gegen die entsetzten Studenten gewendet, trompete er: „Achtundvierzig! Achtundvierzig! Du Sturmjahr ohne Furcht und Tadel! Ruhmreiche Oriflamme des freien Volkes! Rache lang unterdrückter Sklaven an ihren Peinigern und Freiheit, Freiheit über alles! . . . Am 22. Feber der Sturm vor der Madeleinekirche, am 23. Feber schnell die Entlassung Guizots, der ruchlose Mord auf dem Boulevard des Capucines, am 24. Feber die Erstürmung des Château d'Eau . . .“

Sprachlose Bestürzung leimte alle fest. Noch nie seit Menschengedenken hatte sich hier in diesem gewöhnlichen staubigen Zimmer so etwas zugetragen. Es war unerhört. Die Szenerie selbst erstaunte und veränderte ihren Ausdruck; die guten alten Wände, die Barriere und alles. Wie, statt einer kahl-juristischen Antwort, mit terminologischen Zieraten und den Laien uninteressant, vernahm man jetzt . . .!

Man vernahm eine populäre Schilderung, die Rhetorik eines gereizten Stieres, ein Erdbeben ohne Zurückhaltung: „Ledru Rollin! Ledru Rollin! Ja, allen voran stürmte er, allen voran. Zuerst war das Volk erschreckt zurückgewichen, als die erste Salve aus den vergitterten Fenstern niederkrachte. ‚Eine Flintenkugel im Leib ist besser als die ewige Zuchtrute auf dem Rücken‘, brüllte ich . . . Ledru Rollin den Fliehenden zu, sammelte sie aufs neue. Dreimal wurde blu-

tig die Festung berannt. Da schrie einer ‚Ausräuchern, ausräuchern wollen wir das Nest‘. Im Nu waren die Wagen aus dem königlichen Marstall da, aufgehäuft, angesteckt...“ Jetzt erst kamen einige zu Bewußtsein. Die Examinatoren riefen zur Ordnung, einer klingelte um den Pedell. Man entzog dem feurigen Kandidaten das Wort. Man protestierte aus dem Zuschauerraum, applaudierte dem schönen Gemaßregelten. Aber er überschrie alles, alles mit seiner Stimme von angenehmem Donnerschall. Seine Worte hatten hypnotische Kraft und er toste, warf die Arme, funkelte aus den Augen wie ein ganzes Stadtviertel aufs höchste empörter Pariser...

„Und ist es jetzt anders als damals? Lastet nicht wieder die ganze Wucht der Steuern auf den Armen? Sind nicht wieder die Grenzen gesperrt, die Kornspeicher gefüllt und in den Händen der Wenigen? Ihr natürlich, Professoren, Staatsräte, Minister, ihr schlampft im Ueberfluß, ihr gehört mit zur Hofpartei. Ihr seid von der Regierung bezahlt, um die Jugend zu hintergehn.“

Die Studenten tanzten auf den Bänken, brüllten Beifall, daß der Saal zitterte.

„Ihr drückt uns nieder und wollt uns fürchten machen. Ach, wohin ist es mit unserer Schwungkraft gekommen! Warum stehn wir nicht auf, jagen diese ganze Gesellschaft zum Teufel! Warum werfen wir nicht die Hofpartei hinaus, diesen lächerlichen kleinen Knaben von Kaiser hinaus!“

Neues Bombardement von Beifall.

Plötzlich machte sich die quiekende Sopranstimme eines Männleins bemerkbar, des Examinators aus „Staatsrecht“: „Aber Herr Kandidat, was hat denn das alles mit meiner Frage zu tun?“

Alles drohte, ins Lächerliche umzuschlagen.

Aber Vironet, berstend vor Wut, zog seinen Revolver. Ein

Schuß krachte. Das Blut spritzte über den grünen Tisch ... Die übrigen Professoren entflohen zitternd ins Nebenzimmer.

Und wie ein Taifun schwoll der Ruf an: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ Stöcke wurden geschwungen, wilde Arme kreuzten einander in der Luft. Eine Revolution schien vom Zaun gebrochen. Keiner war bei Besinnung.

Nur Vironet, mit einem Male kalt und in voller Erkenntnis der Lage, verschaffte sich durch einen beißenden Aufschrei Stille, bestieg den Prüfungstisch. Wie ein Herrscher und Lenker erschien er, jede Muskel gespannt, freudige Augen: „Hier können wir nicht bleiben. Nebenan ist die Hauptwache. Auf, Bürger, bewaffnet euch und folgt mir so schnell wie möglich in die Redaktion des ‚Fortschritt‘. Dort finden wir Freunde.“

Im Nu waren die Bänke zertrümmert, die Kleiderhaken aus den Wänden gerissen. Jeder ergriff einen Splitter oder ein Sesselbein oder ein dickes Buch, um etwas in der Hand zu fühlen. Alle bebten vor Begeisterung.

Die junge Schar, Vironet voran, stürzte die Treppe hinunter, durch die Höhe, ergoß sich über die Rampe auf die sonnige Hauptstraße ...

So etwas Ahnungsloses wie diese brave Hauptstraße mit ihrem Korso, ihrem Schnee, ihren militärisch geordneten Baumreihen! Eine elektrische Tramway hielt an der Station, Wagen knirschten, die Stadtbahn befuhr brummend ihr rauchiges Viadukt, man hörte die Zurufe und Geräusche des wohleingerichteten erprobten Lebens. Gar keine Störung gab es da, nicht einmal den Gedanken an eine Störung, an irgend etwas Böswilliges. Jeder ging unauffällig seines Weges, die Atemzüge wurden als weißlicher Rauch sichtbar, es fror ein wenig. Und es war ungefähr elf Uhr vormittags.

Da erschien das Häuflein Studenten auf der Straße, hun-

dert junge Leute voll von Umsturzideen, in Hüten und farbigen Kappen, aufgeregt, singend. Jedermann bemerkte, daß dies aus dem Rahmen fiel.

Viele wunderten sich und blieben stehen.

Wirklich, die Studenten sangen auf der Straße, bei helllichtem Tage sangen sie. Es klang natürlich nicht anders, als wenn eben einige Leute, nicht gar viele, auf der weiter lärmenden Straße zu singen anfangen; das heißt, es war keine Kraft darin, keine Tonfülle, nichts Berauschendes. Der breite Luftraum sog gleichsam den Tönen alle Kraft aus ... Immerhin machte es Aufsehen und war gewiß etwas Sonderbares, wie diese Burschen die Rampe hinunterstiegen und ungeniert unter der Sonne die Marseillaise anstimmten.

Und so schlossen sich einige Lungerer an, marschierten mit, man lachte und fragte, niemand wußte recht, worum es sich handle. Die Masse eilte auf dem Fahrweg vorwärts, im schnellsten Schritt.

Im schnellsten Schritt. Und eigentlich war es ja eine Flucht, ein Rückzug vor der drohenden Polizeiwache. Aber daran dachte keiner der Studenten. Führte sie denn nicht Dironet, der breitschultrige stürmische Machthaber! Zum Siege ging es, zum Ansturm, ein Vorrücken in die Schlacht. Die Helden jubelten und schrien sich außer Atem, die Kühlsten schlossen Freundschaft, ein prachtvolles Feuer belebte alle Mienen ...

Rechts und links blieben die Häuser zurück, die Prachtgebäude des Staates, die Fassaden der Hauptstraße. Unaufhaltsam drängte die Schar weiter, vorüber an Alleen und Sodawasserbuden, an den öffentlichen Aborten und Statuen vorüber, an dem Alltag vorüber, der sie jetzt nichts mehr anging ... Mit einemmal hemmte eine riesige Menschenmenge den Weg, ein wütender Auflauf zerlumpter Leute. Es war vor der großen Treppe des Justizpalastes. Die ganze Straßenbreite erschien hier dicht und wimmelnd besetzt, durch die

Luft schollen mißlautende Schreie: „Pereat! Reißt ihn in Stücke!" Die Masse war in Vibration, auf und ab, die Treppe auf und ab, wie ein Pendel von Menschenköpfen. Den Mittelpunkt bildete eine Gruppe bedrängter Polizisten, die einen Menschen eskortierten und gegen den rasenden Anlauf der Volksmenge zu schützen hatten. Man wollte ihn um jeden Preis lynchen! Eben hatten die Polizisten noch die Absicht gehabt, hinunterzusteigen und allem Schwall zum Trotz als tapfere Bedeckung sich durchzukämpfen. Jetzt wären sie froh gewesen, wenn sie sich mit ihrem Schützling hinter die Säulen des Gebäudes hätten flüchten können. Nun, in der Mitte der Treppe von Exzedenten umzingelt, hinunter- und hinaufgezerrt, gepufft, zerprügelt, schienen sie nahe daran, ihre Pflicht zu vergessen.

Oironet übersah alles mit einem Blick. „Platz da!" erklang seine eiserne Stimme; sofort bildete sich ein erstarrendes Spalier in die flutende Menge hinein, mit ein paar verwegenen Sprüngen und unter stetem Ruf „Platz da!" erreichte er die Polizisten. Rücklings packte er einen, warf ihn nieder. Und es war, als ob sein Auftreten den Mob bewaffnet hätte. Während er nämlich die Polizisten bisher nur in einer mehr kindischen Art belästigt hatte, fiel man jetzt über sie her und würgte sie tot. Ihre Köpfe wurden abgerissen, bluttriefend auf Piken gesteckt ... Oironet beugte sich inzwischen zu dem Eskortierten nieder, der im Wirrwarr ohnmächtig zusammengebrochen war. Er nahm ihn wie ein Kind in die Arme. Niemand wagte zu murren ... Es war Walder Nornepygge.

In wenigen Minuten war dies vor sich gegangen. Sofort stellte sich Oironet wieder an die Spitze des nun gewaltig vermehrten Haufens. Derbe Sansculotten, Vorstädter, grausame Flößergestalten zogen mit, die Stimmung wurde düsterer, gereizt. Man verließ die Hauptstraße, mit frechem Ge-

sohle bog man in eine Nebengasse ein. Voran immer Vironet, den bewußtlosen Walder im Arm.

Das Palais des „Fortschritt“ zeigte sich, ein schönes Eckhaus. Vironet führte die Masse durch den Korridor des Vorderhauses in den Hof.

Unwillkürlich wurden alle ruhiger, gleichsam als Gäste in einem fremden Gebäude. Von einer Kiste aus eiferte der dunkle Riese: „Bürger, lieber sterben als fliehn! Die Entscheidung ist da! Auf, bewaffnet euch! Ich öffne die Magazine“ ... Die Studenten sahen einander beschämt an. Allen Ernstes hatten sie unter der übermächtigen Suggestion Vironets ihre Holzklötzchen und Taschenmesser für Waffen angesehen.

Aber nun kamen Gewehre und Säbel aus den Kellern, man verteilte die Patronen, man ließ sich die Konstruktion der Pistolen erklären.

Inzwischen war Walder zu sich gekommen und schaute verwundert die unbekannten Häuserwände an. „Ah, Vironet.“

„Ja, ich bin's. Ein glücklicher Zufall, daß ich Sie diesen Wüterichen noch entreißen konnte. Man war empört über Sie. Was ist denn vorgefallen? ... Aber nein, jetzt erzählen Sie nichts! Ich habe Wichtigeres zu tun. Kommen Sie mit!“

Sie gingen schnell über den Hof in das Vordergebäude zurück, die Treppe hinauf, durch ein schmales Vorzimmer, durch andere Zimmer, in denen Schreibmaschinenfräuleins lärmten.

In einem großen mehrfenstrigen Raume an der Vorderfront waren die Führer der sozialistischen Bewegung versammelt, Redakteure des „Fortschritt“, darunter Gramner und Lankor, sorgfältig gekleidete Herren von verschiedenstem Alter, zwei oder drei alte Damen. Alle waren beschäftigt, aber man konnte es ihnen leicht absehen, nur aus ängstlicher

Spannung, in Erwartung anderer Dinge beschäftigt. Hie und da fiel knisternd ein Papier zu Boden, rückte ein Sessel. Man besprach sich über Pulte hinweg, diktierte etwas, schrieb. Obwohl das Zimmer geräumig war, konnte man ein Gefühl enger Dunkelheit nicht abweisen. Als ob unsichtbare Wolken in den Fenstern lägen und das Tageslicht nicht zur Wirkung kommen ließen.

Da trat Vironet über die Schwelle, blitzartig, unvermittelt, ein Ereignis, und schrie: „Die Revolution hat begonnen! In wenigen Minuten ist der Feind da!"

Ein sonderbares Geräusch brach los, Erstaunen, Befreiung, Entsetzen. Einige riefen durcheinander: „Das ist ja gegen die Verabredung ... Das ist ja verrückt ... Viel zu früh! ... Wir haben erst elf Uhr."

„Meine Leute sind schon im Hofe. Das Volk rüstet sich zur Schlacht. Ich wiederhole: in wenigen Minuten ist der Feind da. Vorwärts, Kameraden, an eure Posten! Nun schlägt die Stunde, das Panier der Weltfreiheit zu entfalten!" Und da richtete er sich auf, fiebernden Blickes, und hob die Rechte in großem Schwunge. Er hatte nichts in den Händen, aber alle sahen nun das wehende purpurrote Tuch, das er ausspreitete, an goldener Standarte befestigte und hoch emporflattern ließ ...

Man drängte sich nun an ihn heran, aus ihren ängstlichen Ecken und Nischen kamen alle, alle Schutz suchend und vertrauend, in seine Wärme geduckt. Es war erstaunlich, wie er sich von ihnen umringen ließ, wie er ihren Fragen und Zwischenrufen Antwort stand, Auskünfte gab und Siegeszuversicht verbreitete. Er berichtete kurz von dem gestrigen Feste auf Schloß Nornepygge, das er zu dem Zwecke veranstaltet hatte, um die Spitzen der Behörden und der Industrie, besonders aber den Polizeirat Bytten durch eine Orgie zu betäuben und für heute dienstuntauglich zu machen. Nun,

das sei auch gelungen. Wenn der dürre Fuchs heute nicht verkatert in den Federn läge, hätten sie schon längst das ganze Militär auf dem Hals. Mit diesen Worten trat er zum Fenster, wies triumphierend auf die leere Gasse hinunter: „Noch kein Soldat zu sehn! Nun, habe ich recht?“ ... Und obgleich ihm eigentlich eine innere Stimme hätte sagen können, daß er sehr unüberlegt gehandelt und durch seinen Temperamentsausbruch bei der Prüfung die ganze Sache arg verfrüht und gefährdet habe, blieb er fest im Bewußtsein seiner Herrlichkeit, ohne jeden Verdacht gegen sich selbst.

Aber schließlich waren die Redakteure doch kein Pöbel und aus dem Hintergrund des Zimmers klang es leise, aber schrill: „Man hätte doch erst zur festgesetzten Zeit losbrechen sollen. Um ein Uhr.“

Ein anderer schrie, und nun mehrten sich die Unzufriedenen: „Natürlich, wenn in den Fabriken die Arbeitspause beginnt.“

„Die Streikenden aus den Stahlwerken wollten sich erst um zwölf Uhr in den Faubourgs sammeln.“

„Und jetzt können sie gar nicht mehr in die Stadt hereinmarschieren. Die Kasernen liegen dazwischen, gewiß ist das Militär schon konsigniert.“

„Hat man schon die Flugschriften unter die Wachposten verteilt?“

„So genau war alles ausgerechnet!“

„Die Eisenbahnbeamten sind auch noch nicht hier.“

„Wieviel Mann sind denn überhaupt da?“

„Kaum fünfhundert.“

„Wir sind verloren! Die können nicht einmal unser Haus verteidigen. Wir sind verloren! Alles ist zu Ende, ehe es angefangen hat.“

„Wir sind verloren, verloren“ ... Es wimmerte durch das Zimmer. Das Licht, das Vironet hereingeblitzt hatte,

verlosch, düstere beklemmende Luft erfüllte wieder den Raum. Und das Wimmern schwoll an, richtete sich gegen den, der alles verschuldet hatte, drohte ihm mit geballten Fäusten ... Aber Vironet blieb gefaßt, Herr der Lage. Seine Stimme rollte, wie eine sich weiß überschlagende Welle bedeckte sie alles: „Feiglinge! elende Memmen! So also steht es mit eurem Mut, noch ehe die Kugeln pfeifen! Und da glaubt ihr, in zwei Stunden würde das ganz anders sein, eure Erbärmlichkeit plötzlich in Männersinn verwandelt! Das ist eine schlechte Ausrede. Nein, jetzt, jetzt, jetzt müßt ihr kämpfen. Geprahlt und geredet habt ihr ja genug, nun zeigt eure Taten! Vorwärts, hinaus, an die Spitzen des Bürgerheeres."

Nach diesen Worten trat wieder eine Wendung ein. Man war entflammt. Eine Art von wirrer Jugend erschien in den sonst so talentvollen und verhutzelten Gesichtern der Redakteure. Von neuem gebärdeten sie sich als freudige Rebellen, zögerten noch, aber zögerten ohne Nachdruck ... Und das ganze Zimmer glich nun dem Innern eines Menschen, der vor einer großen Entschließung hin- und herschwankt. All diese elegant gekleideten Herren und Damen stellten personifiziert Vernunftgründe dar, logische Motive. Vironet aber war die lebendige Unklarheit, der grauenhafte Wille, das Verlangen nach Sturm.

Er schrie, riß und drohte mit dem Revolver. Er öffnete die Türe und wies die Treppen hinunter: „Dort unten ist euer Platz, Brüder. Es lebe die Freiheit! ... Ueberdies nützt euch eure Angst gar nichts, denn entfliehn könnt ihr ja nicht mehr. Ja, ihr seid gefangen hier, müßt kämpfen auf Tod und Leben."

In diesem Augenblick hörte man ein eigentümliches Knarren und Quietschen. Gramner und Lankor hatten mit großer Anstrengung die eine Wand des Zimmers, die, wie sich jetzt

zeigte, in Scharnieren lief, zur Seite geschoben. Eine Geheimtüre stand offen, schon tauchten die beiden in die dunkle Oeffnung. Man vernahm noch einen höhnischen Zuruf: „Nein, gefangen sind wir noch nicht, Herr Vironet“, dann waren die zwei hastig mit parallelen Bewegungen und polternd im Finstern verschwunden.

„Verräter sind sie,“ gellte Vironet. Und gleich darauf, majestätisch ernst: „Dort unten ist euer Platz, Brüder.“ Alle setzten sich als geschlossene Masse in Bewegung, willenlos, die Treppen hinunter.

Der gefährliche Zwischenfall war überstanden.

Auch Walder wollte sich anschließen. Aber Vironet, der an der Türe stand und alle im Gedränge an sich vorbeidefilieren ließ, hielt ihn am Arm zurück: „Sie sind krank und schwach, bleiben Sie lieber zurück, Herr Nornepygge! Wir brauchen mutige Umrisse, Löwen im Kampfe, Feuer und Blut.“ Da warfen die andern geschmeichelt die Brust heraus und stiegen mit durchgedrückten Knien in den Hof . . .

Es wurde still.

Walder blieb allein im Redaktionszimmer, schaute zum Fenster hinaus.

Unten im klaren Wintermittag war inzwischen die Revolution offenbar in Verlegenheit gekommen. Sie wußte nichts mit sich anzufangen, errötete fast. Alle die Studenten und Arbeiter mit den ungewohnten Mordwerkzeugen in Händen trotteten auf der Straße einher, standen in Knäueln, gingen wieder in den Hof zurück, bewegten sich ohne viel Begeisterung. Wie sollten sie sich benehmen? Von Zeit zu Zeit stimmte man ein Lied an, hielt harmlose Spaziergänger auf, schwenkte die Hüte. Neugierige Leute kamen an die Fenster der Nachbarhäuser, Dienstmädchen standen in den Haustoren und erkundigten sich verwundert, was es denn gäbe. Sollte man sie als Freunde, als Mitbürger behandeln? Oder einfach

ohne Pardon niederknallen? Waren es etwa Spione oder, wie einer sagte, Vorposten des Gegners? Man war ganz ratlos und unschlüssig in bezug auf diese Dinge. Man bohrte in der Nase und scharrte mit den Gewehrkolben im Schnee.

Hallo, hallohо! Da stürmt Vironet mit seinem Stab aus dem Hause. Er trägt ein schwarzes Barett auf dem Kopf, erhebt eine purpurrote Fahne. Nun kommt, hallohо, alles in Bewegung, auf einmal weiß jeder, was not tut. Vironet winkt, spricht ein paar Worte, tiriliert vor Kampflust. Alle jauchzen, alle ohne Ausnahme heben die Hände. Er hat gesagt: „Wer mir folgen will, bis in den Tod, der hebe die Hand." Da haben alle die Hände gehoben.

Dann werfen sie sich in die Nachbarhäuser, schleppen Geräte, Einrichtungsgegenstände auf die Straße, schleudern Tische und Schränke aus den Fenstern. Eine Barrikade, eine Barrikade soll gebaut werden. Man reißt das Pflaster auf, wirft vorüberfahrende Droschken um, trägt alles zu einem Wall zusammen, der mit angeschichteter Erde recht breit und fest geklebt wird, so, und oben drauf stopft man die Möbel, die Badewannen, alles, und jetzt sollen sie nur kommen, die Tyrannen!

Da sind sie schon.

Trommeln wirbeln, Schritte lassen die Straße dröhnen, Kommandorufe aus verschiedenen Entfernungen: Halt . . . Ha—alt . . . Unerschütterlich wie eine blaue Mauer sperren die Soldaten die Straße, durch die Uniformen gleichsam zu einer einzigen Waffe verschmolzen, die scharfen Bajonettmesser hinter den vielen Schultern starren in die Luft, eine umgestülpte Riesen-Egge. Da gradaus stehen sie, prompt und hart. Ein junger zartwangiger Offizier läßt sie zurück, reitet an die Barrikade heran, über die jetzt kein einziger Kopf hervorlugt. Hinter ihr aber wimmelt es, man besteigt in zappeliger Hast den Damm, legt an, oder man baut an der zweiten

Barrikade etwas weiter rückwärts, um sich gegen eine Umgehung zu sichern.

Der Offizier reitet vor, pariert das Pferd knapp vor dem Wall, redet erfolglos zu einem unsichtbaren Gegner. Dann zieht er den Säbel, hebt ihn hoch auf, silbern in das Sonnenlicht. Hinter ihm knattern die Gewehrriemen, im Sturmschritt mit gefällten Bajonetten rückt die Kolonne vor.

Ein grauenvoller Knall! Das Fenster zittert! Walder springt zurück.

Die Aufständischen haben eine Salve abgegeben. Sie muß eine entsetzliche Verwüstung, ein Blutbad unter den Angreifern angerichtet haben. Niemand von ihnen hat geahnt, daß die Rebellen mit Schießwaffen versehen sind ...

Walder war vom Fenster zurückgesprungen. Am ganzen Leibe zuckend drückte er das Gesicht auf ein Stehpult in der verborgensten Ecke ...

Sonderbar dies alles! Er verstand die Zusammenhänge nicht, sah nur, wie Vironet alles am Schnürchen hielt. Derselbe Vironet, der gestern das Fest so imperatorisch geleitet hatte. Ein Impresario der Massenraserei! ... Wie eine unklare Vorstellung überfiel es ihn, daß diese Emeute irgendwie nur eine Fortsetzung des gestrigen Balles sei. Und alles nur zur Feier seiner Vereinigung mit Lotte, an die zu denken er die ganze Zeit über nicht abgelassen hatte; alles nur wie die Berlioz-Symphonie ... Berlioz, du hast gelogen! ... Symbole seiner innern Umwälzung; Salutschüsse der Welt, da der Friede in sein Herz einzog ... Während draußen vor dem Fenster peinliche und rätselhafte Geräusche entstanden, Trompetensignale, Tritte, lange Rufe, dachte Walder an den Walzer mit Lotte, den umschlungenen Tanz ewiger Freude, dachte an die aufgeregten wachen Nachtstunden nachher an seinem Schreibtisch, in denen er an Guachen geschrieben, seinen Austritt aus der Differenzierten-Loge gemeldet und den

Klubgenossen den Pavillon entzogen hatte. Welche Fülle von Ereignissen seither! Heute morgen der Spaziergang. Dann die Gerichtssitzung, in der der Satan Guachen sich sofort gerächt hatte . . . merkwürdig, daß dieser Krüppel, der keiner Freundschaft fähig war, so hassen konnte . . ., indem er Walder als den einzig Schuldigen in der Irrenhausaffäre darzustellen wußte. Das Urteil, nur eine Geldstrafe dank Guachens vorherigen Listen, die er jetzt wohl gern ungeschehen gemacht hätte. Der Wutausbruch der gereizten Menge gegen die Regierung und gegen Walder. Auf der Treppe das Dazwischentreten Vironets. Jetzt heller Aufruhr in nächster Nähe . . . Ja, war das alles möglich? Träumte er nicht? . . .

Von neuem krachten jetzt draußen die Salven. Bisher war eine Pause durch den Rückzug des Militärs eingetreten. Walder öffnete das Fenster, beugte sich vorsichtig vor. Dort draußen in der Allee ragte jetzt als Deckung für die Truppen eine Gegenbarrikade, man beschoß die Aufständischen . . . Trommeln in der Nebenstraße. Auch von hier aus rückten frische Regimenter an, der Kampf wurde von beiden Seiten geführt. Unermüdlich trafen die Reserven ein, verschanzten sich, besetzten die Häuser und schossen aus der Höhe in den zusammengedrängten Haufen der Zivilisten. Hoch auf der einen Barrikade ragt Vironets dunkle Gestalt. Hinter einem schwarzen Klavier, das da obenauf liegt, hat er Posten gefaßt. Er schießt nicht, aber keinen Moment ist er ruhig. Ohne Unterlaß brüllt er, feuert seine Leute an, gibt seine Weisungen, zeigt mit den Händen. So heftig ist er in Bewegung, daß man ihn fast an mehreren Orten zugleich sieht, wie eine Radspeiche. Von ihm scheint alle Kraft und Widerstandsfähigkeit der Dämme und Menschen auszuströmen.

Aber die Getreuen sinken. Blutströme springen über die schmutzigen Sparren, Körper rollen wie Kleiderbündel umher, das Geheul der Verwundeten zerfetzt die Luft, die Ver-

teidiger schießen und laden und schießen mit irren Mienen, wie geistesabwesend. In dem engen Raum zwischen den beiden Barrikaden der Aufständischen scheint aller Jammer der Welt zusammengedrängt. In der Mitte auf der schwarzen zerstörten Straße liegen die Toten, hüpfen die Verletzten weinend mit zerschmetterten Händen, elegante Herren ohne Arme, Damen mit blutenden Gesichtern. Rechts und links auf den Wällen bewegte Menschenanhäufungen, sie laden und schießen. Und jetzt splittern die Balken mit dumpfem leisem Knall, zerfallen in gelbes Pulver, die Steine fallen auseinander, was oben liegt, sinkt ein, Breschen klaffen, sofort von zuckenden blutsprühenden Gliedmaßen ausgefüllt. Die Verteidiger schießen und laden. Ein Knabe lächelt wehmütig, da ihm die Mütze vom Kopf geschossen wird. Im nächsten Augenblick greift er sterbend nach einem roten Riß an seinem Halse. Und Vironet drängt, stachelt, spreitet die purpurne Oriflamme aus . . .

Plötzlich steht er im Zimmer, neben Walder, der sich erstaunt ihm zuwendet. Soeben noch hat er ihn unten auf der Barrikade gesehen. War es eine Sinnestäuschung?

Vironet schreit: „Es ist zu Ende! Schnell, wir fliehn.“

Und durch die Geheimtüre, durch die vorhin die zwei Redakteure, die Verräter, davongerannt sind, zerrt ihn der Riese mit sich, zerrt ihn über faule knackende Holzstufen, durch nasse Kellergewölbe mit glänzenden Wänden. Jetzt sind sie irgendwo tief unten angelangt, in einer Katakombe unter den Straßen. Ein Schacht führt sie schräg aufwärts, eilig ans Licht, in eine Holzbaracke, von da an Lagerhäusern vorbei über eine niedrige Mauer zum Bahnhof.

Gerettet!

Schnell besteigen sie ein Mietsautomobil aus der langen Reihe, die hier bereit steht. „Nach Schloß Nornepygge!“ Der Chauffeur ergreift das Steuerrad . . . Da rasselt gerade

auf der Bahnhofstraße eine Batterie schwerer Kanonen herbei, im Galopp, alle blinken gelblichweiß, scheinen unwiderstehlich, präzis und wild. Die Pferde greifen aus, die Mannschaften neben den Geschützen wanken und schütteln sich, vorüber rast der Zug in die Richtung des Redaktionsgebäudes, von wo entfernte ununterbrochene Gewehrsalven als ein einziger langausgehaltener Knall her tönen ...

Ein Schauder überfällt Walder, er denkt an die wehrlosen fünfhundert Menschen, an die treulos verlassenen ...

Das Automobil aber läuft schon glatt auf der Straße zwischen den beschneiten Feldern. In der Ferne sieht man Villen, überragt von der Rotunde des Schlosses.

Die Beine der Marie Leonore
Von
Rudolf Leonhard

beide Augen geblendet hatte. Vor diesen blutigen Löchern empfand Marie Leonore plötzliche Scham; sie blickte an sich hinunter, sah ihre Brüste wie zum ersten Male, sah die schlanke Form ihrer Beine im dünnen Strumpfe gebildet. Sie fühlte nun, daß sie zu schnell gegangen und müde sei. Sie verwirrte sich, und zögerte vor dem Alten. Der spürte eine Gestalt vor seinem blinden Gesicht, daß er voller Angst und böse die Hand vorstreckte, die feucht auf ihre Schulter tastete und auf dem Fleisch erschrak. Marie Leonore fuhr zurück, und stieß an ein flatterndes Weib. Unflätige Witze prallten nun auf sie, große Fäuste flogen, Knie stießen in ihren Leib. Sie begann vor einem wachsenden Haufen, der sie johlend verfolgte, zu laufen, jetzt erst hörte sie die stürmenden Glocken. Sie stolperte und schwankte, die Füße brannten auf den Steinen, das schwarze Tuch ging von den Hüften auf, und die schwarzen Strümpfe rutschten. Steine trafen sie ins weiche Fleisch, Schläge fielen von hinten auf ihre Beine und Schultern. Sie lief besinnungslos auf eine Barrikade zu. Ein verstörtes Gesicht hob sich heraus, ein Revolverlauf blitzte. Taumelnd erreichte sie den Bau, krallte die Hand hoch in ein heraushängendes dickes rotes Fahnentuch und brach darunter blutend und fast nackt zusammen.

Die Trommel Luzifers
Von
Gustav Meyrink

Polyxena stand in der Sakristei der Kapelle „Allerheiligen" im Dom und ließ, stumm und in Erinnerungen versunken, mit sich geschehen, daß Bozena und eine andere Dienerin, die sie nicht kannte, ihr ein morsches, zerschlissenes, moderig riechendes Gewand, mit erblindeten Perlen, Gold und Juwelen bestickt, — geraubt aus der Schatzkammer — über daß weiße Frühlingskleid legten, das sie trug, und es beim Schein der hohen, armdicken Wachskerzen mit Nadeln und Spangen feststeckten.

Die letzten Tage lagen hinter ihr wie ein Traum.

Sie sah sie vorüberschweben wie Bilder, die noch einmal aufwachen wollen, ehe sie für immer schlafen gehen, wesenlos, schattenhaft und vom Nachfühlen abgetrennt, als gehörten sie einer Zeit an, die niemals existiert hat, — langsam sich abrollend, von einem matten, stumpfen Licht umflossen.

Wie eins nach dem andern verschwindet, tritt jedesmal in den Zwischenräumen die dunkelbraune Maserung der alten, wurmstichigen Kirchenschränke hervor, als wolle der Hauch der Gegenwart sich melden und wispern, daß sie noch lebe.

Bis zu der Stunde, als sie aus der Daliborka geflohen und durch die Straßen geirrt war, um auf halbem Wege abermals zu dem Wärterhäuschen im Lindenhof zurückzulaufen und die ganze Nacht bei dem vor Herzkrämpfen bewußtlosen Geliebten zu sitzen mit dem festen Entschluß, ihn nie mehr zu verlassen, — konnte Polyxena in ihren Erinnerungen zurückfinden; alles, was vorher lag: die Umgebung ihrer Kindheit, das ganze Dasein bis dahin, ihre Klosterzeit, die unter Greisen, Greisinnen, verstaubten Büchern und trostlosen, aschgrauen Dingen aller Art verbrachten Jahre — — alles schien ihr unwiederbringlich versunken, als hätte es statt ihrer ein empfindungsloses Porträt erlebt. —

Aus diesem schwarzen Hintergrund drangen jetzt Worte



hervor, und Bilder aus den jüngst vergangenen Tagen reihten sich an:

Sie hört den Schauspieler reden wie damals in der Daliborka, aber eindringlicher noch und zu einer kleinen Versammlung: zu den Aufrührern der „Taboriten“, zu ihr und zu Ottokar. — Es ist in einer schmutzigen Stube eines alten Weibes, das man die „böhmische Liesel“ nennt. — Eine Lampe schwelt. — Einige Männer lehnen umher und lauschen den Worten des Besessenen. Sie glauben wieder, wie in der Daliborka, er sei in Jan Zizka, den Hussiten, verwandelt.

Auch Ottokar glaubt es. —

Nur sie allein weiß, daß es nichts als Erinnerungen an eine alte, vergessene Legende sind, die aus ihrem Hirn, formengewinnend, hinüberwandern in das des Schauspielers, um dort zu spukhafter Wirklichkeit zu werden. — Ohne daß sie es beabsichtigt: das magische „Aweysha“ strömt aus ihr, aber sie kann es nicht hemmen und nicht lenken, — es wirkt selbsttätig, scheint anderen als ihren Befehlen zu gehorchen — es wird nur in ihrer Brust geboren und dort entspringt es, aber die Zügel führt eine fremde Hand. Die unsichtbare Hand ihrer gespenstischen Ahne Polyxena Lambua mag es sein, fühlt sie.

Dann wieder zweifelt sie daran und möchte glauben, daß es das Gebet der Stimme im Lindenhof ist, das um Stillung der Sehnsucht Ottokars nach Erfüllung ringt und die magische Kraft des Aweysha in Bewegung setzt. — Ihre eigenen Wünsche sind gestorben. — „Ottokar soll gekrönt werden, wie er es in seiner Liebe um meinetwillen begehrt, und sei es auch nur für eine kurze Stunde. — Ob ich dabei glücklich werde, — was kümmert's mich!“ — das ist das einzige, was in ihr noch wunschhaft flüstern kann, und auch das spricht eher ihr Konterfei als sie selber: — dahinter verbirgt sich vampirgleich der unsterbliche Keim der alten blutdürstigen

Brandstifterrasse, der sich auf sie vererbt hat seit Geschlechtern und sie nur vorschiebt als Werkzeug, um teilzuhaben am Leben und der Furchtbarkeit der herannahenden Geschehnisse. — Sie sieht vor sich in den Gesten und Reden des Schauspielers, wie die Sage von Zizka, dem Hussiten, allmählich sich wandelt und sich der Gegenwart anpaßt; — ihr graut.

Sie sieht das Ende voraus: das Gespenst Jan Zizkas wird die Wahnwitzigen in den Tod führen.

Und Bild um Bild wirbelt das magische „Aweysha" ihre Vorahnungen ins Reich des Körperlichen hinein, auf daß Ottokars Sehnsucht aus einem Luftschloß zu Wirklichkeit werde: Zrcadlo befiehlt mit der Stimme Zizkas, daß Ottokar gekrönt werden soll, und besiegelt die prophetischen Worte, indem er den Gerber Stanislaw Havlik das Amt überträgt, aus seiner Haut eine Trommel zu fertigen; dann stößt er sich selbst ein Messer in Herz.

Der Weisung gemäß beugt sich Havlik über die Leiche. — —

Die Männer fliehen, von Grausen gepackt.

Nur sie hält es unerbittlich an der Türe fest: das Konterfei in ihr will zusehen — will zusehen.

Endlich, endlich hat der Gerber sein blutiges Werk vollbracht. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein anderer Tag taucht vor ihr auf:

Stunden des Rausches und verzehrende Liebe kommen und schwinden.

Ottokar hält sie umfangen und spricht zu ihr von einer nahenden Zeit des Glücks, der Pracht und der Herrlichkeit. — Mit allem Glanz der Erde will er sie umgeben. Keinen Wunsch wird sie haben, den er ihr nicht erfüllen könnte. — Unter seinen Küssen zerbricht die Phantasie die Fessel „Unmöglichkeit". Aus der Hütte im Lindenhof wird ein Palast.

— Sie sieht in seinen Armen das Luftschloß erstehen, das er für sie baut. — Er reißt sie an sich und sie fühlt, daß sie sein Blut empfängt und Mutter sein wird. — Und sie weiß, daß er sie damit unsterblich gemacht hat, — daß aus der Brunst die Inbrunst keimen wird — daß aus Verweslichem das Unverwesliche sprießt: das ewige Leben, das eins aus dem andern gebiert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein neues Erinnerungsbild: die Zyklopengestalten des Aufruhrs sind wieder um sie her: Männer mit ehernen Fäusten, in blauen Blusen, Scharlachbinden um die Aermel.

Sie haben eine Leibwache gebildet.

Nennen sich nach dem Vorbild der alten Taboriten: „Die Brüder vom Berge Horeb".

Tragen Ottokar und sie durch die rotbeflaggten Straßen.

Wie Blutschwaden wehen die Fahnen von den Häusern.

Eine heulende, rasende Menge mit Fackeln neben ihnen und hinter ihnen drein:

„Hoch Ottokar Borivoj, Kaiser der Welt, und seine Gemahlin Polyxena!" — —

Sie hört den Namen „Polyxena" fremdartig, als gelte er nicht ihr: sie spürt, daß das Konterfei der Ahne in ihr triumphiert und die Huldigung auf sich bezieht.

Wenn das Brüllen für Sekunden verstummt, lacht grell die Trommel des Gerbers Havlik auf, der, in ekstatischer Wildheit die Zähne gefletscht — ein Tigermensch — dem Zuge voranschreitet.

Aus Seitengassen gellt Todesschrei und Kampfgetöse; vereinzelte Volkshaufen, die Widerstand leisten, werden niedergemetzelt.

Sie ahnt dumpf, daß es auf den stummen Befehl des Bildnisses in ihrer Brust geschieht, und ist voll Freude, daß Ottokars Hände rein von Mord bleiben.

Er hält sich an den Köpfen der Männer, die ihn tragen, und sein Gesicht ist weiß. — Er hält die Augen geschlossen. —

So geht es die Schloßstiege empor zum Dom.

Eine Prozession des Wahnsinns.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Polyxena kam zu sich; statt der Bilder ihrer Erinnerung umgaben sie wieder die kahlen Wände der Sakristei und die Maser der alten Schränke wurde deutlich.

Sie sah, daß Bozena sich niederwarf und den Saum ihres Kleides küßte! — sie suchte in den Mienen des Mädchens zu lesen:

Keine Spur von Eifersucht oder Schmerz darin. Nur Freude und Stolz.

Dröhnend fielen die Glocken ein und ließen die Flammen der Kerzen erzittern. — —

Polyxena trat ins Kirchenschiff.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Anfangs war sie wie blind in der Finsternis, — allmählich erst sah sie unter den gelben und roten Lichtern die tragenden silbernen Leuchter erstehen. — —

Dann ringen schwarze Männer mit einer weißen Gestalt zwischen den Säulen und wollen sie zwingen, zum Altar zu gehen:

Der Priester, der sie trauen soll.

Sie sieht: er weigert sich, — wehrt sich, hebt ein Kruzifix in die Höhe.

Dann: Ein Schrei. Ein Fall.

Man hat ihn erschlagen.

Getümmel.

Warten. — Gemurmel. — Totenstille.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann wird die Kirchentür aufgerissen.

Fackelglanz fließt von draußen in den Raum.

Die Orgel erschimmert rötlich.

Sie bringen einen Mann in brauner Kutte geschleppt.

Sein Haar ist schneeweiß.

Polyxena erkennt ihn: es ist der Mönch, der täglich in der Georgskrypte den gemeißelten schwarzen Stein: „die Tote, die eine Schlange statt eines Kindes unter dem Herzen trug", erklärt. — —

Auch er weigert sich, zum Altar zu gehen!

Drohende Arme recken sich nach ihm.

Er schreit und fleht, deutet auf die silberne Statue des Johann von Nepomuk. — Die Arme sinken nieder. — Man horcht, was er spricht. Verhandelt.

Murren.

Polyxena erklärt: er ist bereit, Ottokar und sie zu trauen, — jedoch nicht vor dem Altar.

„Er hat sein Leben gerettet," begreift sie, „aber nur für eine kurze Spanne Zeit. — Man wird ihn erschlagen, sowie er den Segen gesprochen hat." —

Im Geiste sieht sie wieder die Faust des furchtbaren Zizka, wie sie schmetternd auf einen Schädel niedersaust, und hört seine Worte:

„Kde más svou pleš! — Mönch, so hast du deine Tonsur!"

Diesmal wird sein Schemen die Faust der Menge führen, weiß sie. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man trägt eine Bank vor die Statue und legt einen Teppich über die Fliesen.

Ein Knabe kommt durch den Gang geschritten und bringt auf einem Purpurkissen einen elfenbeinernen Stab.

„Das Zepter Herzog Borivojs des Ersten!" geht ein Raunen durch die Menge.

Man reicht es Ottokar.

Er nimmt es wie im Traum und kniet im Herrschermantel nieder.

Polyxena neben ihm.

Der Mönch tritt vor die Statue.

Da ruft laut eine Stimme:

„Wo ist die Krone?!"

Unruhe erfaßt das Volk, und es wird erst wieder still, als der Priester die Hand hebt.

Polyxena hört seine bebenden Worte. — Worte der Andacht und der Fürbitte, wie sie der Gesalbte gesprochen, und es überläuft sie wie Frost bei dem Gedanken, daß sie aus einem Munde kommen, der sich noch in derselben Stunde für ewig schließen soll. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Trauung war vorüber.

Jubel brauste durch den Dom und erstickte einen leisen, wimmernden Schrei.

Polyxena wagte nicht, sich umzusehen: sie wußte, was geschehen war.

„Die Krone!" gellte wieder eine Stimme auf.

„Die Krone! Die Krone!" — hallt es von Bank zu Bank. — —

„Bei der Zahradka ist sie versteckt," schreit jemand.

Alle drängen zur Tür.

Ein wildes Gewoge:

„Zur Zahradka! Zur Zahradka! — Die Krone! — Holt die Herrscherkrone!" — —

„Sie ist aus Gold! Mit einem Rubin auf der Stirn!" — kreischt es von der Chorgalerie. — Die Bozena ist es, die immer alles weiß.

„Rubin auf der Stirn," läuft der Erkennungsruf von Mund zu Mund, und alle sind überzeugt, als hätten sie den Stein mit eigenen Augen gesehen. —

Ein Mann steigt auf einen Sockel. — Polyxena sieht: es ist der Lakai mit dem stieren Blick.

Er fuchtelt mit den Armen in der Luft herum und schrillt beutegierig, so daß seine Stimme überschnappt:

„Im Wallensteinpalais liegt die Krone.“

Niemand zweifelt mehr:

„Im Wallensteinpalais liegt die Krone.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hinter der johlenden Meute her zogen finster und schweigsam die „Brüder vom Berge Horeb“, wieder — wie auf dem Gang zum Dom — Ottokar und Polyxena auf den Schultern.

Ottokar trägt den Purpurmantel des Herzogs Borivoj und in der Hand das Zepter.

Die Trommel ist stumm.

Unversöhnlicher Haß gegen den lärmenden Pöbel, der in einem Atem begeistert sein kann und nach Raub und Plünderung lechzend, steigt heiß in Polyxena auf. — „Aerger als die Bestien sind sie und feiger als die feigsten Köter“ — und sie denkt mit tiefer, grausamer Befriedigung an das Ende, das unabwendbar kommen muß: Das Rasseln der Maschinengewehre und — ein Berg von Leichen.

Sie blickt zu Ottokar hin und atmet befreit auf: „Er sieht und hört nicht. Ist wie im Traum. Gebe Gott, daß ihn ein schneller Tod ereilt, ehe das Erwachen kommt!“

Was mit ihr selbst geschehen wird, ist ihr gleichgültig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Tor des Wallensteinpalais ist fest verrammelt.

Die Menge will die Gartenmauer erklimmen — fällt mit blutigen Händen zurück: Flaschenscherben und eiserne Spitzen überall auf den Simsen. — —

Einer der Männer bringt einen Balken.

Hände packen zu.

Zurück und vor. Zurück und vor: mit dumpfem Krach

Breschen in die Eichenplanken schlagend, rennt das Ungetüm wieder und wieder auf das Hindernis los, bis sich die eisernen Angeln verbiegen und die Pforte in Trümmer birst. — — —

Ein Pferd, rot gezäumt, mit gelben, gläsernen Augen, steht mitten im Garten, auf dem Rücken eine Scharlachdecke und die Hufe auf ein Brett mit Rädern geschraubt.

Es wartet auf seinen Herrn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Polyxena sah, daß Ottokar den Kopf vorbeugte, es anstarrte und die Hand auf die Stirn legte, als käme er plötzlich zu sich.

Dann trat einer der „Brüder vom Berge Horeb“ an das ausgestopfte Pferd heran, ergriff es beim Zügel, rollte es auf die Straße, und sie hoben Ottokar hinauf, indes die Rotte mit lodernden Fackeln in das offene Haus hineinstürmte.

Fenster fielen prasselnd auf das Pflaster, das Glas zerschellte in tausend Splitter, hinabgeschleudertes Silberzeug, vergoldete Harnische, juwelengeschmückte Waffen und bronzene Standuhren flogen klirrend von den Prellsteinen auf und häuften sich zu Bergen: Keiner der „Taboriten“ streckte die Hand danach aus.

Man hörte das laute Knirschen, wie die drinnen mit Messern die Gobelins an den Wänden zerfetzten.

„Wo ist die Krone?“ schreit der Gerber Havlik hinauf.

„Die Krone ist nicht hier.“ — Gebrüll und Gelächter. — „Sie wird bei der Zahradka sein,“ kommt's nach einer Weile aus wiehernden Mäulern zurück. —

Die Männer heben das Brett mit dem Pferd auf ihre Schultern, stimmen ein wildes hussitisches Lied an und marschieren, vor sich die bellende Trommel, zur Thunschen Gasse.

Hoch über ihnen, in wehendem Purpur, sitzt Ottokar auf dem Rosse Wallensteins, als reite er über ihre Köpfe hinweg. — — —

Der Eingang zur Gasse war durch Barrikaden versperrt; eine Schar alter ergrauter Diener, angeführt von Molla Osman, empfing sie mit Revolverschüssen und einem Hagel von Steinwürfen.

Polyxena erkennt den Tataren an seinem roten Fez.

Um Ottokar vor Gefahr zu schützen, richtet sie unwillkürlich einen Strom von Willen auf die Verteidiger; — das „Aweysha" fährt, fühlt sie, wie ein Blitz in ihre Reihen, so daß sie, von panischem Schrecken gepeitscht, die Flucht ergreifen.

Nur auf Molla Osman übt es keine Wirkung.

Er bleibt ruhig stehen, hebt den Arm, zielt und schießt.

Ins Herz getroffen wirft der Gerber Stanislaw Havlik die Arme empor und bricht zusammen.

Das Kläffen der Trommel ist jäh verstummt.

Doch gleich darauf — Polyxena gerinnt das Blut vor Grauen — fängt es wieder an, dumpfer, gräßlicher, aufpeitschender noch als früher. — In der Luft, von den Mauern widerhallend, aus der Erde heraus — — überall.

„Es gellt mir nur in den Ohren. Es ist unmöglich. Ich irre mich," sagt sie sich vor und sucht mit den Augen: der Gerber liegt auf dem Gesicht, die Finger in die Barrikaden verkrallt, aber die Trommel ist fort, — nur ihr Wirbeln, plötzlich schrill und hoch geworden, rast im Wind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die „Taboriten" räumten in fliegender Eile die Steine zur Seite und machten den Weg frei.

Der Tatar schoß und schoß, dann warf er seinen Revolver weg und lief im Trab die Gasse hinauf, ins Haus der Gräfin Zahradka, dessen Fenster hell erleuchtet waren.

Unablässig das entsetzliche Trommeln im Ohr, sieht Polyxena sich im Sturm vorwärts getragen, neben sich das rasende, schwankende, tote Pferd, von dem ein betäubender Geruch nach Kampfer ausgeht.

Hoch oben Ottokar.

In dem irren Schein der sich kreuzenden Lichter und Flammen der Fenster und Fackeln glaubt Polyxena einen schattenhaften Menschen dahinhuschen zu sehen, bald auftauchend, bald wieder verschwindend, — bald da, bald dort.

Er ist nackt, wie ihr scheint, und trägt eine Mitra auf dem Kopf, doch kann sie ihn nie genau unterscheiden. — Er bewegt die Hände vor der Brust, als rühre er eine unsichtbare Trommel.

Als der Zug vor dem Hause hielt, stand er plötzlich am oberen Ende der Gasse, ein Gebilde aus Rauch, — ein schemenhafter Tambour — — und das Rasseln der Pauke kam wie aus weiter Ferne her.

„Er ist nackt; seine eigene Haut ist auf die Trommel gespannt. Er ist die Schlange, die in den Menschen wohnt und sich häutet, wenn sie sterben. — Ich — — Grundwasser —“ — die Gedanken Polyxenas verwirren sich.

Dann sieht sie das weiße haßverzerrte Gesicht ihrer Tante Zahradka über den Eisenstäben des Balkons im ersten Stock, hört sie grell und spöttisch lachen und schreien: „Weg da, ihr Hunde! Weg da!“

— Das Brüllen der Menge, die, nachdrängend, die Straße heraufzog, kam näher und näher:

„Die Krone! — Sie soll die Krone herausgeben! — Sie soll ihrem Sohn die Krone geben!“ heulten die Stimmen wütend durcheinander. — —

„Ihr Sohn?!“ jubelt Polyxena auf, und eine wilde unbändige Freude zerreißt sie fast. „Ottokar ist von meiner Rasse!“ — —

„Was? — was wollen sie?“ fragt die Gräfin, nach rückwärts gewendet, ins Zimmer hinein.

Polyxena sieht von unten den Kopf des Tataren nicken und irgend etwas antworten, hört den beißenden Hohn, der aus der Stimme der Alten klingt:

„Gekrönt will er sein, der — der Vondrejc! — Ich werde sie ihm selber aufsetzen — die Krone!“

Dann geht die Alte rasch ins Zimmer.

Ihr Schatten erscheint hinter den Gardinen, beugt sich nieder, als hebe er etwas auf, und richtet sich wieder empor.

Unten am Tor hämmern zornige Fäuste: „Aufmachen! Die Brecheisen her! — Die Krone!“

Gleich darauf tritt die Gräfin Zahradka wieder auf den Balkon hinaus, — die Hände auf dem Rücken.

Ottokar, im Sattel des auf den Schultern der Männer stehenden Pferdes, ist mit dem Gesicht fast in gleicher Höhe mit dem ihrigen, und nur durch einen geringen Zwischenraum davon getrennt.

„Mutter! Mutter!“ hört Polyxena ihn aufschreien. Dann schießt ein Feuerstrom aus der Hand der Greisin:

„Da hast du deine Königskrone, Bastard!“ — —

In die Stirn getroffen, stürzt Ottokar kopfüber vom Pferd.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Betäubt von dem furchtbaren Knall, kniete Polyxena neben dem Toten, rief immer wieder seinen Namen und sah nur, daß ein Blutstropfen auf seiner Stirne stand, wie ein Rubin.

Sie konnte das Geschehene nicht erfassen.

Endlich verstand sie und wußte wieder, wo sie war.

Aber sie sah nur spukhafte Bilder ringsum: ein rasendes Menschengetümmel, das das Haus stürmte — ein umgefallenes Pferd, an dessen Hufen ein grünes Brett befestigt war: Ein ins Riesenhafte vergrößertes Spielzeug.

Und daneben Ottokars schlafendes Gesicht! — „Er träumt wie ein Kind vom Weihnachtsabend,“ — dachte sie bei sich.

„Sein Gesicht ist ruhig! — Das kann doch unmöglich der Tod sein! Und das Zepter! — Wie wird er sich freuen, wenn er aufwacht und sieht, daß er es immer noch hat!“ — — — —

„Warum nur die Trommel so lange schweigt?" — Sie blickt auf — „Freilich, der Gerber ist doch erschossen." —

Es kommt ihr alles so selbstverständlich vor: — daß die rote Lohe aus dem Fenster schlägt — daß sie wie in einer Insel sitzt, von einem brüllenden Menschenstrom umwogt — daß im Haus drin ein Schuß fällt, genau so absonderlich hallend und ohrenzerreißend wie vorher der erste — daß plötzlich die Menge sich, wie von Entsetzen ergriffen, zurückstaut und sie allein bei dem Toten läßt — daß die Luft um sie her aufschreit: „Die Soldaten kommen!"

— „Es ist nichts Wunderbares dabei; — ich hab' doch immer gewußt, daß es so kommen muß!" — Neu und fast merkwürdig erscheint ihr nur, daß der Tatar mit einemmal mitten aus der Feuersbrunst auf den Balkon treten kann und mit einem Satz herabspringt, — daß er ihr zuruft, ihr nachzugehen, — ein Befehl, dem sie Folge leistet, ohne zu wissen, warum, — daß er die Gasse hinaufrennt, die Hände in die Höhe streckt, und daß dort oben eine Reihe Soldaten mit bosnischem, rotem Fez steht, die Gewehre an der Wange, und ihn durchläßt.

Dann hört sie, daß der Unteroffizier sie anbrüllt, sie solle sich niederwerfen.

„Niederwerfen? Warum? — Weil sie schießen werden? — Glaubt der Mensch: ich fürchte mich, daß sie mich treffen? — Ich trag' doch ein Kind unter dem Herzen! Von Ottokar. — Es ist unschuldig, wie könnten sie es töten! — Der Keim der Rasse Borivoj, die nicht sterben kann, die nur schläft, um immer wieder aufzuwachen, ist mir anvertraut. — Ich bin gefeit."

Eine Salve kracht dicht vor ihr, so daß sie von der Erschütterung einen Herzschlag lang die Besinnung verliert, aber sie schreitet gelassen weiter.

Hinter ihr ist das Geschrei der Menge jählings erloschen.

Die Soldaten stehen wie Zähne eines Rachens, dicht einer neben dem andern. Halten immer noch die Gewehre an der Wange.

Nur einer tritt klirrend zur Seite und läßt sie durch die entstehende Lücke. — —

Sie wandert in den leeren Rachen der Stadt hinein und glaubt das Trommeln des Mannes mit der Mitra wieder zu hören, gedämpft und mild, wie aus weiter Ferne; er führt sie, und sie geht ihm nach und kommt am Palais Elsenwanger vorüber:

Das Gittertor herausgerissen, — der Garten ein Trümmerfeld; glimmende Möbel, die Bäume schwarz und die Blätter verkohlt.

Sie wendet den Kopf kaum: „Warum soll ich hinschaun! Ich weiß doch: da liegt das Bild der — Polyxena. — Jetzt ist es tot und hat Ruhe;“ — sie blickt an sich herunter und staunt über das Brokatgewand, das ihr weißes Kleid verhüllt.

Dann erinnert sie sich: „Ja, ja, wir haben doch ‚König und Königin‘ gespielt! — — Ich muß es schnell ausziehen, ehe das Trommeln aufhört und der Schmerz kommt.“

Dann steht sie an der Mauer von Sacré Coeur und zieht die Glocke:

„Dort drin, will ich, daß mein Bild hängt.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Märtyrer

Von

Valerius Brjussoff

Diesen Brief schrieb mir mein unglücklicher Freund Alexander Athanatos nach seiner wunderbaren Rettung als Antwort auf meine dringenden Bitten, jene fabelhaften Szenen zu beschreiben, als deren einziger lebendiger Zeuge er verblieb. Den Brief fingen die Agenten der zeitweiligen Regierung ab und vernichteten ihn als ein schädliches und sittenloses Werk. Erst nach dem tragischen Tode meines Freundes, als mir alle seine hinterlassenen Sachen zugestellt wurden, fand ich inmitten seiner Papiere das Konzept zu dieser Erzählung; alsdann erfuhr ich denn auch das Schicksal des eigentlichen Briefes.

Diese wahrhafte und, soweit ich beurteilen kann, vorurteilslose Geschichte eines der charakteristischen Begebnisse, welche im Beginne jener riesigen geschichtlichen Bewegung, die ihre Anhänger heute die „Weltrevolution" nennen, vor sich ging, braucht man, schätze ich, nicht dem Vergessen anheimzugeben. Die Niederschriften Alexanders illustrieren natürlich nur einen winzigen Teil des, was in der Hauptstadt an jenem denkwürdigen Tage des Aufstandes geschah, sind dafür aber für einige Fakten die einzigen Quellen, aus der künftige Historiker ihr Wissen schöpfen werden. Das Bewußtsein dieses Umstandes, schätze ich, veranlaßte den Autor, seine Worte mit besonderer Aufmerksamkeit zu wägen, und, ungeachtet eines gewissen blütenreichen Stiles, im Rahmen strengster historischer Wahrhaftigkeit zu bleiben.

Zum Schluß kann ich nicht umhin, jenem Lande, das mir ein Asyl bot, meine Dankbarkeit auszudrücken und meine Freude darüber, daß es auf der Erde noch einen Ort gäbe, wo sich die Freiheit des gedruckten Wortes bewahrte und wo man ruhig Meinungen aussprechen könne, die nicht unbedingt zu einer Lobpreisung der zeitweiligen revolutionären Regierung neigen.

„Du weißt, daß ich, wie viele, dem Ausbruche der Revolution völlig unvorbereitet gegenüberstand. Allerdings gingen dunkle Gerüchte, es wäre zum Neujahrstage ein allgemeiner Aufstand angekündigt, aber die letzten unruhevollen Jahre lehrten uns, solchen Warnungen nicht besonders zu trauen. Die nächtlichen Ereignisse kamen für mich völlig unerwartet. Ich hatte beschlossen, das neue Jahr nicht zu feiern, und arbeitete ruhig in meinem Zimmer. Plötzlich versagte die elektrische Leitung. Bevor ich noch eine Kerze anzünden konnte, hörte ich hinterm Fenster das hölzerne Knattern von Schüssen. Man hatte sich schon an diese Töne gewöhnt, und ich zweifelte nicht.

Ich zog mich an und ging auf die Straße hinaus.

Im völligen Dunkel der Winternacht konnte ich eine große Volksmenge, die auf der Straße auf- und abwogte, mehr erraten als sehen. Die Luft war ein Getöse von Schritten und Stimmen. Das Schießen verstummte nicht und mir kam es vor, als bohrten sich die Kugeln in die Wand dicht über meinem Kopfe. Nach jeder Salve freute ich mich, daß der Tod noch vorübergegangen.

Doch die Neugier des Zuschauers überwog die Furcht. Ich zögerte an der Haustür in einem Haufen ebenso unschlüssiger Beobachter, wie ich es war. Wir tauschten kurze Fragen aus. Plötzlich, wie ein durchs Wehr gebrochener Strom, stürzte auf uns eine Menge von Menschen zu, die schreiend in panischer Angst liefen. Wir mußten entweder mit ihnen laufen oder zertreten werden.

Auf dem Ruhmesplatz sah ich mich wieder. Das Rathaus brannte und des Feuerschadens Schein beleuchtete die Umgebung. Ich erinnerte mich an einen Vers Vergils: dant clara incendia lucem. Du kennst den Umfang dieses Platzes. Und sieh, er war so voll, daß es schwer wurde, sich zu bewegen. Ich glaube, dort waren mehrere hunderttausend

Menschen. Die vom flüchtigen roten Feuer beschienenen Gesichter waren seltsam und unkenntlich.

Ich fragte viele, was geschehen sei. Es war amüsant, eine Reihe sich widersprechender und unglaublicher Antworten zu hören. Einer sagte, daß die Arbeiter alle wohlhabenden Leute totschlügen. Ein anderer, daß die Regierung alle Nichtvermögenden ausrotte, um der revolutionären Bewegung ein Ende zu machen. Ein dritter, daß alle Häuser unterminiert wären, und eine Explosion der anderen folge. Ein vierter wollte mich davon überzeugen, daß dieses gar keine Revolution sei, sondern ein furchtbares Erdbeben.

Und um diese Zeit, als auf dem Platz vor dem Feuerschein fast ein Viertel der Stadteinwohner plaudernd, verwundert, erregt sich drängte, geschah eben jenes furchtbare Ereignis, von dem du durch die Zeitungen hörtest. Der dumpfe Donner von Geschützsalven tönte, ein feuriger Strich zerschnitt das Dunkel und ein Explosivkörper fiel mitten in die dichteste Ansammlung der Leute. Neues Kreischen übertönte den Lärm und betäubte, fast wie ein körperlicher Schlag. Doch im selben Augenblicke explodierte eine zweite Granate. Dann wieder, wieder und wieder . . .

Das ratlose Ministerium hatte dem Kommandanten der Zentralfestung befohlen, auf alle Volksansammlungen zu schießen.

Wieder begann ein sinnloses Fliehen. Inmitten der springenden Granatensplitter, im drohenden Donner der Geschütze, in welchen die durchdringenden Schreie der Verwundeten drangen, taumelten die Leute zwischen Steinwänden hin, traten auf Gefallene, schlugen die Imwegstehenden mit Fäusten, kletterten auf Fensterbretter, auf Laternen, fielen aufs neue hinab und verbissen sich vor Wut mit den Zähnen in den Füßen der Nebenanstehenden. Dies war Schrecken und Chaos, war Hölle, in der man verrückt werden konnte. Auf

welche Weise ich auf den Nordischen Boulevard hinausgestoßen wurde, weiß ich nicht.

Hier begegnete mir eine Abteilung der Revolutionären.

Es waren nicht viele, etwa dreihundert Menschen, nicht mehr, doch es waren organisierte Truppen vor der bestürzten Menge. Um einander zu erkennen, trugen sie ihr Abzeichen: eine rote Binde auf dem Arm. Ihre gemessene Bewegung hielt den Menschenstrom auf. Das sinnlose Fliehen hielt ein, die Menge beruhigte sich.

Beim Lichte der Pechfackeln, das alles Umgebende ungewöhnlich und unzeitgemäß erscheinen ließ, erhob sich irgendein Mensch auf den Sockel der Statue des Nordens und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. Ich stand ziemlich weit, eng an einem Baum gedrückt, und konnte daher nur den allgemeinen Sinn der Rede hören. Die einzelnen Worte erstarben, ohne bis zu mir zu fliegen.

Der Redner rief zur Ruhe. Erklärte, daß der friedliche Lauf des Lebens nicht gestört würde und daß keinem der Bürger eine Gefahr drohe. Daß im ganzen Lande um diese Stunde dasselbe vor sich ginge wie in der Hauptstadt: überall ginge die Regierung zeitweilig in die Hände der Milizstäbe über. Daß nur eine geringe Zahl von Leuten gerichtet würde, — alle die der gestürzten „uns allen gleich verächtlichen" Regierung anhingen. Daß über diese Leute das Urteil des Geheimen Gerichtes schon ausgesprochen sei.

Zum Schluß sagte der Redner noch einiges von dem Tage, den man Jahrtausende hindurch erwartet hätte, von der endlich erkämpften Freiheit des Volkes.

Im allgemeinen war die Rede eine der allergewöhnlichsten. Ich dachte, die Menge würde den Schwätzer herunterreißen, ihn verjagen wie einen Narren, der in den Minuten der Gefahr lächerlichen Blödsinn treibt. Doch von allen Seiten hörte ich ungestüme Schreie der Zustimmung. Die noch vor einem

Augenblick schwankenden, fassungslosen, verzagten Leute verwandelten sich plötzlich in eine ganze Armee sinnloser und sich aufopfernder Aufrührer. Den Redner trug man auf den Händen, dabei die Revolutionshymne anstimmend.

Da fühlte ich plötzlich die Notwendigkeit, zu sein nicht in der Menge, aber mit Menschen, die gleich mir denken, mit Freunden. In meiner Seele erstand das Bildnis des Domes, und ich begriff, daß in dieser Nacht der Platz eines jeden Gläubigen neben jenen Symbolen sei, die unsere Anbetung schon zum Heiligtume gemacht hatte.

Ich lief auf dem Boulevard so rasch als ich es nur inmitten der allgemeinen Bewegung konnte. Und schon waren überall die Milizen, welche, da sie die elektrische Leitung noch nicht herzustellen wünschten, eine Beleuchtung aus Fackeln inszenierten. Patrouillen schritten vorüber, die sich um die Ruhe bekümmerten. Hier und dort bemerkte ich kleine Meetings in der Art von jenem, dem ich beiwohnte.

Irgendwo ferne dröhnten zuweilen noch Salven.

Ich bog in den dunklen Gerichts-Prospekt ab, und, mich allmählich an den Weg inmitten des Labyrinthes alter Gäßchen erinnernd, tastete ich mich bis zum Eingang unseres Domes durch.

Die Türen waren geschlossen. Ringsum war es menschenleer.

Ich klopfte an die Türe auf die gewohnte Art und man ließ mich ein.

Die Treppe wurde von einer Lampe nur schwach erhellt.

Und ganz wie Schatten in einem jener Kreise der Danteschen Hölle drängten die Menschen sich, und stiegen hinab und hinauf. Das halbe Dunkel veranlaßte alle, zu flüstern. Und fühlbar war die Anwesenheit eines Druckes in all dem leisen Gespräch.

Ich bemerkte Bekannte, hier waren Hero und Irene und Adamant und Dmitri und Lycius und alle und alle. Man begrüßte sich mit mir. Ich fragte Adamant:

„Was denkst du von all diesem?"

Er antwortete mir:

„Ich denke, dies ist das Ultimatum. Dies ist das endliche Scheitern jener neuen Welt, die, vom Mittelalter an gerechnet, etwa drei Jahrtausende währte. Dies ist die Aera neuen Lebens, welche unsere Epoche mit den Zeiten des russisch-japanischen Krieges und den Feldzügen Karls des Großen im Sachsenlande in ein ganzes vereinigen wird. Wir aber, alle wir zwischen den zwei Welten werden von diesen gigantischen Mühlsteinen zu Staub zermalmt werden."

Ich ging nach oben. Der kaum beleuchtete Saal des Domes schien noch riesiger zu sein. Die Winkel verlängerten sich ins Unendliche. Die Symbole unserer Feierlichkeiten wuchsen geheimnisvoll und verzerrt aus der Finsternis.

Im halben Lichte standen Gruppen von Menschen. Irgendwo war eines Weibes hysterisches Weinen.

Man rief mich an. Es war Anastasia. Sie saß auf dem Fußboden. Ich ließ mich neben ihr hin. Sie ergriff meine Hand, sie, die gewöhnlich so verhaltene, selbst in den Stunden der Saturnalien, warf sich aufschluchzend an meine Brust und sagte:

„Und so ist alles aus, das ganze Leben, die ganze Möglichkeit, zu leben. Lange Geschlechter, Hunderte von Geschlechtern bereiteten meine Seele vor. Ich kann nur in der Pracht leben und atmen. Ich hab' Flügel nötig, kann nicht kriechen. Ich muß über den anderen sein, ersticke, wenn allzuviele neben mir sind. Mein ganzes Leben liegt in jenen überzarten, jenen verfeinerten Erlebnissen, welche nur die Höhe ermöglicht! Wir, Treibhausblüten der Menschheit, müssen ja in Wind und Staub vergehen. Und ich will nicht, ich will nicht

eure Freiheit und Gleichheit! Ich will lieber eure verschlagene Sklavin sein, als ein Genosse eurer Brüderlichkeit!"

Sie schluchzte und, ihre kleinen Fäuste ballend, drohte sie jemand. Ich suchte sie zu beruhigen, sagte, daß es noch zu früh wäre zu verzweifeln, unvernünftig, dem ersten Eindruck sich hinzugeben. Die Revolutionäre übertrieben natürlich ihren Sieg. Vielleicht würde morgen die Regierung sie aufs neue unterbekommen. Vielleicht wäre ihnen in der Provinz der Umsturz gar nicht gelungen ... Doch Anastasia hörte mich nicht.

Plötzlich kam alles in Bewegung. Viele standen auf und andere hoben die Köpfe. Licht irrte — und vor dem Altar stand Theodosius.

Zwei Diakonissinnen in weißen Gewändern trugen wie immer die hohen Leuchter vor ihm her. Er selbst war in schneeweißem Chitone, seine dunklen Locken fielen über seine Schultern, sein Gesicht war sehr ruhig und sehr streng.

So stand er vor dem Altar, breitete segnend seine Hände und sprach. Seine Stimme drang in die Seele wie Wein.

„Schwestern und Brüder!" sagte er, „für uns beginnt der Tag der Freude. Unser Glauben kann nicht sterben, denn er ist die ewige Wahrheit des Seins, und selbst unsere Denker tragen dies, wenn auch verborgen, wenn auch unbewußt, in sich. Unser Glaube ist das letzte Geheimnis der Welt, das man in allen Jahrhunderten gleich verehrt, auf allen Planeten. Für uns aber ist jetzt der Tag gekommen, unsern Glauben zu bekennen vor allen Zeiten und der Ewigkeit. Wir dürfen uns der höchsten Leidenschaft angeloben: jener vor dem Tode. Erinnert euch, wie oft wir in sinnlicher Verzückung unsere Körper geißelten und wie der Schmerz die Süßigkeit des Verlöbnisses verdoppelte. Der Tod aber wird den Jubel verdreifachen, verzehnfachen. Der Tod wird weit öffnen die Pforten zur Ruhe, die ihr noch nicht wißt, zum blendenden

Lichte, das ihr noch nicht kennt. Schwestern! Brüder! Der Augenblick letzter Vereinigung wird wie ein Blitz unser ganzes Sein durchdringen und noch unser letzter Atem wird ein Schrei sein unsagbaren Glückes. O ihr letzten Gläubigen, o ihr letzten Märtyrer des Glaubens, ich sehe, o ich sehe Kränze des Ruhmes auf euren Häuptern!"

Ich bin fest davon überzeugt, daß in der Stimme des Theodosius sowohl wie in seinem Blicke eine hypnotische Kraft ist. Unter seinem Einfluß wurden alle im Dome wie umgewandelt. Ich sah ekstatische Gesichter. Ich hörte heroische Ausrufe.

Theodosius befahl, die Hymne zu singen. Jemand setzte sich an die Orgel. Die Luft wogte. Die Melodie erfüllte den dumpfen Raum, strömte zwischen uns hin, verflocht uns alle mit ihrem unüberwindlichen Netz in ein vielgesichtiges Wesen. Die Verse unseres großen Poeten rissen sich unwillkürlich von unseren Lippen los, so wie unwillkürlich der Ozean tönt im Rufe des Windes. Wir waren wie singende Saiten eines großen Orchesters, Stimmen gewaltiger Orgel, rühmend das ewige Rätsel, preisend schöpferische Leidenschaft.

Etwas später rief man mich in den Rat der Ausführenden. Beim Schein der Kerzen versammelten wir uns im gewöhnlichen Zimmer des Rates. Kaum erkennbar waren die göttlichen Fresken an den Wänden. Theodosius war Vorsitzender.

Er sammelte alle Daten über den Lauf des Aufstandes. Die Lage war hoffnungslos. Die ganze Armee ging zu den Revolutionären über. Alle Generäle und höheren Offiziere waren arretiert und größtenteils schon verurteilt. Die Zentralfestung erlag dem Sturmangriff. Sämtliche Regierungsgebäude — das Palais, das Parlament, die Polizeipräfektur — nahm die Miliz ein. Die aus der Provinz kommenden Nachrichten meldeten betreff der anderen Städte einen ähnlichen Erfolg des Aufstandes.

Die Frage wurde aufgeworfen, was zu tun sei. Die Mehrzahl schlug vor, sich zu ergeben und der Gewalt zu unterwerfen.

Theodosius schwieg zu all diesem. Dann nahm er aus einem Täschchen ein Papier und legte es uns zur Durchsicht vor. Das war eine der Proskriptionslisten des Zentralstabes. In ihr waren alle jene aufgezählt, die in unserem Ausführenden Rate saßen, darunter auch ich. Uns alle hatte das Geheime Gericht zum Tode verurteilt.

Ein bedrücktes Schweigen begann. Theodosius sagte:

„Brüder! Lasset uns die Schwächeren nicht in Versuchung führen. Zeigen wir diese Liste allen Gläubigen, so werden viele schwankend werden. Werden hoffen, durch Verrat und Abtrünnigkeit sich das Leben zu kaufen. Aber die Liste verheimlichend, lassen wir sie an der großen Ehre teilnehmen, durch die Tat des Todes die Reinheit ihres Glaubens zu besiegeln. Erlauben wir ihnen denn mit uns zu teilen unser dreifach beneidetes Schicksal."

Jemand wollte erwidern, doch zaghaft. Theodosius näherte ruhig das Papier mit den Namen dem Licht und verbrannte es. Wir sahen, wie die kleine Rolle sich langsam in Asche verwandelte.

Plötzlich klopfte eine Diakonissin. Ein Vertreter des Stabes begehrte uns zu sprechen.

Ein junger, entschlossener, zuversichtlicher Mensch trat ein. Im Namen der zeitweiligen Regierung verlangte er, daß ein jeder von uns sich in seine Wohnung verfüge. Ein besonderes Komitee würde, dies waren seine Worte, das Statut unseres religiösen Bundes durchsehen und feststellen, ob er dem gesellschaftlichen Leben unschädlich sei.

Wir wußten, daß diese Worte nur Betrug seien, da wir schon verurteilt waren. Einige Augenblicke schwiegen alle. Die alsdann gesprochenen zwei Reden — die des Theodosius



und jene des Abgesandten — kann ich auswendig. In kurzen Worten sprachen sich in ihnen zwei Weltanschauungen aus.

Dieses sprach Theodosius:

„Die neue Regierung spricht umsonst mit uns diese lügnerische Sprache. Uns ist es schon bekannt, daß wir alle vom Geheimen Gericht zur Hinrichtung verurteilt sind. Wir wissen, daß unser heiliger Glauben von euch schon von vornherein als unsittliche Sekte gebrandmarkt ist. Aber wir erkennen eure Gewalt und euer Gericht nicht an. Wir stehen auf jenen Höhen der Erkenntnis, die ihr niemals erreichtet, und darum ist es nicht an euch, uns zu richten. Wenn ihr nur ein wenig bekannt seid mit dem Kulturleben eurer Heimat, so seht die hier Versammelten an. Wer sind diese! Die Blüte unserer Zeit: eure Poeten, Künstler, Denker. Wir sind der Ausdruck, wir, die Stimme jenes Lautlosen, Ewigstummen, das sich aus Einsen gleich euch zusammensetzt. Ihr seid die Finsternis; wir, das aus ihr sich gebärende Licht. Ihr, die Möglichkeit des Lebens; wir — das Leben. Ihr seid der Boden, der not und nützlich ist nur dazu, daß aus ihm wachsen könnten Stengel und Blüten — also wir. Ihr verlangt, wir sollen uns in unsere Häuser begeben und dort eure Dekrete erwarten. Wir verlangen, daß ihr auf den Händen uns zum Palais traget und auf den Knien liegend unseren Willen entgegennehmet."

Du kennst ja den Theodosius. Kennst alle seine Fehler: seine Heuchelei und Kleinmütigkeit, seine kleinliche Ruhmsucht. Doch dieses Mal, seine letzte Predigt sprechend, war er wirklich groß und schön. Er war wie ein biblischer Prophet, sprechend zu aufrührerischem Volke, oder wie ein Apostel erster Christenzeit, irgendwo in den Katakomben des Kolosseums, inmitten Scharen von Märtyrern, die gleich in die Arena hinausgeführt werden, den Raubtieren zum Zerfleischen.

Und dieses antwortete der Abgesandte dem Theodosius:

„Um so besser, wenn ihr euer Los schon kennt. Tausendjährige Versuche zeigten uns, daß morschen Seelen kein Platz im neuen Leben sei. Sie waren eine tote Kraft, die bisher all unsere Siege verhinderte. Nun, am Tage der großen Umgestaltung der Welt, entschlossen wir uns zu einem unumgänglichen Opfer. Wir wollen all die Toten, all die zur Neugeburt Unfähigen von unserem Körper abhauen, wenn auch mit gleichem Schmerze, so doch auch mit gleicher Unerbittlichkeit, mit der man einen kranken Körperteil abschneidet. Und warum rühmt ihr euch, daß ihr Poeten und Denker wäret! In uns ist genug Kraft um ein ganzes Geschlecht von Weisen und Künstlern zu gebären, wie sie die Erde noch nie gesehen, wie ihr sie auch nicht einmal zu ahnen vermöget. Nur der fürchtet, zu verlieren, in dem keine Kraft ist, zu schaffen. Wir sind die schöpferische Kraft. Wir brauchen nichts Altes. Wir sagen uns von jedem Erbe los, weil wir uns unsere Schätze selbst schmieden wollen. Ihr seid das Vergangene, wir das Künftige; aber das Gegenwärtige, das ist das Schwert in unseren Händen!"

Lärm erhob sich. Alle sprachen gleichzeitig. Ich mußte schreien:

„Ja! Barbaren seid ihr, die keine Vorfahren haben. Ihr verachtet die Kultur der Jahrhunderte, weil ihr sie nicht begreift. Ihr rühmt eure Zukunft, weil ihr geistig arm seid. Ihr seid eine Kugel, die schamlos den Marmor des Altertums zerschlägt!"

Der Abgesandte des Milizstabes sagte zuletzt in offiziellem Tone:

„Im Namen der zeitweiligen Regierung geb' ich euch Zeit bis zum heutigen Mittag. In dieser Zeit habt ihr die Pforten eures Domes zu öffnen und euch in unsere Hände zu geben. Nur so werdet ihr Hunderte von Leuten, die ihr durch Trug

und Verführung an euch zogt, vor unnützem Tode bewahren. Das ist alles."

„Und wenn wir nicht gehorchen?" fragte Lycius.

„Werden unsere Geschütze dieses Gebäude dem Erdboden gleichmachen, und euch alle werden die Trümmer begraben."

Der Abgesandte entfernte sich.

„Den Dom zerstören!" wiederholte Lycius, „unseren Dom, die wundervollste Schöpfung Leanders! Mit Statuen und Bildern der größten Meister! Mit unserer Bibliothek, der fünftgrößten in der Welt!"

„Mein Freund," entgegnete Adamant, „für jene ist unsere Kunst schon Archäologie. Ob nun in ihren Museen zehn unnütze Altertümer mehr sind oder nicht, — ist ihnen unwichtig."

Jemand sprach sein Bedauern darüber aus, daß man den Abgesandten lebend hinausgelassen. Theodosius hieß ihn schweigen.

„Wir sind hier," sagte er, „um unser Blut zu vergießen, nicht fremdes. Wir sind hier für eine Tat des Glaubens, nicht des Mordes. Lasset uns die purpurne Blässe unseres Martyrtums nicht verdüstern durch die schwarzen Flügel des Zornes und der Rache."

Durch die schweren Stores drang kaum ein Strahl des flimmernden Wintertages.

Unser Dom war völlig von Kerzen erleuchtet. Zum erstenmal sah ich solch eine Feier des Lichtes. Es waren vielleicht an tausend Flammen.

Theodosius befahl die Liturgie abzuhalten.

Noch nie war er so gewaltig. Noch nie erklangen die Stimmen des Chores so feierlich. Noch nie war die Schönheit der nackten Hero so flammend und so verzückend.

Der berauschende Rauch der Weihbecken liebkoste unsere Gesichter als wie mit schlanken flaumigen Fingern. Im

schattenhaft bläulichen Weihrauch geschahen die großen Handlungen vor dem Symbole. Ihrer Rangstufe folgend, nahmen die nackten Jünglinge die Hüllen vom Heiligtum. Der unsichtbare Chor der Diakonissinnen lobpries das Blinde Rätsel.

Fast gar nicht berauschend, erregte ein aromatischer süßglühender Wein jedes Beben des Leibes, jedes Verlangen der Seele. Beflügelte jeden durch die Erkenntnis, daß dieser Augenblick einzig und nicht zu wiederholen sei.

Hero in den goldenen Sandalen, mit einer goldenen Schlange als Gürtel anstatt jeder anderen Gewandung, und ihre zwölf Schwestern, die gleich ihr angetan waren, — sie gingen in einem leisen wiegenden Rundtanz durch den Dom. Die magischen Orgeltöne und das harmonisch-geheime Singen zogen jeden hinter ihr her, lenkte alle Blicke auf ihr gemessenes Wiegen.

Unmerklich, unfühlbar, unwillkürlich, folgten wir alle ihrem leisen Tanz. Und dieses Kreisen berauschte mehr als Wein, und diese Bewegung war trunkener als Liebkosungen, und dieser Gottesdienst übertraf jedes Gebet. Der Rhythmus der Musik wurde schneller, und schneller wurde auch der Rhythmus des Tanzes, und mit ausgestreckten Armen strebten wir vorwärts, im Kreise, ihr nach, der einzigen, der göttlichen — Hero. Und schon entrückte uns die Ekstase, und schon keuchten wir, durchglüht von geheimem Feuer, und schon zitterten wir, beschattet von der Gottheit.

Da ertönte die Stimme des Theodosius.

„Kommet ihr Gläubigen, das Opfer zu vollziehen.“

Alle hielten ein, erstarben, wurden unregbar. Hero, die wieder nahe dem Altar stand, erstieg die Stufen. Ein Zeichen des Theodosius rief einen Jüngling herbei, den ich bis dahin noch nicht gesehen. Errötend warf er sein Gewand ab und stellte sich neben Hero, nackt wie ein Gott, jung wie Ganymed, licht wie Balder.

Die Pforten öffneten sich und verschlangen das Paar. Der Vorhang wurde vorgezogen.

Auf den Knien liegend, stimmten wir die Hymne an.

Und Theodosius verkündete uns:

„Es ist vollbracht.“

Er erhob den Kelch und segnete uns.

Es strömten die betörten Töne der Orgel und keiner hatte mehr die Kraft, seine Leidenschaft zu verbergen. Wir umschlangen einander, und im plötzlichen Düster des aufsteigenden Weihrauches suchten sich die Lippen, die Hände, die Leiber. Dies waren Näherungen, Verbindungen, Vereinigungen, waren Schreie, Stöhnen, Schmerz und Jubel. War die Trunkenheit tausendgesichtiger Leidenschaft, wenn ringsum alle Bilder, alle Formen, alle Möglichkeiten, alle Biegungen weiblicher, männlicher und kindlicher Körper und alle Verzerrtheit und Verzücktheit der verwandelten Gesichter sind.

O noch nie, noch nie, fühlte ich solche Flamme, solche Unersättlichkeit des Verlangens, das vom Leibe zum Leibe eilen hieß in zweifache, dreifache, vielfache Umarmungen. Und nutzlos waren uns die Flagellanten, die an diesem Tage gleich allen von der Ekstase der Leidenschaft ergriffen waren.

Plötzlich, ich weiß nicht auf wessen Geheiß, schoben sich die dichten Hüllen der Vorhänge von den Fenstern und das ganze Innere des Domes ward den Blicken der Außenstehenden enthüllt: das Bildnis des Symbols, die rätselhaften Fresken an den Wänden und die Menschen, die in seltsamen Umschlingungen auf den weichen Teppichen lagen. Ein wütender Schrei drang von der Straße her bis zu uns.

Und schon bohrte sich der erste Schuß mit Getöse in das Spiegelglas der Fenster. Und dem ersten folgten weitere. Die pfeifenden Kugeln durchschnitten die Wände. Die Miliztruppen konnten das Schauspiel nicht ertragen, das sich hier

ihren Blicken enthüllte, und hielten daher die angegebene Zeit nicht ein.

Doch es war, als höre keiner die Schüsse. Die von unsichtbarer Hand gespielte Orgel setzte ihr betörendes Lied fort. Des Weihrauchs Aroma wogte in der erregten Luft. Und auch im klaren Tageslichte, wie früher beim Scheine der heiligen Kerzen, wurde der Kultus der Leidenschaft nicht geringer.

Hero, die in den Pforten des Altares stand, schwankte als erste und fiel, während ihre Lippen der Schmerz verzerrte. Hier und dort sanken Arme; einige Körper fielen wie in endgültiger Ermattung zusammen.

Es begann ein furchtbares Blutvergießen. Die Kugeln fielen zwischen uns wie Regen, als würde eine gigantische Hand sie schockweise auf uns streuen. Doch von den Getreuen wollte keiner fliehen oder freiwillig die Umarmung lösen.

Alle, alle, auch die Verzagten, auch die Kleingläubigen, wurden Helden, wurden Märtyrer, wurden Heilige. Das Todesgrauen floh unsere Seelen, als würde es einem magischen Worte gehorchen. Mit unserem Blute besiegelten wir die Wahrheit unseres Glaubens.

Einige, die getroffen waren, stürzten. Andere, in der Nähe der Gestürzten, drückten ihre Leiber fester aneinander. Und noch die Sterbenden suchten im letzten wütenden Kusse die begonnene Liebkosung zu vollenden. Ersterbende Hände streckten sich noch mit einer sinnlichen Geste. Im Haufen verkrümmter Körper war es schon unmöglich zu erkennen, wer noch liebkoste und wer schon starb. Inmitten der Schreie konnte man unmöglich das Stöhnen der Leidenschaft von dem des Todes unterscheiden.

Irgendwelche Lippen preßten sich auf die meinen und ich fühlte den Schmerz verzückten Bisses, der vielleicht nur der letzte Krampf eines Sterbenden war. In meinen Händen hielt

ich einen Körper, der entweder vor gesättigter Lust oder in letzter Agonie erkaltete. Dann warf auch mich ein dumpfer Schlag auf den Kopf in den Haufen der Körper, zu den Brüdern, zu den Schwestern.

Allein das letzte, was ich sah, war das Bildnis unseres Symboles. Allein das letzte, was ich hörte, war der Ausruf des Theodosius, den tausendfältiges Echo nicht unter den Gewölben des Domes, aber in den unendlichen, von Finsternis beschatteten Gängen meiner Seele wiederholte:

„In deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Der Aufruhr der Engel
Von
Anatole France

Als die fünf Engel die sieben hohen Terrassen erklommen hatten, die vom steilen Ufer des Ganges aufwärts bis zu in Lianen begrabnen Tempeln führen, erreichten sie durch überwucherte Alleen den verwilderten Garten, in dem Trauben ihren Duft verbreiteten und Affen lachten, und fanden in seiner Tiefe ihn, den zu suchen sie gekommen waren. Der Erzengel stützte die Ellbogen auf schwarze, mit Goldflammen bestickte Kissen. Zu seinen Füßen lagen Löwen und Gazellen, zahme Schlangen ringelten sich um die Bäume und wandten ihm ihr Freundesauge zu. Als er der englischen Besucher ansichtig wurde, belud sich sein Gesicht mit Schwermut. Schon als er noch die Stirn mit Weinlaub gekrönt und das Rebenzepter trug und die Menschen belehrte und tröstete, war sein Herz zu vielen Malen von Trauer übervoll gewesen, aber noch niemals seit seinem glorreichen Sturz hatte sein schönes Antlitz so viel Schmerz und Angst ausgedrückt.

Zita sagte, daß die schwarzen Fahnen scharenweise in allen Wüsten dieser Erdkugel versammelt seien; die Befreiung sei bedacht und vorbereitet in den himmlischen Provinzen, wo schon der erste Aufstand aufgegoren sei. Und sie fügte hinzu:

„Fürst, deine Armee erwartet dich, komm und führe sie zum Sieg."

„Freunde," erwiderte der große Erzengel, „ich wußte um den Gegenstand eures Besuches. Körbe mit Früchten und Honigscheiben erwarten euch im Schatten dieses großen Baumes. Bald wird die Sonne in die rosenfarbnen Gewässer des heiligen Stroms herabsteigen. Wenn ihr gegessen habt, werdet ihr angenehm in diesem Garten schlafen, in dem Verstand und Wollust herrschen, seit ich den Geist des alten Demiurgen daraus vertrieben habe. Morgen werde ich euch meine Antwort geben."

Die Nacht breitete auf den Garten ihre blauen Schleier. Und Satan schlief ein und hatte einen bösen Traum, und in

diesem Traum schwebte er hoch über der Erde und sah sie bedeckt mit aufrührerischen Engeln, schön wie die Götter und mit Augen, die Blitze schossen. Und von einem Pol zum andern stieg ein Schrei, aus zehntausend Schreien gebildet, zu ihm herauf, mit Hoffnung und Liebe beladen. Und Satan sagte:

„Voran! Suchen wir den alten Gegner in seiner Hochburg auf!“

Und er führte die unzählbare Armee der Engel über die himmlischen Ebenen. Und Satan wurde belehrt über das, was sich alsdann in der Himmelsburg zutrug. Als die Nachricht von diesem zweiten Aufstande dorthin gelangte, sagte der Vater zum Sohne:

„Der unversöhnliche Feind erhebt sich aufs neue. Denken wir nach und sehen wir uns in dieser Gefahr für unsere Verteidigung vor, damit wir unsere Hochburg nicht verlieren.“

Und der dem Vater wesensgleiche Sohn antwortete:

„Wir werden triumphieren in dem Zeichen, das Konstantin den Sieg verliehen hat.“

Die Entrüstung brach aus auf dem Berge des Herrn. Die getreuen Seraphim gelobten zuerst den Aufrührern schreckliche Todesstrafen; dann dachten sie daran, sie zu bekämpfen. Der Zorn, der in allen Herzen brannte, entflammte alle Gesichter. Man zweifelte nicht am Siege, aber man fürchtete Verrat und forderte jetzt schon die ewige Finsternis für Spione und Verbreiter von aufregenden Gerüchten. Man schrie, man sang die alten Hymnen, man jauchzte dem Herrn zu. Man trank die mystischen Weine. Der allzu aufgeblasene Mut war nahe am Sinken, und eine geheime Unruhe nistete sich in der verborgnen Tiefe der Seelen ein. Der Erzengel Michael übernahm den Oberbefehl. Er gab durch seine Ruhe den Geistern Sicherheit. Sein Gesicht, das seine Seele durchleuchtete, drückte Verachtung der Gefahr aus. Auf seinen Befehl durcheilten

die im langen Frieden dick gewordnen Vorsteher der Blitze, die Cherubim, mit schwerem Schritt die Wälle des heiligen Berges, ließen den trägen Blick ihrer Kinderaugen über die strahlenden Wolken des Herrn gehen und bemühten sich, die göttlichen Batterien in Stellung zu bringen. Nachdem sie die Verteidigungswerke in Augenschein genommen hatten, schworen sie dem Allerhöchsten, daß alles bereit sei. Dann beriet man über das Verhalten, das einzunehmen sei. Michael war für die Offensive. Dies sei, sagte er, als vollendeter Soldat, die oberste Regel. Man sei entweder Angreifer oder werde angegriffen. Ein Mittelding gebe es nicht.

Uebrigens, fügte er hinzu, passe diese angreifende Haltung vorzüglich für das Feuer der Thronen und Herrschaften. Ueber das Weitere konnte man dem tapferen Führer kein Wort entreißen, und dieses Schweigen schien das Zeichen eines Genies, das seiner sicher ist. Gleich als das feindliche Heer gemeldet war, schickte Michael drei Heere unter Führung der Erzengel Uriel, Raphael und Gabriel gegen es aus. Die Fahnen in den Farben des Orients entfalteten sich in den ätherischen Gefilden, und die Blitze rollten auf dem Sternenpflaster. Drei Tage und drei Nächte wußte man auf dem Berge des Herrn nichts über das Schicksal dieser anbetungswürdigen und furchtbaren Armeen. Beim Anbruch des vierten Tages kamen Gerüchte, unbestimmt und verworren. Man erfuhr noch unentschiedene Siege, den Widerspruch von Triumphen. Die glorreichen Taten häuften sich und brachen in wenigen Stunden hin. Man versicherte, daß Raphaels Blitze, auf die Rebellen geschleudert, ganze Schwadronen verzehrt hatten. Gut unterrichtete Leute behaupteten, die von der schamlosen Zita geführten Truppen seien unter den Wirbeln eines Feuersturms begraben worden. Der wilde Istar sollte in den Abgrund gestürzt und Steiß über Kopf so unversehens umgekehrt worden sein, daß die Lästerungen, die sein Mund aus-

spie, in einem wütenden Furz geendet hätten. Man glaubte mit Vorliebe, daß Satan, mit diamantnen Ketten beladen, aufs neue in den Höllenschlund gebannt sei. Indessen hatten die Führer der drei Armeen überhaupt noch keine Botschaft gesandt. Zu den Siegesnachrichten gesellten sich dumpfe Gerüchte, die an eine unentschiedene Schlacht, einen überstürzten Rückzug glauben ließen. Vermessene Stimmen gaben vor, ein Geist der untersten Klasse, ein Schutzengel, der niedre Arcade, habe das strahlende Heer der drei Erzengel zur Umkehr und in Verwirrung gebracht.

Man erzählte auch von Massenabfällen im nördlichen Himmel, wo die Empörung vor Anbeginn der Zeiten ausgebrochen war, und einige hatten sogar schwarze Wolken gottloser Engel sich dem auf der Erde gebildeten Heere der Rebellen anschließen sehen. Aber die guten Bürger verschlossen diesen widerwärtigen Gerüchten ihr Ohr und klammerten sich an die Siegesberichte, die von Mund zu Munde gingen und sich betätigten und bestätigten. Die erhabenen Orte klangen von Jubelhymnen wider: die Seraphim feierten Sabaoth, den Gott des Donners, auf Harfe und Psalterion. Die Stimmen der Auserwählten vereinten sich mit denen der Engel zum Preise des Unsichtbaren. Bei dem Gedanken an das Gemetzel, das die Diener des heiligen Zornes angerichtet hatten, stiegen Jubelseufzer vom himmlischen Jerusalem zum Allerhöchsten empor. Aber die Freude der Seligen, im voraus zum höchsten Grade gesteigert, konnte nicht mehr anwachsen, und das Uebermaß ihrer Glückseligkeit machte sie ganz und gar empfindungslos.

Die Gesänge hatten noch nicht aufgehört, als die Posten, die auf den Festungsmauern wachten, die ersten Flüchtlinge des göttlichen Heeres meldeten, gerupfte Seraphim, die in verwirrtem Flug ankamen, verunstaltete Cherubim, auf drei Beinen laufend. Mit unerschütterlichem Blick maß Michael,

der Kriegerfürst, den Umfang des Verderbens, und sein lichtvoller Verstand durchdrang dessen Ursachen. Die Heere des lebendigen Gottes hatten die Offensive ergriffen, aber durch einen jener unseligen Zufälle, die im Kriege die Pläne der größten Hauptleute umstürzen, hatten die Feinde ebenfalls die Offensive ergriffen, und es war nun die Wirkung davon zu sehen. Kaum hatten sich die Tore der Festung geöffnet, um die glorreichen und verunstalteten Trümmer der drei Heere aufzunehmen, als ein Feuerregen auf den Berg des Herrn niederfiel. Noch war die Armee Satans nicht in Sicht, und die Mauern von Topas, die Kuppeln von Smaragd, die Dächer von Diamant zersprangen unter den Entladungen der Elektrophoren mit furchtbarem Krachen. Die alten Wolken versuchten zu antworten, aber sie donnerten zu kurz, und ihre Blitze verloren sich in den öden Ebenen des Himmels.

Von einem unsichtbaren Feind geschlagen, gaben die getreuen Engel die Festungsmauern preis. Michael begab sich zu seinem Gott und meldete ihm, daß der heilige Berg binnen vierundzwanzig Stunden in der Gewalt der Dämonen sein werde, und daß es für ihn, den Herrn der Welten, das Heil nur mehr in der Flucht gäbe. Die Seraphim bargen die Kleinodien der himmlischen Krone in Koffern. Michael bot der Königin des Himmels seinen Arm, und die göttliche Familie entfloh dem Palast durch einen unterirdischen Gang von Porphyr. Eine Sintflut von Feuer fiel auf die Festung. Der glorreiche Erzengel nahm seine Kampfstellung wieder ein und erklärte, daß er die Festung niemals übergeben werde, und ließ bald die Fahnen des lebendigen Gottes heranbringen. Gleich am Abend zog das Heer des Aufruhrs in die dreimal heilige Stadt ein. Satan führte auf einem Pferde aus Feuer seine Dämonen. Hinter ihm schritten Arcade, Istar und Zita. Der alte Nectaire ritt wie bei den Triumphzügen des Dionysos auf einem Esel vorwärts. Dann flatterten hinter ihnen

in der Ferne die schwarzen Fahnen. Die Besatzung legte ihre Waffen vor Satan nieder. Michael stellte sein Flammenschwert dem siegreichen Erzengel zu Füßen.

„Nimm dein Schwert wieder auf, Michael," sagte Satan, „Luzifer gibt es dir wieder. Trage es zur Verteidigung des Friedens und der Gesetze."

Alsdann wandte er seine Blicke über die Führer der himmlischen Schlachtreihen und rief mit widerhallender Stimme:

„Erzengel Michael und ihr, Mächte, Thronen und Herrschaften, schwört alle, eurem Gott treu zu sein!"

„Wir schwören es," antworteten sie mit einer einzigen Stimme.

Und Satan sagte:

„Mächte, Thronen und Herrschaften, von allen vergangenen Kriegen will ich mich nur an den unbesieglichen Mut erinnern, den ihr entfaltet habt, und jene Treue, die ihr nach Möglichkeit bewahrt habt, und die mir eine Gewähr ist für die Treue, die ihr mir eben geschworen habt."

Am folgenden Tage ließ Satan im ätherischen Gefilde die schwarzen Banner an die Truppen verteilen, und die geflügelten Soldaten bedeckten sie mit Küssen und tränkten sie mit Tränen.

Und Satan ließ sich zu Gott krönen. Auf den funkelnden Mauern des himmlischen Jerusalems drängten sich Apostel, Hohepriester, Jungfrauen, Märtyrer, Bekenner, das ganze Volk der Auserwählten, das während der Dauer des wilden Kampfes köstliche Ruhe genossen hatte, zusammen und kostete am Krönungsschauspiel unendliche Freude. Die Auserwählten sahen mit Entzücken den Allerhöchsten in die Hölle gestürzt und Satan auf dem Thron des Herrn sitzen. In Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes, der ihnen den Schmerz untersagt hatte, sangen sie nach alter Weise dem neuen Gebieter Lobgesänge.

Und Satan tauchte in den Raum durchdringende Blicke und betrachtete jene kleine Erd- und Wasserkugel, auf der er einst die Rebe gepflanzt und die ersten tragischen Chöre gebildet hatte. Und er richtete seine Blicke auf jenes Rom, wo der gestürzte Gott durch Betrug und Lüge seine Macht gegründet hatte. Indessen regierte damals ein Heiliger dieser Kirche. Satan sah, wie er betete und weinte. Und er sagte zu ihm:

„Ich vertraue dir meine Braut an, behüte sie treu, ich bestätige dein Recht und die Macht, die Lehre der Kirche zu bestimmen, den Gebrauch der Sakramente zu regeln, Gesetze zu machen, um die Reinheit der Sitten aufrecht zu erhalten. Und jeder Gläubige ist verpflichtet, sich dem anzupassen. Meine Kirche ist ewig, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Du bist unfehlbar. Nichts ist anders geworden."

Und der Nachfolger des Apostels fühlte sich von Seligkeit überströmt, er warf sich nieder und antwortete, die Stirn gegen die Fliesen gedrückt:

„Herr, mein Gott, ich erkenne deine Stimme wieder. Du hast deinen Hauch wie Balsam in mein Herz gegossen. Geheiligt werde dein Name. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel."

Und Satan behagte sich in diesen Lobpreisungen und Danksagungen, er liebte es, seine Weisheit und seine Macht rühmen zu hören. Er lauschte mit Freuden den Lobgesängen der Cherubim, die seine Wohltaten feierten, und er fand kein Vergnügen daran, Nectaires Flöte zu hören, weil sie die Natur feierte, dem Insekt und dem Grashalm ihren Anteil an Macht und Liebe gewährte und Freude und Freiheit anrief. Satan, der einst bei dem Gedanken, daß der Schmerz auf Erden herrschte, bis tief ins Fleisch erbebt war, fühlte sich



jetzt dem Mitleid unzugänglich. Er sah das Leiden und den Tod als glückliche Wirkungen seiner Allmacht und allumfassenden Güte an. Und das Blut der Opfer stieg wie ein angenehmer Weihrauch zu ihm auf. Er verdammte die Intelligenz und haßte die Wißbegier. Er selbst wollte nichts mehr lernen aus Furcht, daß er beim Erwerbe einer neuen Wissenschaft sehen lasse, daß er nicht alle ohne weiteres besaß. Er gefiel sich im Geheimnis, und da er glaubte, von seiner Größe zu verlieren, wenn er verstanden würde, erkünstelte er Unbegreiflichkeit. Sein Hirn verdunkelte ein dicker Nebel von Theologie. Eines Tages kam er auf den Einfall, sich gleich seinem Vorgänger als ein Gott in drei Personen ausrufen zu lassen. Als er sah, daß Arcade während der Proklamation lächelte, verjagte er ihn aus seiner Gegenwart. Seit langem waren Istar und Zita auf die Erde zurückgekehrt. So vergingen die Jahrhunderte wie die Sekunden. Eines Tages tauchte er von seinem hohen Throne seine Blicke in die größte Tiefe des Abgrundes und sah Jaldabaoth in der Hölle, in die er ihn gestürzt hatte, nachdem er selbst lange angekettet gewesen war. Jaldabaoth bewahrte in der ewigen Finsternis seinen Stolz. Geschwärzt, gebrochen, schrecklich, erhaben, hob er einen Blick der Verachtung zum Palaste des Himmelskönigs und wandte dann den Kopf. Und der neue Gott, der den Gegner beobachtete, sah über das schmerzliche Antlitz Intelligenz und Güte gehen. Nun betrachtete Jaldabaoth die Erde, sah sie in Uebel und Leiden getaucht und nährte in seinem Herzen wohlwollende Gedanken. Plötzlich erhob er sich, und indem er mit seinen unermeßlichen Armen den Aether wie mit einem Doppelruder schlug, brach er auf die Erde vor, um die Menschen zu belehren und zu trösten. Schon brachte sein unermeßlicher Schatten dem unglücklichen Planeten einen Schatten so süß wie eine Liebesnacht.

Satan erwachte, in eiskalten Schweiß gebadet.

Nectaire, Istar, Arcade und Zita hielten sich neben ihm. Die bengalischen Finken sangen.

„Gefährten," sagte der große Erzengel, „nein, erobern wir den Himmel nicht. Es genügt, daß wir es können. Denn Krieg erzeugt wiederum Krieg und Sieg Niederlage. Der besiegte Gott wird Satan und der siegreiche Satan wird Gott. Möge mir das Geschick dieses furchtbare Los ersparen! Ich liebe die Hölle, die meinen Genius gebildet hat, und ich liebe die Erde, auf der ich einiges Gute getan habe, falls es möglich ist, in dieser schrecklichen Welt, wo die Wesen nur vom Mord bestehen können, welches zu tun. Jetzt ist, dank uns, der alte Gott seines irdischen Reiches entsetzt und alles, was auf diesem Erdball denkt, verachtet ihn oder kennt ihn nicht. Aber was nützt es, daß die Menschen Jaldabaoth nicht mehr unterworfen sind, wenn der Geist Jaldabaoths noch in ihnen ist, wenn sie nach seinem Ebenbilde eifersüchtig, gewalttätig, streitsüchtig und habgierig, Feinde der Künste und der Schönheit sind; was nützt es, daß sie den barbarischen Demiurgen verworfen haben, wenn sie nicht auf die Dämonen, ihre Freunde, hören, die alle Wahrheit lehren, auf Dionysos, Apollon und die Musen. Wir aber, wir himmlischen Geister, erhabene Dämonen, wir haben Jaldabaoth, unsern Tyrannen, vernichtet, wenn wir die Unwissenheit und die Furcht in uns vernichtet haben."

Und Satan wandte sich an den Gärtner:

„Nectaire, du hast mit mir gekämpft vor der Geburt der Welt. Wir sind besiegt worden, weil wir nicht verstanden haben, daß der Sieg Geist ist und daß wir Jaldabaoth in uns und nur in uns angreifen und vernichten wollen."

Nachbemerkungen

Martens' Novelle „Das Ende der Könige" erschien als Frühareit des Verfassers 1896 unter anderem Titel in der „Jugend" und ging dann in den bereits vergriffenen Novellenband „Gehetzte Seelen" über.

„Der König von Münster" von Wilhelm Schmidtbonn entstand wohl als Vorstudie seines ekstatischen Dramas „Die Stadt der Besessenen" und findet sich in der Legendensammlung „Der Wunderbaum", in der sich des Dichters Lebensandacht und Inbrunst am unmittelbarsten ausspricht. Das Buch erschien im Verlag Egon Fleischel u. Co.

In „Die Götter dürsten" gebe ich einige in sich selbständige Kapitel aus dem gleichnamigen Roman des Anatole France, einem der bedeutendsten dichterischen Dokumente zur großen französischen Revolution. „Aufruhr der Engel" ist das Schlußkapitel des ebenso betitelten Romans, in dem das typische Schicksal jedes Aufruhrs entwickelt und unter den Brennstrahl satirischer Betrachtung gerückt wird. Das Werk erschien von Rudolf Leonhard glänzend übertragen im Kurt Wolff Verlag.

Strindbergs „Königliche Revolution" und „Gerichtstage" sind den „Historischen Miniaturen" und den „Schwedischen Miniaturen" (Georg Müller Verlag) entnommen.

Wilhelm Schäfers schauriges Revolutionsbild „Fräulein von Sombreuil" und die minder blutige Episode aus einer gemütlicheren Revolution, „Das Heckerlied", sind in der bei Georg Müller erschienenen Gesamtausgabe der Werke des rheinischen Meistererzählers enthalten.

Aus Carlyles lebensvollem und unvergänglichem Geschichtswerk über die französische Revolution, in dem der Darsteller mehr Dichter als Historiker ist, wählte ich die wundervollen Kapitel vom Aufstand der Weiber, „Die Mänaden", und zwar in der von Erman umgearbeiteten trefflichen Uebertragung P. Feddersens, deren Abdruck der Verlag F. A. Brockhaus gütigst erlaubte.

„Vorspiel" und „Der junge Marquis" von Max Krell sind aus dem Manuskript gedruckt.

„Der Herr von Bassompierre“ von Curt Moreck wurde dem Novellenbande „Büßer des Gefühls“ (bei J. G. Cotta) entnommen.

Otto Rungs „Klub der Alten“ ist in einem Bande Novellen des dänischen Dichters, der in Kiepenheuers Liebhaberausgabe erschien, enthalten.

„Die Gefangenen auf der Plassenburg“ ist eines der Hauptstücke in Wassermanns bedeutender Rahmenerzählung „Der goldene Spiegel“, die im Verlage S. Fischer erschien.

Die Schilderung der Kommune in Paris ist Gipfelpunkt in Zolas Roman „Der Zusammenbruch“. Der Inselverlag gestattete den Abdruck dieses Kapitels, das in Maupassants „Staatsstreich“ sein komisches, provinziales Widerspiel findet. Mit gütiger Erlaubnis des Egon Fleischel Verlags bringe ich diese köstliche Novelle in der von Ompteda besorgten Uebersetzung der Gesamtausgabe.

Aus dem Erleben der Revolution geschaffen sind Artzibaschews Revolutionsnovellen, von denen hier „Der Blutfleck“ zum Abdruck gelangt. In diesen Novellen gibt der russische Dichter sein Bekenntnis zur Revolution. Sie haben den doppelten Wert als dichterisches und menschliches Dokument. Der agitatorische Geist lebt in ihnen als zündendes und mitreißendes Element.

Mehr ins Zeitlose und Unbedingte gestellt ist der Aufruhr in Max Brods „Putsch“, einem Kapitel aus dem Roman eines Indifferenten, „Schloß Nornepygge“, dem ebenso bedeutenden als wenig gekannten Hauptwerk des Prager Dichters, das im Verlag Kurt Wolff unlängst neu erschien.

Durch Rudolf Leonhards Skizze „Die Beine der Marie Leonore“ geht der Sturm unserer Tage.

„Die Trommel Luzifers“ ist ein Kapitel aus Meyrinks phantastischem Roman „Walpurgisnacht“ (im Verlag Kurt Wolff).

Der trefflichen Novellensammlung des russischen Dichters Valerius Brjussoff, „Die Republik des Südkreuzes“, ist das Stück „Die letzten Märtyrer“ entnommen.

Dieses Buch druckte die Buchdruckerei Mänicke
und Jahn in Rudolstadt im Auftrag von Georg
Müller Verlag in München in einer Auflage
von 4000 Exemplaren. Umschlagzeichnung
von W. Thöny, München.